

Wronthjorß

Clouidiuß

Gleüßbiogß

Hz



Jarvis G. Noeckh
September 1940

Kröners Taschenausgabe

Band 142



Matthias Claudius.

Nach einem Ölgemälde von Leisching

2012630

1309689

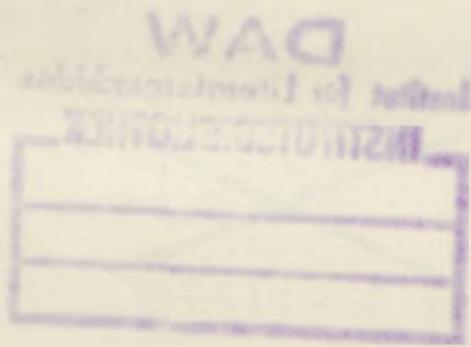
01

Matthias Claudius

Gläubiges Herz

Sein Werk für uns

Herausgegeben von Willi August Koch



Alfred Kröner Verlag · Leipzig

[1940]



900617

DAW
Institut für Literaturgeschichte
~~INSTITUTSBIBLIOTHEK~~

~~802853~~



**Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego**



1100883892

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

D143/13/10

95

Inhalt

Einleitung: Die Persönlichkeit und das Leben des
Matthias Claudius. Von Willi August Koch. . . . xv



Der Weise	I
An meinen Sohn Johannes	1
Schönheit und Unschuld. Ein Sermon an die Mädchen	6
Ein golden ABC	9
Ein silbern dito	12
Vom Glück eines guten Gewissens	15
Von ehrlichen Gefühlen in Ernst- und Kurzweilere- mpeln	16
Daß man selbst etwas sein muß	19
Brief an Andres vom heimlichen Schenken und rech- ten Wohltun	21
Von der Freundschaft	24
Von Männlein und Fräulein	26
Gelehrte Sachen	27
Denksprüche alter Weisen mit meinen Randglossen	29
Bei einem Begräbniß	32
Vom Abschiednehmen: Parentation über Anselmo, gehalten am ersten Weihnachtstage	33

Der Hausvater	35
Brief an Andres von wegen einer gewissen Vermutung	35
Vom Fest des Kinderkriegens	36
Kinderstil. Ein Brief des kleinen Fritz	37
Vom Herbstling und Eisäpfel	38
Brief an Andres, die Illumination betreffend	41
Brief an Andres wegen den Geburtstagen im August 1777	42
Um einige alte Kirchenlieder. Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter	46
Das erste wahre Mittel, in der Lotterie zu gewinnen	48
Ein sonderlicher Casus von harten Talern und Wald- horn.. .. .	49
Brief an Andres bei der Nachricht von einem Todesfall	50
 Zwiespalt	 52
Vom Rad des Wissens und vom Rad des Willens im Menschen	52
Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter über die Kinderzucht	55
Der Schleier der Seele.. .. .	64
Geburt und Wiedergeburt	65
Zeitliches und Ewiges	67
Warum der Mensch in der Herrlichkeit der Schöp- fung nach dem verborgenen Vollkommenen sucht ..	71
 Von der stillen Wahrheit	 75
Die Wahrheit	75
Daß die Wahrheit eine Sache sei	75

Daß die Wahrheit eine Arznei sei	79
Daß die Wahrheit ein Riese sei, der am Wege liegt und schläft	80
Wo die Wahrheit nicht zu finden sei	82
Gläubiges Herz	85
Vom Lesen im Johannesevangelium	85
Über das Gebet, an meinen Freund Andres	86
Das Gebet, das, nach dem Lactanz, ein Engel in der Nacht den Licinius lehrte	91
Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden	92
Andacht in der Natur	94
Im Juniüs	94
Am Karfreitagmorgen	94
Ein Brief an den Mond	95
Das Weltall eine große Familie	96
Vom Wachstum: Eine Parabel	98
Die gequälte Kreatur	100
Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte	100
Der Schwarze in der Zuckerplantage	101
Besuch im St. Hiob	101
Verflucht sei der Acker um Deinetwillen	105
Staat - Ordnung - Frieden	108
Das alte und das neue Regierungssystem	108
Über den Sinn der Gesetze	112

Politische Korrespondenz zwischen dem Küster Ahrendt und dem Verwalter Oluffen insonderheit die Kriegssteuer betreffend	115
Kriegslied	132
Schreiben eines Dänen an seinen Freund	134
Der Kritikus	141
Korrespondenz zwischen Grib, seinem Vater und seiner Tante nach einer Aufführung der Minna von Barnhelm	141
Von deutscher Art und Kunst	153
Oden	156
Aus der Rezension von Wieland's Amadis.. .. .	159
Der Deutsche Merkur	160
Goethe, Götze von Berlichingen mit der eisernen Hand	161
Ein Wort über die Operetten: Die Frühlingsnacht	163
Palámon, ein Schäferspiel mit Gesang	164
Herder, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts ..	165
Goethe, Die Leiden des jungen Werthers	165
Nicolai, Freuden des jungen Werthers	166
Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit	168
Lessing, Emilia Galotti	170
J. K. Lavaters Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe	171
Goethe, Zwo wichtige biblische Fragen und Brief des Pastors zu... .. .	176
Eine Abhandlung vom menschlichen Herzen, sehr curios zu lesen	178

Über das Genie	184
Kleine Geschichten, samt was man daraus lernen soll	189
Wandelbarkeit und freier Wille	192
Die Allesbekehrer	194
Stolz und Bildungsdünkel: Eine Thria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nach- richt gebe	195
Die Hauptsache oder die Förderung der Wahrheit	199
Die Poesie	201
Was ist der Mensch?	201
Der Mensch	201
Täglich zu singen	202
Das Kind	204
Anselmuccio	204
An ein neugeborenes Kind, das längst schon erwartet war.	204
Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schla- fend fand	205
Die Mutter bei der Wiege	205
Motetto, als der erste Zahn durch war	206
Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen	207
Der Bauer	210
Der glückliche Bauer	210
Abendlied eines Bauersmanns	213
Der Bauer, nach geendigtem Prozeß	215

Wandsbek	216
Das Wandsbeker Liedchen	216
Ankündigung des Wandsbeker Boten	217
Das Kartoffellied	219
Rheinweintlied	220
Als der Hund tot war	222
Mein Neujahrslied	223
 Herrlichkeit der Schöpfung	 226
Frau Rebecca mit den Kindern an einem Maimorgen	226
Abendlied: Der Mond ist aufgegangen	228
Die Sternseherin Lise	230
Ein Lied vom Reifen	231
Ein Lied hinterm Ofen zu singen	234
 Ewigkeit der Liebe	 236
Die Liebe	236
Frau Rebecca	236
An Frau Rebecca bei der silbernen Hochzeit.. .. .	237
 Das Mädchen	 239
Phidile	239
Phidile, als sie nach der Kopulation allein in ihr Kämmerlein gegangen war	241
 Tod	 243
Der Tod und das Mädchen	243
Christiane	243
Der Tod	244
Zum Tode der Schwester	244

Bei dem Grabe meines Vaters	245
Die Mutter am Grabe	246
Der Vater	247
Sterben und Auferstehn	247
Ein Seliger an die Seinen in der Welt	249
Rechenschaft	250
Nachrede zum ersten Jahrgang des Wandsbeker	
Boten	250
Was versteht Er denn eigentlich unter Poesie?..	252
Spekulations am Neujahrstage	252
Bekennnis eines Schriftstellers	254
Valet an meine Leser: Gestalt und Glaube ..	256
Eine heilige Gestalt	263
Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus	
wissen	263
Sein Reich ist nicht von dieser Welt	265
Von einem alten und neuen Bunde	267
Berichte, Briefe und Urtheile von Zeit-	
genossen zur Persönlichkeit des Mat-	
thias Claudius	271
Berichte	273
Eintragung des Vaters in die Familienbibel . . .	273
Eintragung in das Taufregister	273
Des Dichters Mutter schrieb auf das Schlußblatt	
einer Bibel, die der neunjährige Matthias zu Neu-	
jahr erhielt	274
Aus Claudius' Briefen an Johann Gottfried Herder	275

Aus Claudius' Briefen an Freunde und Gönner	285
An den Grafen Haugwitz	285
Schreiben des Matthias Claudius an den Staats- minister und Präsidenten der hessischen Landkom- mission, Friedrich Carl von Moser, in Darmstadt ..	286
Kündigungsschreiben des Präsidenten von Moser an den Oberlandkommissar Matthias Claudius	287
Antwortschreiben von Claudius an den Präsidenten von Moser	290
Gesuch an den Kronprinzen Friedrich von Däne- mark	292
An Friedrich Heinrich Jacobi	293
An Gräfin Katharina Stolberg	297
An Gisbert von der Smitten	299
Urteile von Zeitgenossen	301
Herder an Merck	301
Bode an Herder	302
Vosß an seine Braut Ernestine Voie	302
A. M. Sprickmann	303
Schubart über den ersten und zweiten Teil der Sämtlichen Werke	305
Merck an Wieland	306
Ernestine Vosß	306
Johann Kaspar Lavater	307
Goethe an Charlotte von Stein	308
Johann Friedrich Reichardt	308
Friedrich von Matthison	309
Ein Gast der Wandsbeker Familie	310

Wilhelm von Humboldt	312
Justus Möser in seiner Schrift gegen Friedrichs des Großen „De la littérature allemande“	313
Henriette Schloffer	313
Friedrich Heinrich Jacobi an Heinse	314
Aus Friedrich Heinrich Jacobis Anzeige des sechsten Theiles der Sämtlichen Werke von 1797	314
Caroline Herder an Gleim	316
Johann Friedrich von Meyer	316
Bericht des Schwiegersohnes Friedrich Perthes über Matthias Claudius' Tod	317
Wilhelm Herbst, des Dichters erster Biograph . . .	319
—	
Quellenverzeichnis	321
Schrifttum	324
Register	325

Die Persönlichkeit und das Leben

des Matthias Claudius

Der Auftrag, eine Neuherausgabe der Werke des Matthias Claudius vorzunehmen, stellt den Herausgeber vor ein tieferes als ein rein literarisches und literarhistorisches Problem. Claudius hat ein Werk hinterlassen, das sich aus religiösen und kritischen Aufsätzen, aus literarischen Gelegenheitsarbeiten und Eingebungen eines echten Dichters zusammensetzt. Dies alles ist in einer bunt gemischten Form, wie sie der Autor ihm selber gegeben hat, auf die Nachwelt gekommen. Keine bewußte Gliederungsabsicht ist in der Aufeinanderfolge der über ein Menschenalter verteilten acht Bände zu entdecken. Aber der Dichter sah gerade diese vom Leben selber geschaffene Form darin und wollte sie darin bewahrt sehen. Wenn man also nicht in einer vollständigen Neuausgabe dieses ganze Werk dem heutigen Leser neu zugänglich machen will, so muß man sich fragen: Zerstört nicht jede, auch die von den behutsamsten Händen unternommene Auswahl, die grundsätzlich diese „Absicht der Absichtslosigkeit“ in der Aufeinanderfolge beibehält, jene wildgewachsene Form? Und ist es nicht zweckdienlicher, eine Auswahl von einem Standpunkt aus zu treffen, der um dieses, auf den ersten Blick pietätlos erscheinende Vorgehen genau weiß, aber bewußt jene ursprüngliche Form verläßt – um eines tieferen und zeitgemä-

berer Verantwortungsbewußtseins willen dem Dichter gegenüber?

Das Leben, das Claudius in der ungereimten Aufeinanderfolge seiner Schriften auffangen wollte, sollte ein Ausdruck seiner Existenzform sein, jener „Knechtsgestalt“ alles Irdischen vor Gott, seinem Herrn. Die Schuldigkeit gegen den Dichter, der in dieser Haltung lebte und schrieb, verletzen wir nicht, wenn wir dabei auch zugleich eine Pflicht gegen unsere Zeit erfüllen, der man Lesen nicht um gewisser ästhetischer Formfragen willen noch erschweren darf. Wir folgen also nicht leichtsinnig einer Versuchung, wenn wir das Werk nach Inhalten sinngemäß zusammengefaßt haben, sondern wir wollen damit gerade jene Grundlage klar und eindringlich zum Sprechen bringen, auf der Leben und Werk des Claudius beruhten. Und indem wir uns bemüht haben, die überall in dem Werk zutage tretende geistige Entscheidung in ihren mannigfachen Auswirkungen in den einzelnen Abschnitten unserer Auswahl konkret herauszustellen, glauben wir dem absoluten Wert des Claudius'schen Lebens einen so bedeutsamen Dienst geleistet zu haben, daß im Vergleich dazu der Vorwurf nicht stichhaltig sein kann, seiner zeitlichen Existenz durch die Aufdröselung seines Werkes zu nahe getreten zu sein.

Die Menschen unserer Zeit wissen, daß niemals Literatur Bewegung und Leben erzeugen kann, sondern nur das Wort, das von einer wirklichen Kraft gespeist wird. Auch bei Claudius bewirkte die Kraft, die er in sich fühlte, sein Wort und bestimmte seine Sprache. Diese Rede zu hören, mag für manche Menschen eine Zumutung bedeuten, die jedoch in dem Augenblick aufhört, wenn sie die Sicherheit empfinden,

die durch jedes der hier niedergelegten Worte zu ihnen spricht. Auch mancher, dem die christlichen Glaubensinhalte ins Gebiet einer überwundenen Erbschaft entrückt vorkommen, empfindet ja Scheu und Achtung vor dem unantastbaren Ernst eines Glaubens, wenn er Bachs Passionen oder Kantaten hört; er fühlt sich trotzdem gestärkt oder getröstet, wenn er auch die innere Beziehung zum Glauben Bachs nicht mehr besitzt. Wer Claudius liest, ohne sich als Christ zu fühlen, macht eine ähnliche Erfahrung wie beim Hören Bachscher Musik. Die Beeindruckung geht auch bei Claudius nicht vom Ästhetischen allein, sondern vom Geistig-Religiösen aus. Die Kunst ist beiden Handwerk in einem höchsten Sinne. Sie dient in erster Linie dem Lob Gottes, in zweiter der „Recreation des Gemütes“. Bei Claudius heißt es: „Das meiste ist Einfassung und Spielwerk, das als ein Blumenkranz um einen Becher kalten Wassers gewunden ist, daß er desto freundlicher ins Auge falle.“ Der Trunk kalten Wassers, auf den Claudius in diesem eindringlichen Bilde anspielt, bedeutet für ihn die Lebensnotwendigkeit; auf das „Spielwerk“ dagegen läßt sich verzichten. Darunter versteht er nur seine Gedichte und seine Tageschriftstellerei; sie sind „Einfassung“ einer heiligen Sache: der laienhaften Verkündigung der christlichen Weltanschauung.

Ist es nun die besondere Fähigkeit dieses Mannes, mitunter gerade das auszusprechen, was für den Christen in den allgemeinen Weltlauf hineingehört – und damit eine zutiefst im Volksbewußtsein ruhende Schicht zu treffen, die wir als ewigen Vorrat deutschen Gemütes verehren und lieben? „Und unsern franken Nachbar auch“ – „Als der Hund tot

war“ – „Bratäpfel und Schneemann“ – sind es Beweggründe für ein Gedicht oder für einen Bericht, die vor hundertfünfzig Jahren lebendigeren Anreiz besaßen als heute? Sind die unvergesslichen Briefe an Andres – das zweite Ich – nicht eine Selbstbespiegelung zwar alles Hausbackenen, aber doch auch alles Heimelig-Besinnlichen im deutschen Wesen, entrückt dem Strom der Zeit, einfach innige und beglückende Zeugnisse der Poesie des deutschen Hauses? Damit gehört der Bote von Wandsbek in die Reihe der Männer, die das Bild des deutschen Volkstums entscheidend mitgeformt haben: Luther und Grimmelshausen, Herder und Goethe, Brentano und die Brüder Grimm.

*

Matthias Claudius ist am 15. August 1740 in dem Dorf Reinfeld in Holstein zwischen Kiel und Lübeck als der vierte Sohn des lutherischen Pastors Matthias Claudius und seiner zweiten Ehefrau Maria, geb. Lorck, geboren. Die Mutter stammte aus einer Ratsherrnfamilie in Flensburg. Sein väterliches Geschlecht hatte dem Schleswig-Holsteinischen Lande eine ununterbrochene Reihe lutherischer Theologen gestellt, seit dem ersten bestimmt nachweisbaren Ahnen, Ende des Reformationsjahrhunderts, Claus Paulsen, der als humanistisch gebildeter Mann nach der damaligen Gelehrtensitte seinen Namen in Claudius Pauli umgewandelt und als Pfarrer in Nordschleswig gewirkt hatte. Der Dichter hat eine glückliche Mischung von nordfriesischem und niedersächsischem Blut in sich. Sein souveräner Landesherr war der König von Dänemark, dem seit dem Jahre 1720 das Herzogtum

Holstein gehörte. Die Erziehung durch den altgläubig-frommen Vater, die dörfliche Idylle des Reinfelders Pastorenhauses dauerten, bis Matthias fünfzehnjährig für die Dauer von vier Jahren auf die „Evangelisch-Lutherische Lateinische und auch Schreib- und Rechen-Schule“ in dem nahegelegenen Plön kam, wo der bisher von dem Vater erteilte Unterricht von einer pedantischen, trockenen Lehrweise in lateinischer und deutscher Rhetorik und Stilistik und einer rationalistischen Religionsunterweisung abgelöst wurde. Als sich Matthias, neunzehnjährig, zusammen mit seinem Bruder Josias, auf der Universität Jena als Student der theologischen Fakultät einträgt, ist es das zweite Jahr des Siebenjährigen Krieges. Der erste Hauch eines erwachenden patriotischen Gefühls macht sich unter den Studenten bemerkbar, aber das Interesse der wenigen, die nicht in dem grobianischen Treiben des Studentenkuldes versinken, gilt philosophischen Fragen. Hier wird auf den meisten Lehrstühlen die Meinung vertreten, daß die Vernunft als die oberste Kraft des Menschen sein Denken und Handeln allein zu bestimmen in der Lage, berechtigt und verpflichtet sei, und über der Erörterung der Form des Erkennens werden die Inhalte des Daseins vernachlässigt oder gar vergessen. Claudius muß sich bereits auf der Universität in eine berechtigte Abwehr gegen diesen Formalismus hineingelegt haben; sein späteres Lieblingswort, daß die Wahrheit eine „Sache“ sei, läßt darauf schließen. Die altgläubige wie die aufgeklärte Richtung der Theologie vermögen nicht, den von Hause aus an ein praktisches Gefühlschristentum Gewöhnten zur Laufbahn des protestantischen Geistlichen zu bewegen. Claudius verläßt die Universitätsstadt nach einem

dreijährigen Aufenthalt, nachdem auch die Umsattelung von der Theologie zum Studium der Jurisprudenz, der Kameralwissenschaft und der Geschichte ihn zwar zu einem jungen Manne gemacht hat, der die Bildung der Zeit in sich aufnahm, dem aber die Universitätsjahre eher ein Mißtrauen gegen alles erlernbare und lehrbare Wissen als ein akademisches Erlebnis brachten.

Als Claudius sich in die Matrikel von Jena eintrug, war Gottsched ein alter Mann. Klopstock hatte durch die Veröffentlichung der ersten Gesänge seines Messias vor elf Jahren eine neue schwärmerische Epoche der Dichtung und zugleich eine empfindsame der Religiosität eingeleitet, Lessing begann gerade mit der Veröffentlichung seiner Berliner Literaturbriefe, Goethe war ein elfjähriger, von Klopstock begeisterter Knabe, und es war das Geburtsjahr Schillers. Claudius' geistig entscheidenden Jahre stehen also wenn auch unter dem sinkenden, so doch noch unter dem Stern der Aufklärung. Es ist mehr eine Zeit der Kritik als des schöpferischen Aufbaus. Versuche, den Menschen auf die Selbstbestimmung seiner Vernunft zu stellen, führen vorerst dazu, daß man alles daransetzt, die Geheimnisse, unter denen der Mensch unter einem geoffenbarten Glauben stand, zu erklären und damit die Bedingungen des Daseins zu enträtseln. Nicht umsonst ist Lessing der bedeutendste Geist dieser Epoche; sein kristallklarer Verstand räumt zwar eine Menge Vorurteile aus dem Wege, er muß aber, nach seinen eigenen Worten, seine schöpferischen Werke wie mit Pumpen aus sich herauspressen. Wie das Wunder durch den Verstand aus der Religion, so hatte die vorangegangene Generation aus der Dichtung auch

die Phantasie herauserklärt und allein moralische Produkte mit belehrendem Charakter als zulässig befunden. Durch Klopstocks weiträumiges Gedicht von der Erlösung der sündigen Menschheit durch Leiden, Sterben und Triumph des Heilandes waren zwar das Gefühl und die zerfließende Empfindsamkeit plötzlich wieder für die nach dem Neuen suchende Jugend vorhanden, aber auch hier waren es im Grunde doch Gedanken, intellektuelle Bilder, über die der Begründer eines neuen Stiles seine Gefühle ausbreitete; es waren auch hier die charakteristischen Züge eines durch die Vernunft vorgebauten, nach einem Plan entwickelten Weltganzen, das die Phantasie mit frommem Schauer erfüllte und zu Tränen rührte.

Der zwanzigjährige Matthias gerät, als er sich zum erstenmal zusammenhängende Gedanken über den Menschen macht, auf die Bahn eines dozierenden Vernunftpredigers, der über menschliche und göttliche Zuständigkeit genau Bescheid zu wissen glaubt, und der das grausame Geschick, das ihm den jüngeren Bruder Josias während der Jenenser Zeit an den Blättern wegsterben läßt, durch eine Häufung intellektueller Überlegungen zu enträtseln und damit seines schmerzlichen Charakters zu entkleiden sucht.

Fast scheint es, als sollte aus dem ungeschliffenen Studenten ein Poet werden, wie es hunderte gibt, die mit einigermaßen geschickter formaler Begabung ein Heftchen Lyrik zustandebringen, und dann auf einer Hauslehrer- oder Sekretärstelle ins bürgerliche Fahrwasser abgleiten.

Wie viele Generationsgenossen des Matthias sind diesen Weg gegangen! Ist es doch eine Zeit des Aufbruchs! Viele

glauben sich von dem Zeitgeist berufen, Sprenger und Löser der alten Ordnungen zu werden, gegen die diese intellektuell gerichtete Generation freilich zuerst im Literarischen angeht.

Was man eigentlich will, ist noch ganz ungewiß. Man redet von dem „freien Schwung“ in der neuen Lyrik, meint damit aber einen Aufbruch des Herzens zu – vorerst unbekanntem – freiheitlichen Zielen; indem man die dichterische Sprache von veralteten Fesseln befreit, bereitet man sich im Grunde einen Ersatz für soziale und politische Befreiungstaten, an die man sich mit mehr Gefühl klammert, als mit Überlegung an sie zu denken. Das unklare Gefühl findet in Deutschland noch lange Zeit keinen Gegenstand, an dem es sich verzehren kann. Claudius wird in dieser Zeit von den Heroen der Vergangenheit ergriffen: Die Hingebung an Shakespeare, Homer, Platon, Newton und Bacon bereiten ihn zu der persönlichen Begegnung mit drei bedeutenden Männern vor, die selber diesen Aufbruch verkörpern und für eine ganze Generation von Männern der Dichtung und Wissenschaft zu Führern werden: Klopstock – Lessing – Herder.

Von diesen drei Männern war Klopstock der in seiner Aufgabe bereits Gefestigste, als Claudius ihm persönlich begegnete. Klopstock wirkte mehr durch die Bedeutsamkeit seiner Leistung auf ihn als durch persönliche Führung. Sein Werk kreiste um Gott und um das Vaterland; es war christlich, es war von einem starken Gefühl geladen, und es war zugleich modern. So traf es bei Claudius auf die rechte, empfangsbereite Seele. Das Jahr, das Claudius (von 1764 bis 1765) als Sekretär eines Grafen Holstein in Kopenhagen

zubrachte, schenkte ihm den Verkehr mit der großen Welt und die Bestätigung seiner eigenen Sendung durch das Beispiel Klopstocks. Der Weg zu ihr lag freilich vorerst noch im Dunkeln. Als Matthias nach einem Jahr nach Reinfeld zurückkehrt, ist er ein junger gebildeter Mann, der Klopstocks und Gerstenbergs wertvolle Freundschaften besitzt; aber er läuft Gefahr, in dem Umbruch der Zeit von dem vielstimmigen Chor der Stimmen betäubt zu werden. Ein warm empfundenes Trauergedicht auf den Tod der Schwester wird bei seinem Erscheinen irrigerweise Klopstock selbst zugeschrieben: so verwechselbar ist noch seine Sprache in jenen drei Jahren, die er nach dem Kopenhagener Ausflug still daheim in Reinfeld bei den Eltern zubringt.

Ist Klopstock durch seine Dichtung jugendliches Ideal für ihn geworden, so bedeutet Lessing durch seinen Charakter einen Wertmesser für menschliche und dichterische Qualitäten für den jungen Claudius. Durch Verwandtschaftsbeziehungen Klopstocks hat Claudius im Juni 1768 die Stelle eines literarischen Redakteurs bei den „Adress-Comptoir-Nachrichten“ in Hamburg bekommen und hat den literarischen Kreis um Reimarus und Lessing kennengelernt. So kommt er ohne direkte Absicht in einen Beruf hinein, der ihn zum Journalisten an einem kleinen Nachrichtenblatt macht. Aber jetzt ist Claudius achtundzwanzig Jahre alt, und er hat drei Jahre Zeit der Besinnung in Reinfeld hinter sich. In dieser Zeit muß er sich endgültig dazu entschieden haben, das Leben als solches mit Mißtrauen zu betrachten und sich trotz dem zugleich über jedes Zeichen, jede Stunde zu freuen, durch die dieses Dasein glücklich erscheinen und beschwerdelos erlebt

werden kann. „Denn sind wir Menschen nicht gleichsam von der Hand des Schicksals aufs Rad des Jahres geflochten?“ Und gleichzeitig: „O wie schön, wie schön ist der Mai!“ Im Grunde besteht Claudius' Weltanschauung damals bereits aus einem positiven Pessimismus (wenn man solche Formeln will). Seine Ursachen liegen vor allem in der christlichen Erziehung mit ihrem eingewurzelten Begriff der menschlichen Erbsünde. Dadurch wurde in Claudius von Jugend auf ein Argwohn gegen jede Anstrengung, aber auch gegen jede vollbrachte Leistung des menschlichen Willens genährt. Und Argwohn und Mißtrauen hätten sicherlich aus Claudius einen anderen Menschen gemacht, einen skeptischen Beobachter wie Lichtenberg vielleicht —, wenn nicht die christliche Erziehung in ihrer weisen Methode gleichmäßiger Erweckung von Angst und Trost, von Leid und Hoffnung, diesem empfänglichen Gemüt ein Gegengewicht in der Vorstellung eines sündenlos-seligen Lebens nach dem Tode gegeben hätte. So ist sein Herz, durch die Predigt vom Verzicht auf irdische Erfolge, irdische Güter bescheiden gemacht, trotzdem eines, das „wie Steinkohlen glüht — still, stark und dampficht“ — ein fröhliches, ein gläubiges Herz!

Es bedeutet keine Überraschung, daß der junge Joh. G. Herder, der im Frühjahr des Jahres 1770 auf seiner Reise von Paris nach Kiel durch Hamburg reiste, von dem vier Jahre Älteren einen warm begeisterten Eindruck bekommt. Beide Männer sind echt religiös, beide sind schwärmerisch, beide wollen für Ursprünglichkeit des Gefühls gegen aus Regeln abgeleitete Vernunftdogmatik in der Religion wie in der Dichtung ankämpfen. Durch diesen dritten bedeutenden

Geist, mit dem Matthias in persönliche Beziehung gerät, erhält er eine starke und wertvolle Bestätigung seines eigenen Wesens. Wenn ihm Klopstock der Meister wurde, so wurde ihm Herder der Freund. Diese Freundschaft blieb auch weiterbestehen, als die geistige Kameradschaft zwischen den beiden Männern bereits keinen Bestand mehr hatte. Kurze Zeit, nachdem Herder Hamburg besucht hatte, sind die Wanderjahre des Matthias Claudius beendet.

Freiherr Heintich Karl von Schimmelmann hatte im Jahre 1762 das eine Stunde von Hamburg entfernt gelegene Gut Wandsbek, ein ursprüngliches Lehen, gekauft und erwarb sich damit das Recht auf die Betreuung des kleinen Landfleckens und seiner Bewohner. Wandsbek bestand aus ein paar hundert Häuschen in großen stillen Gärten und einem aus dem 16. Jh. stammenden Schloßchen. Seit 1745 war in dem kleinen Orte eine Dorfzeitung erschienen, eine Art Skandalblatt, das Klatsch aus Hamburgs Verwaltung und Gesellschaft brachte und davon lebte, daß es das gemeine Volk Hamburgs las. 1770 war das Blatt verboten worden. Schimmelmann, ein aufgeklärter Geist mit sozialen Interessen, bat Klopstocks Verleger Bode in Hamburg um einen geeigneten Schriftleiter, der seine Dorfzeitung im alten volkstümlichen, aber zugleich gesellschaftlich anständigen Sinne neu herausgeben könne. Bode übernahm den Verlag und bot Claudius den Redakteurposten an. So kam Claudius zu einer Stellung und Wandsbek durch ihn zu einer geistigen Bedeutung.

Ohne den Namen des Herausgebers bekanntzumachen, erschien der „Wandsbecker Bothe“ vom ersten Januar 1771

bis zum Juni 1775 unter Claudius' Redaktion. Die Zeitung erschien viermal in der Woche, hatte zwei Quartblätter Umfang, war auf einfaches Löschpapier gedruckt, bestand zu Dreiviertel aus politischen Nachrichten, die aus anderen Zeitungen zusammengestellt waren, und brachte im letzten Viertel auch „Gelehrte Artikel“ zur Literatur, kleine Prosaanfätze, volkstümliche Kurzgeschichten, Buchkritiken und Gedichte. Die Beiträge erschienen gewöhnlich anonym. Der Herausgeber fügte seinen eigenen Arbeiten öfters die Unterschrift „Der Bothe“ hinzu. Nur ein kleiner Kreis in Deutschland wußte, wer sich so nannte; nur von Mund zu Mund oder brieflich machten die Freunde auf die Zeitung aufmerksam. Sie brachte es aber nicht über eine Auflage von vierhundert Stück, krankte seit ihrem Beginn daran, daß sie den engen Absatzkreis einer Dorfzeitung hatte, machte schließlich dem Verleger keine Freude mehr und stellte ein Vierteljahr, nachdem Claudius als Redakteur entlassen war, im Oktober 1775 ihr Erscheinen ein. Das ist die Geschichte des „Wandsbecker Boten“.

Seine innere Bedeutung für Claudius bestand einmal darin, daß er gezwungen wurde, nicht nur volkstümlich zu schreiben, sondern auch so zu denken, wollte er von seinen Lesern verstanden werden. Zum anderen konnte Claudius die Elite des damaligen geistigen Deutschland an eine volkstümliche Aufgabe heranzuführen suchen: Goethe, Herder, Lessing, Bürger, die beiden Stolbergs, Kramer, Miller, Boff, Boie, Hölty, Gerstenberg, Johann Georg Jacobi, Gleim, Ramler, Ebert, Denis u. a. sandten Beiträge für die Zeitung. Diese Beiträge tragen freilich nicht den einheitlichen Cha-

rakter einer weltanschaulich geschlossenen Gruppe; denn Claudius war zu sehr gezwungen, aufzunehmen, was er bekam, um die Spalten des Blattes zu füllen.

Als „Wandsbecker Bothe“ hat sich Claudius' wirkliches Wesen herausgestellt: die „Knechtsgestalt“, hinter der sich alles Tiefe und Besinnliche unangefochten bergen konnte; hier konnte der Bote, was seine Seele liebt und höher achtet denn alle Vernunft: Armut des Geistes und ein kindliches Herz, zu einem Werk tätiger Weltfrömmigkeit gestalten, wie es der Heiland vorgelebt. Und Wandsbek bleibt der Ort, wo diese Gestalt nachzuleben versucht wird. Es ist das Haus, es ist die Familie, wo der Bote nun fünfundvierzig Jahre lang lebt und wirkt – das einjährige Darmstädter Intermezzo abgerechnet, als durch Herders Vermittlung Claudius eine Redakteurstelle bei dem Hessischen Ministerium innehatte, sowie die Flucht vor den Kriegswirren im Winter 1813/14. Nachdem die Zeitung eingegangen ist, lebt Claudius von gelegentlichen Übersetzungsaufträgen, von dem, was die Freunde schicken (vor allem Herder), und von dem Ertrag, den die Herausgabe seiner Schriften, die in den Jahren 1775, 1778, 1783, 1790, 1798, 1803 und 1812 in acht Teilen erscheinen, abwirft, bis er – mehr der Form halber – auf ein Unterstützungsgesuch hin die Stelle eines Bankrevisors an der dänischen Speziessbank in Hamburg erhält, und damit vom Frühjahr 1788 ab wenigstens die feste, wenn auch bescheidene Einnahme von 800 Reichstalern jährlich.

Am 21. Januar 1815, fünfundsiebzig Jahre alt, stirbt Matthias Claudius in seinem Hause in Wandsbek – betrauert

von seiner Frau Rebecca, neun Kindern, einer Schar Enkeln und einem durch Entfremdung oder Tod stark gelichteten Freundeskreis.

*

Betrachten wir rückschauend dieses Leben, so fällt vor allem als besonders merkwürdig sein gleichförmiger Verlauf nach dem Selbstwerden des Boten in Wandsbek im Jahre 1770 auf. Dieses Jahr wurde für den erst dreißigjährigen Mann der Wendepunkt zur Stille, zur Familie, zum zurückgezogenen Schaffen. Es ist der gleiche Zeitpunkt, zu dem in einer jungen Generation in Deutschland die Saat Rousseaus und Klopstocks mächtig aufgeht, da Natur, Gefühl, Freiheit, Genie, Leidenschaft die großen Schlagworte einer geistigen Bewegung werden, die in verstärktem Maße den Kampf gegen die Folgeerscheinungen der Aufklärung auf literarischem, religiösem und sozialem Gebiete aufnimmt und dabei den Lebenswillen des Individuums als einzigen Wertmaßstab gelten läßt. Claudius hat seinen persönlichen „Sturm und Drang“ freilich bereits hinter sich, als dieses Wort zur Lösung einer ganzen Bewegung wird. Kopenhagen hatte für ihn etwas Ähnliches bedeutet wie Straßburg oder Frankfurt für Herder und Goethe. Von Wandsbek aus betrachtet er wie von einem sicheren Port die Wirren der Welt als kritischer Beobachter. So bespricht er zwar mit Wärme und Verständnis das populärste Werk der jungen Genies, Goethes „Werther“, aber er begrenzt seine Zustimmung. Er verwirft nämlich den Selbstmord Werthers. Aber er tut dies nicht wie der Berliner Nicolai von dem Standpunkt des platten Menschenverstandes aus, sondern er warnt vor den Folgen einer

maßlosen Leidenschaft, „wenn Freund Hain mit der Spitze kommt“.

Für jede religiöse Lehre ist es von zentraler Bedeutung, wie sie sich mit der Tatsache des Todes auseinandersetzt; denn aus dieser Einstellung bezieht sie die letzte Überzeugungskraft für ihre sittlichen Anforderungen an das Leben. Claudius war der Überzeugung, daß der Tod erst das Leben durch eine Umwandlung zu einem geistigen Sein verwandle, und er fühlte sich durch ein immer bewußteres Hinstreben auf diesen Augenblick gleichsam dazu ausersehen, das Rätsel der Trennung vom Leben näher zu ergründen. „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studiert, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll“ wird als eines seiner Worte aus seiner Todesstunde berichtet. Die Auffassung eines solchen Lebens paßte schwerlich in die Anschauung einer Zeit hinein, die in ihrer letzten Absicht auf eine neue Lebenslehre gerichtet war; aber – wem erschien sie weniger berechtigt?

Wie sich Claudius von den unbefriedigenden Erklärungen der Aufklärungsphilosophen enttäuscht abgewandt hatte, so geht er still seinen Weg allein weiter, als das weltliche Evangelium von Weimar und von Königsberg durch einen Kunstgriff die christliche Auffassung widerlegen will. „Auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen kommt es an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung, Haltung, die man sich vorsetzen und danach man streben muß.“

Sein Glaube ist deshalb so allesdurchdringend und allesbildend, weil der Bote mit schlafwandlerischer Sicherheit jede Form von „Interpretation“ von diesem seinem eigentlichen und einzigen geistigen Seinsgrunde fernhält. Der Heiland

tritt wie eine gegenwärtige Person aus seinen Schriften, besonders aus den „Briefen an Andres“, entgegen. Die Gabe des Dichters Claudius, sehr oft vor seinem geistigen Auge zum Gegenstand der Anschauung zu ergänzen, was die Möglichkeit dazu in sich birgt, hat seinen Glauben an die stete Greifbarkeit des Heilandes noch gefördert. Die Paradoxie, daß sich Gott in einer begrenzten menschlichen Gestalt offenbarte, obwohl er allzeitgegenwärtig ist und bleibt, nimmt er als Tatsache einfach hin. Er ist darin reiner Schöpfer aus dem Glauben. Und dieser Glaube brachte, was es seit Luther in Deutschland nicht mehr in solcher naturwüchsigem Entfaltung gegeben hatte, den besonderen Stil des Schriftstellers, des Dichters hervor. Fast ein neuer dichterischer Sprachschatz, der ganz dem Konkret-Alltäglichen verhaftet bleibt, ist aus dieser Haltung hervorgegangen. Seit der Renaissance hatte stets die Kunstform die Eingebung bestimmt; bei Claudius bestimmte zum erstenmal wieder die Eingebung die Kunstform. Wenn er sein Gottesdienertum als in keinem Gegensatz stehend empfand zu der Verkündigung seiner Überzeugung im geschriebenen, dichterisch gestalteten Wort, so folgte er dabei nicht einem zufällig entstandenen Entschluß, sondern überließ sich einem Vermächtnis, das ihm von seinen pastörliehen Ahnen her im Blute lag. Die Gabe, das Wort zu gebrauchen im Dienste des Höchsten, ist bei ihm Herzensbericht. Seine Poesie bedeutet – wie in den frühen Zeiten der Menschheit – wieder religiöse Verrichtung, nicht in dem modern verstandenen Sinne eines Religionserfakes, sondern als ein zu Ehren Gottes unauffällig betriebenes Handwerk. Sein nächster Verwandter in dieser Auffassung seiner Begabung und ihres

Zweckes ist Johann Sebastian Bach. Er schreibt nur, wie er lebt: in der „Knechtsgestalt“ alles Irdischen vor Gott, seinem Herrn. Gestaltung oder Künstlertum bedeuten für ihn nicht Bewältigung des Weltstoffes oder der Weltspannungen durch die Sprache; es ist deshalb töricht, ihn, der ja etwas ganz anderes wollte, an Erscheinungen wie etwa Goethe oder Jean Paul (mit denen seine Gefühlsinnigkeit und seine naturhaften Töne oft verglichen werden) zu messen, und ihn dann im Vergleich mit diesen einen engeren oder schwächeren Geist zu nennen. Wer vergleicht, hat nie die Sache richtig erkannt. Des Boten Poesie ist ja bewußte Auslese des Nebensächlichen, Intimen, Familiären. Dieses entspringt nicht einer kleinen Begabung – denn in seinem Gedicht „Der Mensch“ stößt er bis an die Grenzen der menschenmöglichen Erfahrung überhaupt vor, in die Seins- und Worttiefe von Äschylos, Shakespeare und Hölderlin –, sondern seiner bewußten Überzeugung. Die Poesie nennt er „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen“. Wir wählen mit Absicht des Boten Bezeichnung „Poesie“ an Stelle von „Dichtung“; denn das meiste, das von ihm stammt, ist „poetisiert“, mehr „gemacht“ als „verdichtet“, näher im Bedeutenden an Goethe, im Unbedeutenderen an Hans Sachs als im ganzen an Hölderlin, also näher dem Handwerklich-Ehrwürdigen, im Goetheschen Sinne „Beschränkten“, als dem Welthaltig-Erfundenen-Sinnhaften. Nicht Schaffung neuer Erkenntnisse oder Aussprache neuer Offenbarungen heißt seine Aufgabe, sondern Eindringen in das Rechtmäßig-Uralte, in das, was der Alltag mit sich bringt, im Haus, in

der Ehe, beim Kinderkriegen, bei der Arbeit, in der Liebe, in der Freundschaft, beim Sonnenaufgang, am Abend, in der Erschütterung, in der Stille und beim Sterben. Vor allem beim Sterben! Wer denkt nicht dabei an Goethes Wort, worin es heißt, daß Eines recht wissen und ausüben mehr Bildung ergäbe als Halbheit im Hundertfältigen! Dieser gleichsam handwerklichen Beschränkung verdanken wir das Heimelige in seiner Sprache, das Gemüthhafte in seiner Dichtung, das Verwendbare an Geburtstagen, an den Festen des Kirchenjahres, in allgemein menschlichen, gleichbleibenden Lagen. „Als der Hund tot war“ – „Von Herbstling und Eisäpfel“ – „Die Mutter bei der Wiege“ – „Täglich zu singen“ – „Der Tod und das Mädchen“: es sind die Motive eines Daseins, das an seinen Urstand erinnert. Ausgang und Ziel ist die Familie, in ihr vollzieht sich wieder das Paradies vor dem Sündenfall. Gemeinde, Kirche, Staat werden nach der Familie ausgerichtet und bewertet, sie bilden für die Bewährung von Herz, Verstand und Tatkraft eingesetzte göttliche Ordnungen. Claudius ist der Hausvater in der Familie, der Familienvater im Staate. Man kann ihn den Kleinmeister des Protestantismus nennen (wenn diese Begriffsübernahme von der Kunstgeschichte erlaubt ist). Seine nachdenklichen und heiteren Betrachtungen, sein Freudensprung über die Geburt eines neuen Kindes, seine Wiegenlieder, seine Ehe, sein Mitleid mit der Kreatur, seine Wandsbeker Idylle mit Frau, Kindern und Freunden bei Kartoffel und Rheinwein (die ihm seine Volkstümlichkeit als Nationaldichter einbrachte, und die erst von dem Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, abgelöst wur-

de), – sie alle bedeuten Ausdrücke einer besonderen Erfahrung der „Gnade“ und sind protestantische Gestaltung religiöser Handlung, wie sie Martin Luther für seine Deutschen vorgelebt.

Zu Claudius halten freilich nur die wenigen, die Rat oder Trost bei ihm suchen – oder die sich als eine Art Protest gegen die Angriffe auf das Christentum zu innerer Stärkung zusammenfinden. Herder bleibt nur aus privater Anhänglichkeit am Ergehen des Boten interessiert, während er als Denker andere Wege geht. Jacobi und der westfälische Katholikenkreis um Hamann und die Fürstin Galizin halten zu Claudius, dessen Christentum von konfessionellen Formen fast völlig gelöst ist. Und von einer ganz neuen Seite aus wenden sich ihm bedeutende Männer zu, die des Boten Geist verstehen: die Philosophen Franz Baader und Schelling; die religiösen Maler Carstens, Runge und Overbeck und der Konvertit Friedrich Schlegel.

Mit der geliebten Frau, die ihm zwölf Kinder schenkte, vollzog sich das Wandsbeker Leben freilich nicht in weltabgewandter Askese, sondern in einer protestantischen Weltfrömmigkeit. Die christliche Weltabkehr findet hier ihr Gegengewicht. Durch eine Daseinsfreude, wie sie aus dem Tageliedchen spricht: „Ich danke Gott und freue mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin! und daß ich dich schön menschlich Antlitz habe“ – lassen sich schon der Teufel und die Gedanken an die Erbsünde bannen! Die Gotteskindschaft verwandelt sich in ein naturverbundenes häusliches Glück, eine Keimzelle der Zufriedenheit.

Mit einer Innigkeit wird von dem Dichter dieses häusliche

Dasein beschrieben, wie wir sie fast nur bei Jean Paul wiederfinden. Und es liegt eine Anmut über solchen Zeilen wie „Der alles segnet, segne euch beide, euch liebes Schlafgesindel, euch!“ – oder: „Gib deine Hand, du schön und zart Gebild“, daß wir an die elementare Innerlichkeit Goethescher Verse denken. Als ob der Dichter sich vor dem ungewissen Welt hintergrunde einkuschelte in eine leibliche Geborgenheit an der Erde, am heimischen Herd, bei der Frau, im Glück des Kindersegens! Berweht sind in diesem klösterlichen Glück Sündenschmerz und Todesahnung. Bei aller Erdengelöstheit bleibt die stille Schwere des norddeutschen Blutes die stärkere Macht als anerzogene christliche Abkehr von der Welt und ihrer Schönheit. Der Zwiespalt zwischen Sündenbewußtsein und Erlösungsgewißheit ist in der Verbundenheit mit allem Kreatürlichen – verläßt sich der Dichter auf das allerinnerlichste Pochen seines Blutes – aufgehoben durch das Einssein mit allem Kreatürlichen, mit Tier, Haus, Kind und Nachbar. Unbekümmert schaltet und waltet hier die Kraft, von der Claudius getragen wird und die gerade sein menschliches und literarisches Sonderdasein ausmacht. Diesen Wesenszug zu benennen, fehlen uns heute noch die gültigen Begriffe. Es ist eine germanische, speziell norddeutsche Gemüthhaftigkeit. Sie besitzt vor Claudius fast nur in einzelnen Zügen das Volksbuch vom Eulenspiegel, nach Claudius der Dithmarsche Klaus Groth. Sie verleiht dem treu besorgten Hausvater, der in strenger Gläubigkeit sein Leben nach einem im Jenseits verankerten Sinn durchzuführen versucht hat, zugleich die kräftigen und freundlichen Züge eines guten deutschen Ahnenbildes.

Der Weise

An meinen Sohn Johannes¹

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber
habe, gebe ich Dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen
muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht
mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter
Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfah-
rung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich
habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen
Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen,
was ich gefunden habe und was die Zeit mich gelehret hat.

*

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr,
was nicht besteht.

¹ Johannes Claudius, der älteste Sohn des Voren, hatte 1799 das
Warenhaus verlassen, um in Hamburg den Beruf eines Kaufmanns
zu erlernen; nach einem halben Jahr entschloß er sich jedoch zum Stu-
dium der Theologie.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Noth umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare Dir denn vergebliche Mühe, und tue Dir kein Leid und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand soviel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt

und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern; und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf Deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren; da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch – und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt –, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ibretwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmre Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

*

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten. Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke Dir darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagst.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

Schönheit und Unschuld

Ein Sermon an die Mädchen

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, Ihr lieben Mädchens, aber – wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? – 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie Dir nicht gegeben und Du magst sie Dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen Dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh Deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie Dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müßt mir nicht böse sein, Ihr schönen Mädchens, daß sie nicht mehr ist.

Ich möchte Euch darüber so gerne recht kapitelst fest machen. Denn sie werden's Euch anders sagen, werden um Euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte Euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht

zu werden; und das wäre schade um Euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Waage; so wie die eine in Eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkofer zum Teil, und erheben eben deswegen vor Euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen Euch Keuschheit und Zucht als Afanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber, fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergeheth und über Euch wacht, solange Ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß wenn er von Euch weichet, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was Ihr wert seid! Und was Ihr dem Manne sein könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich

mein Herz in mir, wenn ich Euch ansehe und an Euch denke.

Nun, Ihr seid in der Welt und müßet durch, was auch Euer Beruf sei. Gehet in Frieden, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Ein gülden ABC

A

Armut des Geistes Gott erfreut;
Armut und nicht Armseligkeit.

B

Besprich Dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr zu, gleich zu, wie Paulus tut.

C

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

D

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl so gut.

E

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

F

Für was Du Gutes hier getan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

G

Geduldig sein – Herr lehr' es mich,
Ich bitte Dich, ich bitte Dich.

H

Hau Deinen Gößen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

I

In Dir ein edler Sklave ist,
Dem Du die Freiheit schuldig bist.

K

Kämpf und erkämpf Dir eignen Wert;
Hausbacken Brot am besten nährt.

L

Liebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

M

Merk auf die Stimme tief in Dir;
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

N

Nimm wahr die Zeit; sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O

O Herr, lehr uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.

P

Parabeln sind wohl fein und schön,
Doch muß sie einer auch verstehn.

Q

Quäl nicht Dein Herz ohn Unterlaß,
Ein freier Mut gefällt Gott baß.

R

Recht halte heilig bis in 'n Tod,
So bleibt ein Freund Dir in der Not.

S

Straf keck das Böse ins Gesicht;
Vergiß Dich aber selber nicht.

T

Treib Tugend jeden Augenblick;
Wer nicht voran geht, geht zurück.

U

Und wenn sie alle Dich verschreien,
So wickle in Dich selbst Dich ein.

V

Verlaß Dich nicht auf diese Welt;
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

W

Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freun?

X

Y

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

Z

Zerbrich den Kopf Dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Ein silbern dito

A

Aus Nichts wird Nichts, das merke wohl,
Wenn aus Dir Etwas werden soll.

B

Betrüge nicht; Du hast nicht Raß
Noch Ruh, wenn Du betrogen hast.

C

Kränz einen Welserobrer nicht,
Schlepp lieber ihn zum Hochgericht.

D

Dring und durchdringe die Natur;
Wer sie durchdringt, beherrscht sie nur.

E

Erleuchtet das Jahrhundert ist;
Der Esel Stroh und Disteln frist.

F

Fahr nicht zu hoch her, eitler Mann;
Noch hast Du 's letzte Hemd nicht an.

G

Greif nicht leicht in ein Wespennest
Doch, wenn Du greiffst, so stehe fest.

H

Häng an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

I

Im Anfang war die Erde leer,
Am Ende sind's die Köpfe mehr.

K

Kraß nicht im Staube wie ein Tier,
Der Kopf sitzt ja noch oben Dir.

L

Leih dem in Not, und sei bereit;
So hast Du zwei zugleich erfreut.

M

Mach keines Glauben Deinen Spott;
Ein jeder glaubet sich und Gott.

N

Nichts ist so elend als ein Mann,
Der alles will und der nichts kann.

O

Oft galt das Faustrecht statt der Pflicht;
In unsern Jahren gilt es nicht.

P

Pfeif immer auf dem Finger nicht;
Die Narren tun's, wie Sirach spricht.

Q

Querseldein braust der Waldstrom wohl;
Der Bach im Wege bleiben soll.

R

Rebekka wählen ist Geschmack;
Nicht wahr, Kollege Isaak?

S

Sir Newton war ein großer Mann,
Ein Tropfen aus dem Ozean.

T

Trag Deine Tugenden nicht Schau,
Und ehr und liebe Deine Frau.

U

Umsonst ist's, frühe aufzustehn;
Und besser, früh zu Bette gehn.

V

Vor Kritikastern hüte Dich;
Wer Pech angreift, besudelt sich.

W

Wer Pech angreift, besudelt sich;
Vor Kritikastern hüte Dich.

X

Xerxes verließ sich auf sein Heer;
Allein das Heer auf ihn nicht sehr.

Y

Ygreck ein böser Buchstab ist;
Bei ihm hilft nicht Gewalt noch List.

Z

Zulezt nehmt noch die Warnung an:
Daß keinem Schelm man trauen kann.

Vom Glück eines guten Gewissens

Nun, lieber Andres,¹ Du kennst das Glück eines guten Gewissens; und, will's Gott, sind außer Dir noch viele, die dies Glück kennen und es heimlich genießen, ohne daß andre Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin; aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und dem Geräusch immer so aus dem Wege geht und gerne allein ist. Der, denke ich dann, hat wohl ein gutes Gewissen; er läßt die schnöden Einsengerichte stehen und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessere Kost hat und seinen Tisch immer gedeckt findet.

Wehe den Menschen, die nach Zerstreung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrechtzuerhalten!

Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten, allein zu sein; denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Tiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden ist und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größeres Glück.

¹ „Andres“, auch der „Wetter“, sind fingierte Briefpartner, die der Dichter erfand, um seine Schreibweise zu beleben und ihr gleichzeitig einen volkreimlichen Anstrich zu geben. Sie sind gleichsam als das „andere Ich“ des Boten zu verstehen, mit dem er Zwiesprache hält.

Andres! — Wer doch sich und andre darnach recht lüstern machen könnte!

Von ehrlichen Gefühlen
in Ernst- und Kurzweillexempeln

Du hast recht, Better, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben,¹ daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß, gerührt zu sein; indes wirst Du doch Spasß verstehen und den Respekt für Deinen Landesherrn nicht verlieren, weil es auch Pique- und Treffkönige gibt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichtum; Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kann's einem leid tun, wenn die Leute sich und andern was weismachen, dem Spinngerewebe der Empfinderei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Tür und Thor verriegeln. ...

Die See ist sehr stürmisch, wie Du siehst, und das Schiff linker Hand leidet große Not und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbarn die Hände ausstrecken und um Hilfe schreien. Bist Du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz Dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, samt wie die Leute geschrien und was Dein Herz für Mitleid gefühlt habe usw. Ist's Dir aber Ernst mit dem Mitleid, so geh und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran

¹ Claudius meint die im Gefolge Klopstocks und auch in der Sturm- und Drangdichtung häufig anzutreffende sentimentale Rührseligkeit, die eine Folge des englischen Einflusses auf die deutsche Literatur ist.

wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sei, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der Dir den Mut dazu gab, wird Dir auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen. ...

Der Kerl mit der spitzen Nase war vor Jahren Dein Nachbar, hat Dir ohne Deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angetan, und hat durch Lügen und Trügen Dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es auch zu gehen pflegt – und nun triffst Du ihn in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nackt am Graben.

Kannst Du ihm nicht vergeben und vergessen; nun so reite vorbei und sieh nicht hin. Denkst Du aber in und bei Dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß Du willfährig sein sollst Deinem Widersacher bald dieweil Du bei ihm auf dem Wege bist; denkst Du, wieviel uns Gott vergeben muß, und Du siehst seine Sonne über Dir und ihm am Himmel stehen, und Dir fährt's durchs Herz; – nun so fasse auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gib ihm die Hand und erkundige Dich, wie ihm könne geholfen werden. – Und wenn Du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit Deinem Mantel zu.

Nun Better, Gott bewahre Dich vor einem Nachbar, der Dir so viel Böses tue und Dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn Du so ohne Mantel weiterreitest,



es ist alles reichlich bezahlt, und mancher würde Dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmut stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmut und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften und die 'n Verderb der Welt sind, geraten gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen anderer Art schreiben wollen; so will's nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verderb Du Dir Deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer edler Charakter 'was Liebenswürdigen und Schönes ist; so laß Dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben; als: einen aufs Papier und auf dem Theater hinzuflecken, und wenn Du noch so gut und con amore flecken kannst. ...

Übrigens wirst Du an diesen Ernst- und Kurzweilern bemerkt haben: erstlich, daß Ernst ganz natürlich sei. Und so ist es auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es gibt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweitens wirst Du bemerkt haben: daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach außen hantiere und Thür und Fenster öffne. Und so verhält es sich in Wahrheit, auch mit den höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschenbeifall geangelt wird, da ist's nicht recht rein und richtig.

Daß man selbst etwas sein muß

Eine Korrespondenz mit Mir selbst

Lieber Freund

Ich habe etwas, das ich Ihm in den Schoß schütten muß, weil ich's sonst nirgend zu lassen weiß.

Sieht Er, wenn ich die Welt und das Leben, wie es darin geführt wird, ansehe, so gehen mir alle Kinder und sonderlich meine eignen, die da hinein und da durch sollen, im Kopf herum, und ich möchte sie wohl gegen das Verderben einbalsamieren und feuerfest machen können. Wahrlich, die Leute haben nicht unrecht, die darüber in Ernst nachsinnen und in sich zu Rat gehen.

Er wird sagen, daß dem Vernehmen nach heutzutage darüber ja genug geschrieben werde; und darin hat Er auch nicht unrecht. Aber sieht Er, schreiben ist schreiben. Wer handeln will und kann, der hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Zeit noch Lust zu schreiben. Und wenn die Sachen so recht in die Feder treten, so pflegen sie aus dem Menschen heraus zu sein. Und der dagegen meint, wenn sie auf dem Papier stehen, so hätte er sie.

Auch kann auf dem Papier dies und das aussehen, als wenn's was wäre, und ist doch nur ein gewöhnlich Backwerk. Laß Er sich davon ein Exempel erzählen. Ich schenkte wie Er weiß, der seligen Gertrud zur Hochzeit das Schwe-

dische Koch- und Haushaltungsbuch von der Christina Barg. Einmal, als wir zusammen bei ihr waren, holte sie das Buch her und las daraus vor, unter andern, pagina mihi 383, ein Rezept zu Luftmunken. Er kann denken, was die Luftmunken bei uns allen für Sensation machten! und wie wir die Ohren spitzten! die Gertrud selbst nicht ausgenommen, die doch in dergleichen Dingen sehr bewandert war. Ja, sie hatte ihre Rücken, die selige Frau, das ist nicht zu leugnen; aber gutes Backwerk konnte sie machen. Und wie man sich nicht schwer zu einer Generosität entschließt, die in unser Talent einschlägt, so versprach sie auf der Stelle und mit dem Buch in der Hand, uns den Abend noch mit dem neuen Gebäcknen zu regalisieren. Mir ist in meinem Leben kein Nachmittag so lang geworden als der. Wir standen auf und setzten uns nieder und machten allerlei Erfindung, die Zeit zu vertreiben; aber sie wollte sich nicht vertreiben lassen und blieb wie angenagelt immer auf demselben Fleck. Endlich mußte sie doch weichen, und es ward wirklich Abend, der Tisch gedeckt, und – die Luftmunken wurden aufgetragen! Und siehe da, es war ein ganz bekanntes Ding, das die Gertrud unter dem Namen Schneeballen hundertmal gemacht, und wir hundertmal bei ihr gegessen hatten. Sieht Er, so kann das auf dem Papier trügen. Darum kann, versteht Er wohl von selbst, viel Gescheites und Nützlichs geschrieben werden und geschrieben sein. Meine Skrupel gehen nur wider das Schreiben und den Schreibgeist überhaupt, und Er wird finden, daß viel Wahres darin ist.

Nun sage Er mir Seine Meinung von der verbesserten Erziehung und von einer guten. Ich kann nichts anders aussinnen, als daß man selbst sein muß, was man die Kinder machen will. Sage Er mir was Bessers. Weiß Gott, ich will mir einen Finger abhauen, wenn Er mir was Probates sagen kann.

Sein Diener usw. Asmus.

Brief an Andres vom heimlichen Schenken

und rechten Wohltun

Da schreib ich Ihm schon wieder, und diesmal halt Er mir nur noch stand, mein lieber Andres, denn soll Er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so ins große Blaue schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und paßlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüt ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was Du mir unterm 34sten passati von dem neuen Holzbein und der Bärenmütze schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen lassen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wässert. 's wässert einen denn so, Andres, muß aber alles hübsch hinterzuschlucken. Dietrich bleibt ja

im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein noch sehen und Deine Bärenmütze. Aber dem Dank wollt'st Du gar zu gern zuleibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab ich mich drauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wissen will, und wenn mir nun einer damit weitläufig angestiegen kommt, so karbatsch' ich drauflos, und das alles aus purem leidigen Intresse, wahrhaftig aus purem Intresse. Denn sieh, Andres, Du wirst's auch finden, wenn die Sach' unter die Leut' ist, und Dietrich gedankt hat, denn hat man seinen Lohn dahin, und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß, zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel 'von weiß, sieh! denn hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, denn ist's noch immer ein treuer Gefährt' um Mitternacht und auf Reisen, und man kann's ordentlich als 'n Helm auf 'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank tut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Hundsfütterei, heimlich hinlegen und denn dem armen Volk als 'n unsichtbarer Fierk hinterm Rücken stehn und zusehen, wie's wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen und nach dem unbekanntem Wohltäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehn.

Aber, hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anpfeift. Die Leut wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut. Mangel ist überhaupt gesunder als

Überfluß, und traun, glaube mir, 's ist viel leichter, zu geben als recht zu geben. Auf 'n Kopf mußte Dietrich was haben und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es besser und edler ist, abzuschlagen und hart zu tun.

Versteh mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergessen, wohlzutun und mitzuteilen, das hat uns unser Herr Christus auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich tot drauf schlagen.

Hast Du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? – Wie alles, was er sagt und tut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtest wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß er da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft, wenn ich 's Nachts unterwegs an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufseh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserm bestimmt als zum Brieftragen; ich trag indes immer den Weg hin und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sei. Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge ins Fenster! Junge, mir ist's so wohl dahier hinter den Vor-

hängen in dieser Frühstund! möchte Dich gleich umarmen, wenn Du den fatalen sauren Nuch aus 'm Magen nicht an Dir hättest. Leb wohl, Du alter Sauertopf, und grüße Deinen H. Pastor, für den ich Respekt habe, weil er so 'n lieber guter H. Pastor ist und so fromm aussehend, als ob er immer an etwas jenseit dieser Welt dächte, und nicht so dick.

's Morgens bei meiner Lampe, die NB. keine von den berühmten „nächtlichen Lampen der Weisen“ ist, sondern eine ganz natürliche Tranlampe.

Von der Freundschaft

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andre: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern krast, damit er ihn wieder krage, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften“ zu nennen. Wenn Du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohlgegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken, schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen feist und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkommt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelerei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's Not ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordre frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand Deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du dann sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammenstehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Von Männlein und Fräulein¹

„Er schuf sie ein Männlein und Fräulein“²

Ich hab' immer gedacht, daß der Spruch nicht umsonst in der Bibel stehe, und ich denk' es noch. Er soll wohl unter

¹ Wenige Tage nach der Hochzeit von Matthias und Rebecca — am 15. März 1772 — geschrieben. — ² 1. Moses 1, 27

anderem zu verstehen geben, wenn so'n Fräulein uns mit ihren Taubenaugen überlistet, daß wir uns des ceteris paribus nicht schämen dürfen, denn Gott hat das Fräulein mit den Taubenaugen erschaffen. Ihn jammerte des Menschen, daß er so im Schweiß seines Angesichts dahinging, bis er wieder zur Erde würde, davon er genommen war, und gedachte ihm wohlzutun – da wandelten die zarten Lispel vom Himmel herab, da schlug die Liebe die Flügel, und seine Engel tanzten zum Klange des ersten Flügelschlags. Aber der Feind kam auch hier bei der Nacht und säte giftige häßliche Drachen, und Ungeheuer mit Pump-hosen und goldenen Klauen. Die kamen und verheerten die schönen Jünglinge und Mädchen im Lande, und die heilige Liebe des Fräuleins floh und verbarg sich in den Felsklüften und auf den Scheidebergen, und selig ist, wer sie findet!

Gelehrte Sachen

Ja, Gelehrte Sachen – wenn ich sonst nichts zu tun hätte ...

„Ein jeder lern sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.“

Das tun aber die Gelehrten nicht immer. Sie lassen mich oft leer und da soll ich aufstischen. Ich nun täte das am Ende zwar gern, ich bin nur so grämlich um der Leute willen, denen ich mein albernes Geschwätz für gute Ware bringe. Indes will ich darum keinesweges auf die Gelehr-

ten schmälen, wer unter dem Monde lernte wohl immer seine Lektion?

Es geht mit uns großen Leuten wie mit den Kindern; sie könnten immer gute Lage in der Schule haben und einen freundlichen Schulmeister, und es geht selten ein Tag hin – an dem nicht Tränen vergossen würden – und der Vater im Himmel hat den Menschen gewiß nicht zum Weinen erschaffen, er schuf sie ja ein Männlein und ein Fräulein.

Ich habe als Knabe schon oft gedacht, daß der Spruch nicht von ohngefähr in der Bibel stehe, und ich habe ihn meiner Mutter mehr als einmal angeführt, wenn sie mich schalt, daß ich unsers Nachbars Tochter so gern Äpfel und Nüsse brächte. Und wirklich, ich denke noch, er soll uns lehren. Wenn so ein Fräulein mit ihren Taubenaugen oder mit ihren Halsspangen einer solch' einen Unfug in uns anrichtet, daß wir uns des nicht schämen und unsern Blick vom Fräulein grade zum Himmel aufwenden dürfen, denn Gott hat das Fräulein mit den Taubenaugen erschaffen. Ihn jammerte des Menschen, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen und mit viel Mühe und Widerwärtigkeiten im Tal der Verwesung ringen muß, und Gott beschloß ihm einen Trost zu schenken und Vorempfindungen eines besseren Lebens – da hieß er die zarten Lispel durch Mark und Bein wandeln, da schlug die Liebe die Flügel und seine Engel tanzten zum Klange des ersten Flügelschlags.

Was mich in der Vermutung bestärkt, ist das Sonderbare und Unbegreifliche bei der Liebe. Da steht man und

zittert und verstummt, und das Herz fängt einem an zu schlagen und die Wange zu glühen, und man weiß nicht wie und warum. Und grade da, wo die Philosophie scheitert und die Vernunft sich hinter den Ohren krägen muß, wo man ein Säusen hört, aber nicht weiß, woher es kommt und wohin es fährt, grade da vermute ich Gottes Finger. Und wenn ich vollends den sonderbaren Handel ganz bedenke . . .

O ihr schützenden Mächte des Himmels, wacht über das Geschöpf, dem ich's einst tun werde oder schon getan habe.

Denksprüche alter Weisen, mit meinen Randglossen

Nichts Böses tun, ist gut;

Nichts Böses wollen, ist besser.

Und dem Gentleman, der's nicht tut noch will, muß wohl recht gut zumute sein!

*

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf;

Den leeren Kopf der Dünkel.

Drücke sie beide, daß sie zu sich selbst kommen.

*

Gib dem Narren Gift!

Das heißt: rühm ihn.

Gib dem Narren kein Gift; denn es ist auf den Apotheken verboten.

*

Sei das,
Was Du von andern willst gehalten sein.

Denn wenn Du 'n Esel bist, so bist Du 'n Esel, ob auch alle
Menschen Dich einen Löwen hielten.

*

Die Welt ist ein Schauplatz,
Du kommst, siehst, und gehst vorüber.

Und wirst vom Schauplatz vergessen, wer Du auch seist.
Mach' aber, daß Dich das wenig kümmern dürfe.

*

Der Großprahler ist wie ein gemaltes Schwert;
Beide können nicht gebraucht werden.

Und doch werden beid' oft in vergoldeten Rahmen gefaßt.

*

Zeuge Kinder, die unsterblich sind,
Nicht, die im Alter Deines Leibes,
Die Deiner Seele pflegen in der Ewigkeit!

Und wisse, einige Kinder gehen hier schon heraus ins Publi-
kum, ihren Vater berühmt zu machen; andere werden heim-
lich gezeugt und kommen hier gar nicht zu Gesicht, aber ihrer
keines geht verloren, sondern sie werden in 's Leben Gottes
sein Findelhaus eingeschrieben, spielen einmütig um ihres Va-
ters Grab, weil er schläft, und schreien: „Hurra!“ wenn er
wieder aufersteht.

*

Das Weib muß nicht zu Wort kommen,
Denn das ist eine schreckliche Sache.

Ist nur von den Weibern in Griechenland zu verstehen.

*

Der Adel besteht in Stärke des Leibes bei Pferden,
Bei Menschen in guter Denkart.

Gilt auch bei unserm Adel.

*

Die Götter haben große Geschenke zu vergeben,
Aber das größte von allen ist die Tugend.

Ich glaube, lieber Herr! Hilf meinem Unglauben.

*

Das Geld eines Geizigen ist wie eine untergehende Sonne;
Kein Mensch hat gut davon.

Hut der künftigen Morgenröte in der Hand eines bessern
Erben!

*

Es ist besser, daß ein Narr beherrscht werde,
Denn daß er herrsche.

Weiß keine Glossen.

*

Bersprich nicht Großes;
Tue was Großes.

Schwaze nicht von der Weisheit,
Sei weise.

*

Wem die Götter Reichtum und Verstand geben, der ist
glücklich,
Denn er kann viel Gutes machen.

Wem die Götter Keins von beiden geben, der kann – Nand-
glossen machen.

*

Bei einem Begräbnis

Ich kam diese Tage durch Altona, und man begrub grade einen Toten. Da ging ich mit heran, ich mag gerne ein Grab sehen, und wenn so ein Auge voll Tränen noch einmal auf den Sarg hinabblickt, oder sich einer umwendet und dasteht und nicht weinen kann. Mir kommt dabei wohl manchmal eine Träne ins Auge, aber eigentlich bin ich doch fröhlich, wenn ich so jemand begraben helfe. Und warum sollte ich auch nicht fröhlich sein, liegt er doch nun und hat Ruhe – und mir geht das Herz schon auf, wenn ich nur Roggen säen sehe und an die Stoppeln und den Erntetanz denke. Aber wieder auf den seligen Professor zu kommen, so erzählten die Leute, die neben mir standen, daß er in seinem Testament seinen Erben befohlen habe, nicht seine Leiche in einem prächtigen Totenkleide zur Schau zu stellen noch mit unnützem Gepränge zur Erde zu bestatten; sondern das Geld, was ein solcher Aufwand nach seinem Stande und Vermögen würde gekostet haben, an Notleidende auszuteilen. Gut, dachte ich, das ist einmal ein vernünftig Stück von einem Gelehrten. Es ist ein rührender, heiliger, schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Glitterstaat sein. Die stille blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.

Vom Abschiednehmen

Parentation über Anselmo,

gehalten am ersten Weihnachtstage, wohlbemerkt nicht in der Kirche, sondern nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war niemand da als Andres

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist tot, unser lieber Anselmo! Wie ist Dir zumut, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalfittel ausgezogen. Und wir stehn neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist Dir zumut, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß gerade in Abrahams Schoß getragen.

Sieh her! Er sieht so aus, als da er lebte, nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast Du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

Solange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wie-

der vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte Dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine Dich satt; ich will mich hier hinsetzen, und 'n Kopf wider den Sarg stützen...

Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod!...

Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns tun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten getan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

– Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk Du ihm Dein kleines Silberkreuz, und leg's ihm auf die Brust. Und dann wollen wir beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo mit Deinen blassen gefalteten Händen, schlafe wohl! Gott sei mit Dir!! O Du lieber Herzens-Anselmo!!! Gott sei mit Dir!!!

– Wir werden uns wiedersehen –

Und komm, Andres, und gutes Muts! Mußt nun recht gutes Muts sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

Der Hausvater

Brief an Andres von wegen einer gewissen Vermutung

Es ist mir angenehm, aus Jost seinem Frachtzettel zu vermerken, daß Du willens bist, Dich wieder zu verheiraten! Glück zu! lieber Andres.

Das Heiraten kommt mir vor wie 'n Zuckerboltje oder -bohne; schmeckt anfangs süßlicht, und die Leute meinen denn: es werde ewig so fortgehen. Aber das bißchen Zucker ist bald abgeleckt, sieht Er, und dann kommt inwendig bei den meisten 'n Stück *Ussa foetida* oder *Mhabarber*, und dann lassen sie 's Maul hängen. Bei Dir nun soll's nicht so sein! Du sollst, wenn Du mit dem Zucker fertig bist, eine wohlschmeckende, kräftige Wurzel finden, die Dir Dein Vebelang wohltut! Wie ich Dich kenne und Deine Wirtschaft mit der seligen Gertrud angesehen habe, bin ich auch überzeugt, es werde so gehen, Du müßtest denn gar an einen Höllbesen geraten sein, und der gibt es nicht viele. Die Weiber sind geschmeidige, gute Geschöpfe, und wenn Du von einer hörst, die ihrem Manne krumme Sprünge macht, kannst Du allemal zehn gegen eins werten, daß er sich gegen sie nicht betrage, wie's einem christlichen Ehemann wohl zusteht.

Schreib's mir ja vorher, wenn die Hochzeit ist; denn wir

wollen selbst kommen, und ich will Dir auch einen Hochzeitsbrief schreiben und Dir darin eins auf meiner Harfe singen und spielen. Heißt so viel, ich will Dir aus alter Liebe 'n Carmen machen, denn das begreifst Du wohl, daß man in einem Briefe nicht singen noch auf der Harfe spielen kann, und pflegt man dergleichen poetische Redensarten zu nennen, die in Prosa immer am unrechten Orte stehen.

Leb wohl, lieber Andres, und grüße Deine Braut von meinwegem, und schick mir ihren Schattenriß, wenn's auch nur mit einer Kohle gemacht ist, ich will's Dir zu Lieb aufhängen, und Du kannst Dich dadurch insinuiieren; denn sie haben's gerne, daß man ihren Schatten nehme. Noch einmal leb wohl, Herr Bräutigam, Gott gebe Dir eine gute Frau, und schreibe bald.

Vom Fest des Kinderkriegens

... Sonst tu ich Dir noch berichten, daß ich igo, Gott sei tausendmal Dank! drei Kinder hab'¹ und aufs andre halbe Duzend losgehe. Du kannst nicht glauben, Andres, was ein Fest es für mich ist, wenn der Adebär ein neues Kind bringt, und die Sach nun glücklich getan ist und ich's Kind im Arm habe. Kann sich keine Truthenne mehr freuen, wenn die Küchlein unter ihr aus den Eiern hüpfen. „Da bist du, liebes Kind“, sag' ich dann, „da bist du! sei uns willkommen! – es steht dir nicht an der Stirne geschrie-

¹ Das dritte Kind ist die am 4. Juni 1777 geborene Tochter Anna, die Lieblingstochter des Dichters.

ben, was in dieser Welt über dich verhängt ist, und ich weiß nicht, wie es dir gehen wird, aber Gottlob, daß du da bist! und für das Übrige mag der Vater im Himmel sorgen.“ Dann herz ich's, beseh's hinten und vorn und bring's der Mutter hin, die nicht mehr denket der Angst! und dann die alten Kinder auf die Erde gelegt, und in Gottes Namen oben darüber weg, und über Tisch und Bänke. Leb wohl, Andres.

Kinderstil

Ein Brief des kleinen Fritz¹

Meine liebe Mama, ich grüße Dich. Mein lieber Papa, ich grüße Dich. Mein lieber Hans, ich grüße Dich.

Ich grüße Euch, soviel als ich kann.

Mein lieber Papa und Mama, ich danke Euch für den Brief, als ich danken kann.

Nun ist es schlechtes Wetter, und gestern auch; die zwei Tage gehen immer kalt weg.

Ich bin sehr lustig. Ich denke, daß ich nicht unartig bin. —

Ich habe Dich vieltausendmal lieb, alle drei.

Wenn Du wieder zu Hause kommst, so denke ich wohl, daß ich schon einen a auf der Rechentafel machen kann, und vielleicht auch einen c.

Ich will mich üben auf das Lernen allein.

¹ Fritz Claudius, geboren am 17. Mai 1789, schrieb als sechsjähriger Junge an seine Eltern, die zum Badeaufenthalt in Pyrmont waren, diesen Brief, den der Vater als Beispiel eines kindlichen Stiles in seine Werke aufnahm.

Lieber Hans, es ist erstaunlich, erstaunlich mit die Fliegen.
Ich weiß gar nicht mehr, wie der Hans aussieht.

Aber meine liebe Mama, ich kann mir noch gut vorstellen,
daß ich Dich leiden mag und Papa und Hans auch, wenn
sie auch nicht hier sind, und gar, wenn sie hier sind.

Ich grüße noch einmal.

Es ist wohl zuviel, aber ich muß doch noch einmal grüßen.

Es regnet.

Ich will eben zu Tische gehen. Wir haben nichts als gelbe
Wurzeln, nichts anders. Das ist ein unmenschlich elendig
Essen; und so geht es meist alle Mittag.

Das ist das letztemal, daß ich schreiben kann.

Den 18. August.

Vom Herbstling und Eisäpfel

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir
hier so warm mitgeteilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung
kein Festtag ungefeiert gelassen wird und daß ein Haus-
vater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem
Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So
haben wir beide, außer den respektiven Geburts- und Na-
menstagen, schon verschiedene andre Festtage an unsern
Höfen eingeführt, als das Knospen fest, den Widder-
schein, den Maimorgen, den Grünstängel, wenn
die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu
Tisch gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winterschnee auftauet und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmal wieder sieht, fängt diese Viel-Schönheit an und geht dann immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind und der Mensch vor dem vollen Frühling steht wie Gleims Kind vor einem schönen Blumenkorb.¹ Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund Fris sagt, was so zu Herzen geht, muß aus irgendeinem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings- und Sommerfesttage gar sehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins Klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist: man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern als ich im Garten gehe und an nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwei neue Festtage aufs Herz, der Herbstling und der Eisäpfel, beide gar erfreulich und nützlich zu feiern.

Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man so viel Äpfel, als Kinder und Personen im Hause sind, und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner Quota gekürzt werde, tut sie in den Ofen, wartet, bis sie gebraten sind, und ißt sie dann.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's

¹ In Gleims Dichtung „Hallabad“.

aus, wenn's recht gemacht wird. Daß dabei allerhand vernünftige Diskurse geführt, auch oft in den Ofen hineingeguckt werden muß usw., versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszapfel will nun wieder ganz anders traktiert sein und hat seine ganz besondren Nücken. Mancher denkt wohl: wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nur gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszapfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, eine halbe Elle lang, nicht länger und nicht kürzer usw. Das sind die Präliminarartikel und die *conditio sine qua non*.¹

Was sagst Du nun? Gelte, das ist 'n intrikates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin, ohne daß eins zustande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hindernis im Wege ist, so kannst Du denn zwischen drei und vier Uhr nachmittags das Fest angehen lassen, das wohlbemerkt von Anfang bis zu Ende mit trockenem Munde gefeiert wird. Nach vier, wenn's dunkel worden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schneemannes getan, daß das Licht durch die Augen und den Mund heraus scheint – und dann geht groß und klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem

¹ Bedingung ohne die nicht.

Schneemann, und denkt dabei an einen andern Schneemann, ein jeder, nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist der höchste Moment der Feier.

Lebe wohl, lieber Andres, und feire fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Brief an Andres, die Illumination betreffend¹

Wir haben hier heint nacht Illumination gehabt, mein lieber Andres. Sieht Er, da hangen denn Lampen in allen Hecken und Bäumen, und sind solche Bogen und Säulen mit Lampen und so 'n St. Michael, der nach dem Lindwurm stößt, und die Gartenhäuser sind voll Lampen über und über, und dicht am Wasser sind Lampen, daß man die Fische kann spielen sehen, und gehn so viel Leut' aus Hamburg im Garten hin und her, sieht Er, und das heißt denn Illumination und ist recht kuriös zu sehen und kostet viel Öl. Ja, Andres, wir beide hätten unser Lebelang daran zu brennen gehabt, aber damit wär keine Illumination geworden, Andres, und wer 'n Öl denn so hat, sieht Er, der läßt 'n denn so brennen.

Dergleichen Illuminations nun sind nur für große Herren und Potentaten, doch kann unsereiner 's auch sehen, und Er hätt's auch sehen können, wenn Er nicht immer am unrechten Ort wär. Ich hätt's Ihm wohl vorher melden können, aber ich dachte, 's wäre auch noch Zeit, wenn Er's

¹ Im Juni 1772 fand im Schloßgarten des Freiherrn von Schimmelmann in Wandsebek zu Ehren des Prinzen Carl von Hessen eine Illumination statt.

nur nachher erführe. 's ist hier ein Prinz gewesen und eine Prinzessin, sieht Er, und darum hat's der gnädige Herr auch so schön gemacht und die Kanonen auch lösen lassen. Wollte doch, daß ich's Ihm vorher geschrieben hätte, so hätt' Er die Kanonen auch hören können. Doch wenn Er leben soll, hat Er ja wohl noch Gelegenheit, Kanonen zu hören. Ich will's Ihm sonst auch schreiben, wenn wieder Illumination ist.

Sapperment, Andres, das waren 'nmal viele Lampen! Auch stand der Mond am Himmel und schien – für den Prinzen und für uns alle. Leb' Er wohl.

Brief an Andres wegen den Geburtstagen

im August 1777

Mein lieber Andres

Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe vieles nicht, aber 'n Geburtstag hab' ich doch, und der ist gefeiert worden. Mein Vetter stellte vier Gevattern und Freunden, die alle im August geboren sind, zu Ehren 'n Fest an, und da war er so gratiös, meinen Geburtstag mit einzuschließen. „Denn“, sagt' er, „Ihr seid doch mein lieber Vetter.“ Wir feierten also die fünf Geburtstage. Merk aber, wie wir ihm täten.

Des Morgens vor Sonnenaufgang las ich 'n Kapitel in der Bibel, legte drauf meine rote Weste an, die ich in Japan bei der Audienz anhatte und sah darin die Sonne auf-

gehen und weckte dann alle Leut' im Hause. Eine Stunde drauf feuert' ich 'n Pistolenschuß los. Ich habe die Pistole noch von meinen Reisen mitbracht, und sie knallt gut, wenn sie recht geladen ist, diesmal war aber durch 'n Versehen das meiste auf die Pfanne gekommen. Nachdem nun solchermaßen dem Publiko war kundgetan worden, was den Tag werden sollte, waren wir einige Stunden ganz stille, den Effekt davon abzuwarten; doch wuschen wir uns während der Zeit alle im klaren Bach das Gesicht, damit es recht fröhlich aussehe, und gingen 'n Kleines am Bach auf und nieder.

Um sieben Uhr ward 'n Signal gegeben, daß das Frühstück parat sei, und wir züngelten 'n wenig, und nach dem Frühstück ging 's Glückwünschen an. Die fünf Geburtstagsleute waren H— am —l, —r in W—, —y in —g, —n in —i und ich.¹ Die beiden letzten, als nämlich —n und ich, waren gegenwärtig, die drei ersten aber nicht. Wir beide empfangen also von der ganzen Gesellschaft einen Glückwunsch und Handschlag; die Abwesenden aber wurden mit Kreide auf dem Tisch gemalt, und 'n jeder von der Gesellschaft machte 'n Strich zu ihren Füßen. Weiter wurden nun allerhand Gespräche von Geburtstagen geführt, und wie Personen bei dieser Gelegenheit in excessu oder in defectu peccieren, Geschichten erzählt, Fragen aufgegeben, zum Exempel warum 'n Geburtstag nur alle Jahr einmal kömmt usw.

Um zwölf Uhr ward zur Tafel geblasen, und weil gerade

¹ Die fünf Geburtstagsleute waren Hamann in Königsberg am Presgel, Herder in Weimar, „Onkel Toby“ Dr. Jacob Mumssen in Hamburg, Christoph Kaufmann in Hegi und Claudius selbst.

keine Trompeten und Pauken zur Hand waren, mußte ich's auf 'm Triangel tun. Die Tafel war von acht Kuverts und drei Gängen. Zuerst Reisbrot in einer großen Schale mitten auf dem Tisch und nach kurzer Weile auch auf acht Tellern und um die Schale; dann kam Butter und Kalbfleisch; und zuletzt Kuchen. Du siehst draus, daß wir hoch schmausten; zugleich kannst Du aber daraus sehen, daß der Luxus seit Abrahams Zeit um ein Drittel gestiegen ist. Mein Vetter spendierte auch einige Flaschen guten Wein, die denn gewaltig wirkten und vor Gesundheit, die aus dem Munde herauskamen, kaum hineinkommen konnten, und die Pistole brummte immer drein und zerarbeitete sich recht.

Es ist mir lieb, daß Deinem Jost die Knollen am Halse wieder vergangen sind. 's ist im ganzen menschlichen Leben so, Andres. Es werfen sich von Zeit zu Zeit Knollen auf; ich hab' aber bemerkt, daß sie meistens auch wieder vergehen, wenn man nur Geduld hat. Und denn so kommt 'nmal so 'n Geburtstag oder sonst etwas und macht einen auf lange Zeit alle Knollen vergessen.

Nach der Tafel ward von jung und alt eine große Promenade in den Wald vorgenommen. Die Schapooos machten bei der Gelegenheit allerhand Sprünge wie die Ziegenböcke, und die Weibsleute kramten mit Blumen.

Hätt's bald vergessen, Dir zu melden. Ich habe mir seitdem eine Kanone angeschafft, die gar vortreffliche Dienste tut und viel Metall in der Stimme hat. Wenn Du nun Geburtstag, Kindtaufe oder sonst was zu kanonieren hast, lieber Andres, 's sei, was es wolle; so schreib's mir nur,

soll so gut besorgt werden, als wenn's meine eigne Sache wäre.

Um fünf Uhr kamen wir wieder zu Hause, und ward gleich Ordre gegeben, daß die Oper angehen sollte. Sie war von meinem Vetter und führte den Titel: Ahasverus und Mardochai. Es war eigentlich eine Wandoper, die so mit einem Stock an der Wand vorgestellt wird, und erhielt allgemeinen Beifall.

Nach der Oper wurden Bäume gepflanzt, damit die Kinder und Kindeskinde sich dabei dieses Tages erinnerten und sich von den vier Gevattern und der Pistole und der Oper Ahasverus und Mardochai erzählten.

Abends war wieder grand Souper von Kartoffeln und Kaltenhöfer Bier; und damit war's alle, wirst Du denken. Das dacht' ich auch; aber höre weiter. Es hatte schon den ganzen Tag gemunkelt, daß 'n Feuerwerk abgebrannt werden sollte; nun ward es aber hautement deklariert, und die ganze Gesellschaft begab sich in Prozession hinten in meines Veters Garten neben dem échafaud, das Feuerwerk anzusehen. Es bestand aus einem Petermännchen von anderthalb Zoll und reussierte ungemein. Weil so 'n Ding gar zu herrlich anzusehen ist, hab' ich mir von meinem Vetter das Rezept ausgebenen und will's Dir hier kommunizieren. „Man nimmt 2 Lot Pulver, reibt es klein und tut Brunnenwasser dazu quantum satis; dann wird's 'n Teig, und man formt es, entweder kegelförmig wie 'n Kirchturm oder viereckicht, wie die Pyramiden in Agypten waren, tut oben darauf einige Körner trockenes Pulver und zündet's an.“ Du mußt aber alles

Pulver, wenn Du noch welches hast, vorher auf die Seite tun, auch Dich überhaupt mit dem Pulver in acht nehmen, sonst kannst Du Dir die Nase verbrennen. Um 10 Uhr 8 Minuten ging das Feuerwerk an und währte bis 10 Uhr 8 $\frac{1}{3}$ Minute. – Du lachst, Andres? Hör', das Groß und Viel tut's nicht immer, und ich schwöre Dir, daß der Großsultan, wenn er an seinem Geburtstag ein Feuerwerk von 20 000 Löwentaler abbrennen läßt, nicht vergnügter sein kann, als wir bei dem Petermännchen von anderthalb Zoll waren. Der Mensch ist gottlob so gebaut, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann, und wenn das die Leute nur recht wüßten, so würde 'n groß Teil Ach und Weh weniger in der Welt sein. Da mischen sich aber gleich Eitelkeit und Stolz ein, und die hemmen allen Genuß, und das ist ein großes Unglück. Um elf Uhr gingen wir zu Bett und schliefen flugs und fröhlich ein.

Um einige alte Kirchenlieder

Eine Korrespondenz

zwischen mir und meinem Better

Hochgelahrter, Hochzuehrender Herr Better

Es wird dem Herrn Better bekannt sein, daß in den neuen Zeiten die alten Kirchenlieder verändert werden. Nun bin ich überzeugt, daß die Obrigkeit für die Untertanen nicht leicht besser sorgen und ihnen nicht leicht etwas Bessers

geben kann als ein gutes Gesangbuch. Denn über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jammertal schweben kann. Auch mögen wohl viele Lieder nicht so sein, als sie sein sollten usw., das ist alles wahr. Aber ich weiß nicht, ob's an dem Verbessern oder an den Verbesserern liegt; genug, ich kann mir nicht helfen, daß es mich um einige alte Lieder nicht dauern und leid sein sollte. Das Kleid macht, dünkt mich, den Mann nicht; und wenn der Mann gut ist, so ist alles gut. Ob da ein Knopf unrecht sitzt, oder eine Naht schief genäht ist, darauf kommt am Ende wenig an; und wer sieht darnach? Man ist einmal daran gewöhnt, und oft steckt's grade darin und muß so sein.

So ein: „Befiehl Du Deine Wege“ zum Exempel, das man in der Jugend, in Fällen, wo es nicht so war, wie's sein sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut, und bei dem man in ähnlichen Fällen Rat und Trost sucht. Wenn man den nun anders montiert und im modernen Rock wiederseht, so traut man ihm nicht, und man ist nicht sicher: ob der alte Freund noch darin ist – und ich sehne mich dann immer nach dem falschen Knopf und der schiefen Naht.

Und da pfleg' ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeinde nach der Verordnung singt, stillzuschweigen und im Herzen die alte Weise zu halten; und da wollte ich nun gerne von dem Herrn Wetter wissen und vernehmen: „ob das auch gegen den Respekt ist, den ich der Obrigkeit

schuldig bin, und ob ich das mit gutem Gewissen tun kann; samt, wenn ich ganz allein und für mich bin: ob ich denn nur rein heraus singen darf?"

Ich hasse allen Ungehorsam von Herzen, soviel Aufhebens auch von einigen davon gemacht wird. Der ich die Ehre habe, mit besonderm Estim zu verharren,

Hochgelahrter, Hochzuehrender Herr Wetter

Dero ergebenster Diener

Asmus.

A n t w o r t

Die öffentliche Ordnung müßt Ihr nicht stören, Wetter; im Herzen könnt Ihr singen, wie Ihr wollt. Denn übers Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen. Und die Gradnähter noch weniger.

Sein Diener usw.

Das erste wahre Mittel, in der Lotterie zu gewinnen
von einem erfahrenen italienischen Sterndeuter in St. Marino

Aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt

Ich kann mich über so einen Herrn recht ärgern, der sich die Menschen so dumm vorstellt, daß sie durch einen Wisch wie dieser sich verführen lassen können, und noch mehr darüber, daß er noch dazu recht hat und Menschen sich wirklich dazu verführen lassen. Ich bin eben kein großer Geist, aber das, dünkt mich, könnte ich doch einsehen, daß Nr. 11 nicht immer aus der Pandorenbüchse herauskommen werde, wenn ich von einer Mausefalle geträumt habe,

wie in dem Bischen gesagt wird. Überhaupt denke ich, daß die Zahlenlotterie auch auf den Charakter einer Nation Einfluß haben könne, wenn die Gemüter von drei zu drei Wochen durch die täuschende Hoffnung einer Quaterne in der Lust zur Arbeit irre gemacht werden. Das wahre Mittel, bei der Lotterie zu gewinnen, ist wohl, daß man nicht Einseger sei, und ich wollte, daß es in meiner Gewalt stünde, einen jedweden davon zu überzeugen, der des Pfennigs bedarf, den er in Gefahr setzt. Vielleicht, daß mir die Ruhe nicht so allgemein gegönnt würde, aber ich würde die Nacht darauf recht gut schlafen.

Ein sonderlicher Casus von harten Talern

und Waldhorn

Musik! O ja, Musik ist eine herrliche Sach; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören und hat wirklich Gewalt aufs Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder dran gedacht, wie sie mich 'nmal erweicht hat, als Paul mir meine harten Taler gestohlen hatte. Der Paul Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Not geholfen, und stahl mir doch meine harten Taler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todtbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Taler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten: ich hab' ihr auch mein Tage nichts in 'n Weg gelegt, und, als sie merkte, daß sie schwach ward,

rief sie mich ans Bett und gab mir neun Stück harte Taler, zwei Tage, eh sie starb, nun Gott habe sie selig, sie war eine gute Frau – aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich 'nmal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Taler und über den untreuen, undankbaren Kerl. Wo ist Paul? „in den Wald gegangen;“ ich nach, blickte wild durch Busch und Baum und wollt' ihn schlagen, wo ich 'n träfe, und das Blut kochte mir in den Adern – da singen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hatt's mir niemals noch gedaucht; ich hörte, stand still und sah um mich. Ich war grad' an dem Schmerlenbach, und Pferd' und Rüh' und Schafe standen am Ufer und trancken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen. – „Harte Taler hin, harte Taler her! will Paul nicht schlagen“, und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder nach Hause. Wenn aber das nicht von ohngefähr so gekommen wär', und die Musik 's wirklich getan hätte, da wäre sie ja Gottesgab', und man sollte sie zu so was brauchen. Aus dem ewigen Quinkelieren wird so nicht viel.

Brief an Andres bei der Nachricht von einem Todesfall

Gott zum Gruß!

Mein lieber Andres, wenn Er sich noch wohl befindet, ist's mir lieb. Was mich anlangt, so befind' ich mich igo in Wandsbek.

Er wird's auch wohl vom Herrn Rektor gehört haben, daß der Kalendermacher und Sterngucker Tycho Brahe zu seiner Zeit in Wandsbek¹ den Sternenlauf betrachtet hat, und daß dieser Tycho Brahe eine Nase von Gold, Silber und Wachs hatte, weil ihm von ohngefähr 'n Edelmann zu nächtllicher Weile eine von Fleisch abduellierte; ich tu' Ihm zu wissen, daß ich keine Nase von Gold, Silber und Wachs hab', und daß ich folglich hier auch den Sternenlauf nicht betrachte. Übrigens ist mir in Ermangelung eines bessern zu Ohren gekommen, daß Ihm Seine Gertrud abgestorben ist. Da Er weiß, daß ich nicht ungerührt bleibe, wenn 'n Hund stirbt, den ich zum ersten Male sehe, so kann Er Sich leicht vorstellen, wie mir bei der Nachricht von diesem Todesfall geworden sein mag. Die selige Gertrud hatt' ihre Rücken, aber 's reute sie doch gleich, und sie hatt' auch viel Gutes und hätte wohl länger leben mögen, doch sie ist nun kaputt, und Er muß Sich zufrieden geben. Andres! unterm Mond ist viel Mühe des Lebens, Er muß Sich zufrieden geben — ich sitze mit Tränen in den Augen und nag' an der Feder, daß unterm Mond so viel Mühe des Lebens ist, und daß einen jedweden seine eigne Rücken so unglücklich machen müssen.

¹ Der aroße schwedische Astronom Tycho Brahe (1546–1601) lebte im Jahre 1598 bei dem Grafen Ranzau in Wandsbek, bevor er, einer Einladung Rudolfs II. folgend, nach Prag ging.

Zwiespalt

Vom Rad des Wissens und vom Rad des Willens
im Menschen¹

Es waren immer und zu allen Zeiten viele und mancherlei Philosophien in der Welt. Ist je eine gewesen, die sich nicht in Parteien und Sekten geteilt hätte? Ist je ein philosophischer Spekulant gewesen, der nicht seine Widersacher und seine Oppositionspartei gehabt hätte? Und im philosophischen Felde haben noch alle Streiter ungefähr einerlei Absichten; sie suchen alle die Wahrheit, und zwar möchten sie eine Wahrheit, wie sie ist, und sie wollten sich alle wohl nach ihr richten. In einem Staat und im bürgerlichen Felde ist erstlich der Haufe viel größer; die Interessen sind verschieden, durcheinander und oft gerade wider einander; die Neigungen und Leidenschaften sind mehr in Bewegung und Spiel; und jedweder sucht eine Wahrheit, nicht nach der er sich, sondern die sich nach ihm richte. Wenn zwei zum Exempel einen Prozeß haben, so findet die Vernunft jeder Partei, daß sie recht habe, weil jede recht haben will usw. — Und doch soll die Vernunft den festen, unbeweglichen Punkt geben? — Wo nehmen wir Brot her in der Wüste?

Wohl wahr, spricht man; aber gebt den Menschen nur

¹ Aus der Schrift „Über die neue Politik“.

richtige Begriffe! Aufklärung! Aufklärung! Der Mensch muß aufgeklärt werden! — Nun ja, gegen die richtigen Begriffe hat niemand etwas; auch gibt es für jeden Menschen gewisse Dinge, worüber es recht nützlich und gut ist ihn aufzuklären, d. h. ihm zu sagen: dies und das ist so, und nicht so; dies und das taugt, oder taugt nicht; dies und das muß geschehen, oder nicht geschehen usw. Nur wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet.

Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wohl nicht ohne Verbindung sind, passen nicht ineinander. Sie werden von verschiedenen Elementen umgetrieben und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle. Frage den falschen Messer, den falschen Wäger einmal, ob er nicht weiß, daß man rechtes Maß und Gewicht geben muß. Wer weiß nicht, daß man nicht töten soll? Wir wissen es nicht allein, sondern es widersteht auch ein natürlicher Widerwille gegen das Töten in uns, und in der Ferne geht der Scharfrichter mit dem Schwert: — und tötet niemand? — Wer weiß nicht, daß man nicht stehlen soll? Und Galgen und Rad warnen noch über das an allen Heerstraßen: — und stiehlt niemand? So mit allen heiligen zehn Geboten. Aber, was erwartest denn Du mehr von Deinen Geboten? Verstehst Du es besser als der liebe Gott? Er könnte mit Geboten nicht zum Ziel kommen und wählte deswegen einen anderen Weg. Und Du denkst mit Geboten und Aufklärung

auszureichen? Mache doch einmal eine Probe; kläre einmal Deinen Knecht oder sonst einen ersten besten auf über den Ort, wo die Schublade mit Deinen Louisd'or steht; kläre ihn auf, soviel Du willst über die Schändlichkeit der Untreue und über Pflicht und Recht; und gib acht, ob damit das heilige Grab sicher verwahrt sei, und ob nicht vielleicht Dein Knecht unsichtbar und zu gleicher Zeit die Schublade leer werde. Siehe doch an die tausend Verordnungen und mancherlei Vorstellungen, die um Dich her in der Welt gegeben und gemacht werden; siehe doch an, was Du selbst in Deinem kleinen Zirkel verordnest und vorstellst. Ist es damit ausgerichtet?

Ist Dir das alles aber noch nicht klar und zu weit weg, so will ich Dir näherkommen. Gehe in Dich und frage Dich selbst. Frage aufrichtig Dein eigenes Herz, ob es nicht etwas anders ist, was Dich zum Wollen bewegt als das bloße Wissen? Ob die Räder des Wissens und des Willens in Dir immer miteinander, und ob sie nicht oft gegeneinander gehen? Ob Du nicht sogar bisweilen, wenn Du das Rad des Besserwissens in der Ferne umgehen hörst, ob Du dann nicht bisweilen mit Fleiß abwärts und aus dem Wege gehst, damit Du seinen Laut nicht vernehmst? – Lieber, bestehe und leugne nicht. Du bist es nicht allein, dem es also geht. Es gehet andern Leuten auch so, und den meisten geht es noch ärger. Gesteh dann aber auch, daß es eitel Traum und Täuschung sei, daß die Vernunft und Aufklärung den festen, unbeweglichen Punkt geben und den Neigungen und Leidenschaften Gebiß anlegen könne! Und glaube nicht länger an eine Sache, die

nicht wahr ist und die nie hat wahrgemacht werden können, und die leider durch eine Erfahrung von 5793 Jahren¹ widerlegt wird. Denn was anderes war je die Absicht der bessern und weiseren Menschen aller Zeiten bei ihrem Tun und Treiben als überall der Vernunft die Herrschaft über Sinne und Leidenschaften zu verschaffen? Und haben sie es tun und zustandebringen können? Und wahrlich, ihrer einige hatten das Ding beim rechten Ende angefangen.

Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter
über die Kinderzucht

Hochedelgeborener,
Hochzuehrender Herr Vetter

Ich habe Ew. Hochedelgeborn etwas zu sagen und zu fragen, daran mir doch gelegen ist, und darüber ich seit einiger Zeit in einer Art von Verlegenheit bin.

Seht, meine Kinder wachsen heran, und ich weiß nicht: ob ich sie soll vernünftig oder unvernünftig werden lassen.² Verstehen Ew. Hochedelgeborn wohl, wie das zu verstehen ist. Eigentlich unvernünftig will ich sie nicht haben, das kann der Herr Vetter auch wohl denken. Warum sollte

¹ Claudius rechnet hier seit der mosaischen Welterschöpfung. — ² In seiner 1787 erschienenen „Kritik der praktischen Vernunft“ hatte Kant die dogmatische Theologie, die einen nach christlicher Lehre vor dem Anfang aller Dinge existierenden Gott annimmt und die Ausübung unserer moralischen Pflichten als göttliche Gebote auffaßt, als „Zauberlaterne von Hirngespinnsten“ erklärt und die Vernunft als die oberste Richtschnur moralischen Verhaltens hingestellt. Die zunehmende Ausbreitung der kantischen Philosophie in der deutschen Bildung der neunziger Jahre erfüllte Claudius mit ernster Besorgnis. Vgl. hierzu den vorhergegangenen Abschnitt sowie den Brief an Jacobi vom 6. Dezember 1791 und das Kapitel „Von der stillen Wahrheit“.

ich sie unvernünftig haben wollen? So toll werde ich ja nicht sein, das können Erv. Hochedelgeborn wohl denken. Aber ob es vielleicht mehr als eine Vernunft gibt, ich kann in die heurige mich nicht finden. Sie nennen Dinge vernünftig, die ich unvernünftig, und Dinge unvernünftig, die ich vernünftig finde. Da bin ich nun zwischen Ihr und Angel und weiß nicht: ob ich eine unvernünftige Vernunft oder eine vernünftige Unvernunft vorziehen soll. Als zum Exempel, da haben sie das bekannte Ding von der permanenten Aufklärung, und daß von nun an alles mit Vernunftgründen getrieben und gezwungen werden soll. Das Ding scheint mir gar artig und bequem, und ich habe es so gerne begreifen wollen; aber ich kann es nicht begreifen. Das kann ich wohl begreifen, daß Vernunftgründe da hingehören, wo sie hingehören; aber das kann ich nicht begreifen, daß sie da hingehören, wo sie nicht hingehören, und ich komme immer darauf zurück: wo sie nicht dienen, da gehören sie nicht hin, und wo sie nicht hingehören, was sollen sie da? — Lacht man doch über jenen Prediger, der am Ufer stand und den Fischen predigte.

Dem Herrn Better kann ich's wohl sagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieser neuen Art und Kunst einen kleinen Versuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir fast übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hause hinaus räsonniert. Flugs ergriff ich wieder die strikte Observanz und halte seitdem strenge auf Gehorsam; und das geht viel besser. Auch ist, dünkt mich, Gehorsam an sich etwas Löbliches und Liebliches, und man kann ein Kind, das aufs Wort gehorcht, und so

ein enfant raisonneur nicht nebeneinander sehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Rute zu gönnen.

Es gibt freilich gute Gründe für alles, was ein Kind tun muß; aber selten kann das Kind die verstehen, und oft darf es sie nicht wissen, wenn nicht mehr verdorben als gutgemacht werden soll.

Wie denn nun? Soll nun alles stehn und liegen bleiben; und, weil das Warum nicht an den Mann will, auch das Was an den Nagel gehängt werden?

Sch denke, man wehrt lieber der ersten Noth und gewöhnt die Kinder einstweilen an das Was.

Das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fideikommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln und uns im Grabe danken.

Aber ich gehe noch weiter, Herr Wetter, und sage: daß oft unvernünftige Gründe, die helfen, Gott vergeb' mir die Sünde, besser sind, als vernünftige, die nicht helfen.

Der Herr Wetter weiß, daß die Wahrheit einem ehrlichen Kerl über alles geht. So gibt es auch Unwahrheiten und Aberglauben, die durchaus ausgerottet und nicht geduldet werden müssen. Ich meine nur, daß die Vernunft nicht immer gradezu und ohne Unterschied zufahren muß, und daß es Fälle gibt, wo es besser ist, sich um einer guten Absicht willen bis weiter so gut zu helfen, als man kann. Nimmt man es doch keinem Menschen übel, wenn er seinen Freund hinters Licht führt, um ihm eine Freude zu machen und ihn auf einen Fleck hinzubringen, wo er ihn

haben will, und wo er ihn mit der Wahrheit nicht hinbringen konnte, ohne das ganze Spiel zu verderben.

Ich will ein Exempel geben. Der Herr Wetter weiß die Kinderstubensage: „daß neugeborne Kinder nicht allein gelassen werden dürfen, weil sonst der Alp das Kind holt und dafür einen Wechselbalg in die Wiege legt.“ Nun will ich gerade nicht dafür stehen, daß es Wechselbälge gibt; ich für meine Person habe nie keinen gesehn, es möchte denn sein, daß die Wärterin der Vernunft der Zeit nicht auf ihrer Hut gewesen wäre. Aber ich weiß, daß gute Gründe vorhanden sind, die Wärterinnen glauben zu machen, daß sie neugeborne Kinder nicht aus den Augen lassen dürfen, und daß diese Gründe bei allen Wärterinnen nicht rechtskräftig sind. Wenn nun jemand, der das auch wußte und die Natur der Wärterinnen besser kannte als unsereins, wenn nun der den Alp und Wechselbalg inventiert hätte, um allen neugebornen Kindern einen Dienst zu tun; wer ist der Klügste, der, der den Wechselbalg auf die Bahn brachte, oder der Ritter Sankt Georg, der ihn mit seinem Lichtspeer erlegte?

Aber es gibt doch vielleicht keine Wechselbälge! Wohl wahr. Aber wer weiß, wieviel es vielleicht nicht gibt von dem, was andre täglich inventieren; und wer kann sagen, ob alle die hochberühmten Kinder, die in der philosophischen Wiege gewiegt werden, echt sind? Was schadet denn ein Wechselbalg mehr oder weniger, wenn er sonst nur kein Gift unterm Schwanze führt?

Der Erfinder des Wechselbalges mochte wohl auch wissen, daß es keine Wechselbälge gibt; aber er stellte sich dumm,

weil er Gutes stiften wollte. Wer die Kunst versteht, verrät den Meister nicht. Aber der Ritter Aufklärer Sankt Georg verstand die Kunst nicht, plapperte die Sache aus und störte das Gute. Und ist das so etwas Großes und des Geschreies wert?

Der Herr Better mag nun sagen, wer recht hat: der, der sich klug dünkt, oder der, der sich dumm stellt? Und ob alte Leute nicht Kinder- und Kälbermaß wissen müssen usw. Und soviel von dem ersten Punkt oder von Aufklärung und Uberglauben.

Der zweite Punkt betrifft Glauben und den allgemeinen Sturm, den die Vernunft iger Zeit auf geoffenbarte Religion läuft. Und da habe ich mich bei Ew. Hochedelgeborn gehorsamst erkundigen wollen, ob es damit auch wohl Not haben sollte?

Ich zwar kann es mir kaum einbilden. Denn sieht der Herr Better, ich habe, sans Comproaison, nur ein Geheimnis: Tinte zu machen, und das ist ja nur ein kleines und schlechtes Geheimnis; alle Welt macht Tinte. Aber laß die Vernunft mir doch einmal a priori mein Rezept raten. Und was einer nicht raten kann und nicht weiß, darüber kann er, dünkt mich, doch eigentlich nicht urtheilen und richten.

Doch die Vernunft soll so überaus kunstreich sein, daß sie das kann. Nun, so mag sie denn beweisen und bewiesen haben, soviel sie will: daß meine Kunst, Tinte zu machen, nicht taugt, und daß es gar solch eine Kunst nicht gebe. Aber was geht das mein Rezept an? Hab' ich's darum weniger? Und wird es darum keine gute Tinte machen?

Und doch will die Vernunft über das Geheimnis der Religion richten! ...

Und wenn der Schäfer noch was Bessers an ihrer Stelle zu geben hätte. Aber das fehlt viel.

Was sie „natürliche Religion“ nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohlgeschickt.

Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein! Und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein; sonst ist auf ihn kein Verlaß, weder für andre noch für ihn selbst. Was soll doch einer für Furcht vor Göttern haben, die er selbst inventiert und gemacht hat? Und was kann er von ihnen für Trost erwarten? – Auch ist das scharfsinnigste Gemächt der Selbstgöttler eigentlich nur zum Staat und für die guten Tage, und ich hab's mehrmal gesehn, Better, wenn's was gilt, so lassen sie die Ohren hängen.

Und nun zum Beschluß noch eine Frage: Soll ich meine Kinder die „kritische Philosophie“¹ studieren lassen oder nicht studieren lassen? Die Meinungen über die Philosophie sind so verschieden. Einige sagen, daß sie von nichts zu etwas, und andre wieder, daß sie von etwas zu nichts führe. Nun ist mir das Nichts von jeher in der Seele zuwider gewesen, und ich habe nie können recht dahinterkommen, was es eigentlich für ein Ding ist. Ich mag es sonst wohl, daß meine Kinder von allem mitsprechen können. Nur muß es sie nicht verderben. Verdorben will ich sie nicht haben, für keinen Preis.

¹ Kants.

Ich wollte sie so gerne gut haben, lieber Vetter! Gib mir Rat dazu, und ich lasse mir einen Finger für Dich abhacken.

Der ich die Ehre habe, mit besonderer Hochachtung zu sein,

Hochedelgeborner,

Hochzuehrender Herr Vetter,

Ew. Hochedelgeborn ganz gehorsamer Diener usw.

Antwort

Spart den Finger, Vetter! Denn wenn ich Euch probaten Rat geben könnte; so wäre er doch zu wenig, und für das, was ich Euch geben kann, ist er vielzuviel.

Ich protegiere Eure Philosophie mit Leib und Seele, Vetter; doch rate ich immer, daß Ihr Eure Kinder vernünftig werden lasset.

Mit den Produkten der Zeit müßt Ihr es so genau nicht nehmen. Die Vernunft ist heuer Mode, und Ihr wißt wohl, wie es mit den Modewaren ist. Sie sind nicht immer solide gearbeitet und können es bei der Menge, die gefodert wird, und bei der Verschiedenheit der Lieferanten auch nicht sein. Übrigens halten sie ihre Zeit, und so weiter. Was den zweiten Punkt oder den Sturm, der auf geoffenbarte Religion gelaufen wird, anlangt: da sollte ich nicht denken, Vetter, daß es damit Not hätte. Haltet Ihr nur Euer Tintenrezept unter Schloß und seid ganz ruhig. Die Leute zu Eleusis hatten weiland auch ein Rezept, Linte oder sonst etwas zu machen, und daran rät

die Vernunft nun schon an die dreitausend Jahre, und noch hat sie es nicht geraten. Gewisse Talente kann man ihr nicht absprechen, und es mag wohl sein, daß einige Leute sie zu scheel ansehen und zu despektierlich von ihr denken und sprechen; aber verlaß Dich sicher darauf, daß es Dinge gibt, die sie, ungeholfen, nicht kann und nicht weiß.

Seht, es ist eigens mit ihr bestellt. Wo in abstracto gespielt wird, da ist sie sehr behende, in die Karten zu gucken und ihr Spiel zu machen. Aber bei dem Positiven will es nicht fort. Und, Wetter, wenn sie auch Euer und aller Welt Geheimnisse raten könnte und geraten hätte, so liegt doch das Geheimnis der Religion sehr sicher; denn das ist einzig und sonderer Art.

Deswegen blieben auch sonst die größten Weltweisen, wie zum Exempel Newton, Baco, Boyle usw., wenn sie Geheimnisse der Natur oder der Kunst geraten hatten, vor diesem mit Bescheidenheit und Respekt stehen. Und wenn das neuerer Zeit nicht geschieht, so geschieht das, nicht weil die neuen Newtons besser und mehr wüßten, warum sie weiter gehen, denn das fällt ihnen selbst wohl nicht ein; sondern weil sie nicht mehr wissen und verlernt haben, warum sie stehenbleiben sollten; es geschieht, weil gewisse Leute, die sonst wenigstens den Wohlstand respektierten, dahin verfallen sind, selbst weiterzugehen und es hierin einer dem andern zuvorzutun; und weil die Welt nach und nach leichtsinnig gemacht und gewöhnt ist, sich dergleichen Dinge gefallen zu lassen oder gar zu bewundern. Bewundre Du dergleichen Dinge nicht und bleibe auf

Deinem Wege. Du brauchst dann auch nicht umzukehren, wenn der Kausch vorüber sein wird.

Wir fühlen wohl alle die großen Schwierigkeiten der Abschaffung aller Imperative¹ und der Verwandlung der Moralität in Heiligkeit. Aber darum. Wir haben die Idee der Sache; die Tradition sagt: sie ist wahr und ist geschehen; und uns alle in unserm Innersten verlangt und dürstet danach. Daß Du es nicht begreifen kannst, das hat nichts zu sagen. Wieviel kannst Du nicht begreifen, oder lieber, was kannst Du begreifen von dem, was vor Augen ist? Und dies liegt hinter dem Berge.

Wenn einer für sich es nicht glauben kann, so ist das gut. Ein ehrlicher Mann kann nicht glauben, was er nicht glauben kann. Will er aber andre Leute auch nicht glauben lassen und eine Sache leugnen und bestreiten, die so viele gescheite und tugendhafte Menschen glauben und geglaubt haben; so ist das nicht gut, und man muß ihn der edlen Bescheidenheit erinnern. Und wenn er gar beweisen will, daß die Sache nicht möglich sei; so muß man ihm grade ins Gesicht lachen.

Endlich auf Eure Frage wegen der kritischen Philosophie kann ich Euch nicht anders als zweischneidig antworten. Seht, diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein ineinandergefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durchzuarbeiten.

Sind Eure Kinder also muntre Bursche, die da wissen, was sie wollen, und die an Mut und Geist grade keinen

¹ die nicht, wie Kant fordert, aus bloßer Achtung vor dem Sittengesetz als a priori gegebene Taten der reinen Vernunft gelten.

Mangel haben; so laßt sie daran gehen und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen, was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben.

Sind sie aber nur mittelmäßige Gesellen; so macht ihnen diese Philosophie schwarz und haltet sie davon zurück. Denn sie bleiben doch nur darin hängen wie die Lerche im Netz, und das treibt das Geblüte zu Kopf und taugt nicht. Zwar würden sie nicht alleine hängen und es würde ihnen an Gesellschaft nicht fehlen. Aber es ist das doch eine unbequeme Art zu existieren.

Und da lob' ich mir die Philosophen, die sich setzen, wie die allerneuesten tun.

Lebt wohl, Wetter. Der ich auch die Ehre habe zu sein
 Ew. ganz gehorsamer Diener usw.

Der Schleier der Seele

Einem jeglichen Menschen ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht dran bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden, und dürstet und sehnet sich dahin. Und der Psyche¹ ward ein Schleier vor die Augen gebunden und sie angeleitet zum Blinde-Ruh-Spiel. Sie steht und horcht unterm Schleier hin, hüpfst auf jeden Laut zu und breitet die Arme. – Ich beschwöre euch, Ihr Töchter Jerusalem: findet Ihr meinen Freund, so sagt ihm, daß ich vor Liebe krank liege.

¹Seele.

Geburt und Wiedergeburt

„Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch;
und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“

Joh. 3, 6.

Unter den verschiedenen Systemen, die in der dunkeln Lehre der Elemente oder Grundprinzipien der körperlichen Dinge von den Naturphilosophen sind aufgestellt worden, ist wohl das vor andern wahrscheinlich, das zwei strittige Prinzipien, die durch ein drittes vereiniget werden, annimmt und aus der Art der Vereinigung und dem Mehr oder Weniger der Prinzipien die Verschiedenheit der körperlichen Dinge erklärt; übrigens aber ein Unreines anerkennt, das in dieser Unterwelt dem Reinen anhängt und seine Kräfte und Tätigkeit hemmt und hindert. ...

Dies nun geschieht bei allen körperlichen Dingen, in allen Klassen, Gattungen und Arten. Und das ist gebären oder Geburt in der physischen Natur; Wiedergeburt würde sein, wenn die Natur die zwei in einem Körper vereinigten Prinzipien trennte und, von dem ihnen anklebenden Unreinen befreit, wieder vereinigte.

Dies aber kann sie, wie die Erfahrung lehrt, sich selbst gelassen, nicht. Indes wehrt sie sich ihrer Haut und arbeitet unaufhörlich, was ihr im Wege ist und ihren Gang hindert, von sich und auf die Seite zu schaffen. Und ihr bei dieser Arbeit, in den Krankheiten des menschlichen Körpers, zu Hilfe zu kommen, ist die ganze Kunst und das ganze Geschäft der Arzneigelehrten. —

Eine gleiche oder ähnliche Verwandtnis, wie mit der phy-

fischen Natur, hat es mit der moralischen im Menschen vom Weibe geboren. Er besteht auch aus zwei Naturen, einer verständigen und einer sinnlichen, die strittig und widereinander sind. „Das Fleisch gelüftet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind widereinander.“¹

Und natürlich sind sie widereinander; denn die eine denkt, die andere lähmet das Denken: die eine will, die andere lähmet den Willen; die eine sucht das Vollkommene und einet das Stückwerk und Zerteilte, die andere weiß von dem Vollkommenen nichts und hängt und hält nur an dem Stückwerk; die eine will sich mitteilen und geben, die andere zu sich reißen und haben usw.

Die Verbindung von zwei in sich selbst so ungleichen und einander so entgegengesetzten Naturen in Einem Wesen ist ein Knoten, an dessen Auflösung die menschliche Vernunft von jeher ihre Kräfte versucht hat, und sie hat nicht recht ins Reine bringen können, wie es mit dieser Verbindung zusammenhänge. ...

Von dem Verhältnis dieser zwei Naturen in einem Menschen und dem Einfluß, den die eine und die andere in sein Tun und Lassen hat, hängt sein Wohl und Wehe, sein Wert und Unwert ab, und darum ist alles, was sie angeht, was darauf Bezug hat und davon gewußt werden kann, für ihn über alles merkwürdig und wichtig.

Die sinnliche Natur im Menschen wird in ihm von ihresgleichen unmittelbar berührt; sie liegt gleichsam nach außen und umschließt das Verständige in ihm wie die

¹ Galater 5, 17.

Hülse den Kern, wie das Weiße im Ei den Dotter. Was um uns her sichtbar und sinnlich ist, sehen wir, wahrnehmen und empfinden wir in und an sich selbst, und genießen es ungehindert und ohne Mühe.

Nicht so das Verständige; das wird in uns von seinesgleichen nicht unmittelbar berührt. Wir nehmen es nur wahr in und an seinen Wirkungen; und zwischen dieser Wahrnehmung und der unmittelbaren Berührung ist eine große Kluft, die erst überstiegen werden muß. ...

Die Wiedergeburt ist ein Geheimnis und muß, wie alle Geheimnisse, die von sicherer Hand kommen, aufs Wort und ohne weiteres geglaubt und angenommen werden. ...

Wie also die Wiedergeburt ohne Gott nicht geschehen kann, so kann sie auch ohne den Menschen nicht geschehen; und wem geholfen werden soll, der muß geholfen sein wollen, und an eine Hilfe glauben. Und zwar muß dies Wollen und Glauben nicht etwa ein Gedanke, eine Betrachtung im Herzen, sondern eine Fassung, ein Zustand des Herzens sein. Denn es ist umsonst und hilft nicht, daß ein Herz von Glauben und Zerbrechen und Zerschlagen zu handeln und zu sagen weiß, oder zerschlagen sein möchte; es muß wirklich zerbrochen und zerschlagen sein.

Zeitliches und Ewiges¹

Wir können zwar mit unsern Gedanken vom Nord- bis an den Südpol und bis an das äußerste Meer fliegen, aber

¹ Aus den Briefen „Über die Unsterblichkeit der Seele“ in dem 1790 erschienenen fünften Teil der Werke.

das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Gedanken in unserm Kopf ist; wir können zwar unsre Liebe bis an der Welt Ende und bis über die Sterne hin ausströmen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Liebe in unserm Herzen ist. Also in unserm Körper sind wir mehr und anders als an irgendeinem andern Ort. Wir müßten denn in uns hineinschauen, um der Heimlichkeiten etwas gewahr zu werden.

Wie es aber überhaupt beim Sehen sonderlich aufs Auge und den Seher ankommt und ein jedweder nicht nur seinen eignen Regenbogen, sondern auch seine eigne Sonne und seinen eignen Mond sieht; so geht es auch hier, und geübte Seher sprechen von ganz andern Dingen, als die wir Ungeübte sehen können. Zwar kann auch wohl in einzelnen Fällen ein anders zu sehen sein; das aber sind einzelne Fälle, und ist für sich.

Was gewöhnlich zu sehen ist, und was auch ein jedweder sehen kann, ist: daß wir in unserm Inwendigen aus zwei Kräften bestehen, die uneins sind und sich einander bestreiten – die eine hoher Natur, die von Unsterblichkeit und dem Unendlichen, von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Ideen und Ahnungen hat und Lust hat, nach dieser Regel einherzugehen, die aufwärts strebt, Wahrheit sucht, und alles ergründen will – aber unter dem Einfluß einer andern, die sie überall hindert und ihr überall im Wege ist, die ihr Licht und Lust dunkelt und färbt, die ungestüm und unbändig ist, sich nicht sagen läßt, und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will.

Der Funke wird von der Asche gedrückt! – Der Mond ist im Schatten der Erde! ...

Und sie stehen und schreien und klappen in den Kessel ihrer Philosophie und Moral, um ihm aus der Not zu helfen; indes er, nach ganz andern Gesetzen, bleibt oder herausgeht. ...

Ein Wesen, das den Keim der Unsterblichkeit in sich hat, kann nicht sterben. Ob wir nun gleich diesen Keim nicht sehen, so können wir doch, da wir seine Wahrzeichen so offenbar im Menschen finden, an seinem Dasein nicht zweifeln. Auch er ist nicht unwahrscheinlicher als der im Weizenkorn, und liegt nicht mehr im Dunkeln. Aber bei dem Weizenkorn haben wir die Erfahrung und das Faktum. Wenn damit gebühlich prozediert wird, so wird Wurzel, Halm, Ähre und alles, was in ihm ist, wirklich sichtbar und kommt zum Vorschein. Wenn wir auch solche Erfahrungen in ihrer Art hätten!

Doch es gibt auch vor der Thür noch Erfahrungen, die, ihres Orts, die Möglichkeit der Sache und ihre ersten Anfänge zeigen, und die drinnen alles vermuten lassen.

Erstlich haben wir die Erfahrung, daß dieser Keim durch die ärgste Mißhandlung im Menschen nicht kann vernichtet werden. Es ist freilich wahr, er kann in ihm, durch die entgegengesetzte Kraft, nicht allein geschändet, entstellt und verungestaltet, sondern auch in seiner Thätigkeit so ganz und gar gehemmet und unter die Füße getreten werden, daß auch keine Spur von seiner Herrlichkeit übrig bleibt, und man sagt mit Recht von einem Menschen, der

sich seiner Sinnlichkeit und allen ihren Lüsten und Bewegungen ohne Scheu und Scham hingibt, daß er sei wie ein Vieh und ohne Gott. Aber vernichtet ist der Keim darum in ihm nicht. ...

Und auf der andern Seite haben wir die Erfahrung, daß durch eine bessere Behandlung dieser edle Keim mehr zum Vorschein kommt und seine Wahrzeichen sichtbarer werden. Und diese merkwürdige Erfahrung haben wir an den Tugendhaften, deren es freilich nicht viele, aber doch zu verschiedenen Zeiten hie und da einzelne gegeben hat.

Diese Menschen fühlten auch, wenn sie ihre Augen aufgen Himmel heben wollten, daß der edle in ihnen beherrscht werde und der unedle herrsche, und hätten die Sache gerne nicht abgesprochen, sondern abgeändert. Da es nun nicht in ihrer Gewalt war, gradezu den edlen auf den Thron zu setzen, so taten sie „was in unsrer Gewalt ist“ und kämpften ritterlich, den unedlen herunterzubringen. Sie verzschmähten eine vergängliche Glückseligkeit, wandten ihr den Rücken und wollten sie nicht, und gingen so mit verbissenen Lippen und unverrücktem Ernst dem unvergänglichen Gut nach, ohne sich umzusehen und ohne sich durch den Spott und die Weisheit der Spielleute irremachen zu lassen – und der Erfolg war frappant. ...

Man stelle nun einen solchen Menschen und einen gewöhnlichen nebeneinander, und sehe den Unterschied. Den einen treiben und reißen seine Lüste und Begierden hin, wo er nicht hin will, und zu tun was nicht taugt; er hat nimmer Ruhe und keinen Frieden, und ist wie die Woge des Meers, die in jedem Augenblick eine andre Gestalt hat und in allen

Gestalten Wasser ist – und der andre ist immer was er sein will, immer derselbe freud- und frieden-volle, und sein Herz ist einem Tempel zu vergleichen, darin eine unsichtbare Gottheit wohnt und wo die heilige Stille durch keinen Laut unterbrochen wird, als der für die Wahrheit schallt und zum Lobe der Götter.

Es ist gleich auf den ersten Anblick um und in solchen tugendhaften Menschen etwas Großes und Ewiges, sie fühlen sich unsterblich an. Aber sie sind es auch.

Wenn die Zeit nichts ist als die Folge und der Wechsel verschiedener Dinge, so sind sie schon darum weniger zeitlich. Doch es muß etwas wirklich und in sich Ewiges und Unsterbliches in ihnen sein; denn die Kraft, die in andern Menschen so allgewaltig und unwiderstehlich herrscht und so viel Unglück und Böses anrichtet, ist in ihnen gebändigt und liegt zu ihren Füßen. Und was anders als das Ewige und Unsterbliche kann das Zeitliche bändigen und bezwingen?

Warum der Mensch in der Herrlichkeit der Schöpfung

nach dem verborgenen Vollkommenen sucht

Du möchtest gern den Sinn der unterirdischen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wissen, und warum doch die großen heroischen Menschen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt hinuntergestiegen sind.

Sch denke, Andres, weil sie, was sie suchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier sein Genüge findet, der muß mit unvollkommner, sichtbarer, veränderlicher und vergänglichlicher Natur genug haben. Wenn also eine vollkommne, unsichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte; so mußten sie ihn anderswo suchen gehen. Seine Fußstapfen fanden sie in dem Sichtbaren und Vergänglichlichen wohl, aber ihn fanden sie da nicht.

Doch warum gerade unter der Erde die Veredelung sein selbst suchen?

Wird doch nichts in der Luft gesäet! Samen und Tierarten legen in der Erde die Schale ab, ehe sie ihre neue Gestalt und Existenz erhalten. Gehen doch auch die Menschen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuschütteln und der Wahrheit näherzukommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen ist; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor ersterben und also einen Schritt rückwärts, herunter, tun muß; oder weil die Weisen sich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermutet und sucht; oder weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe kostet hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hause aus hinsehen kann. Vielleicht ist's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber mich dünkt, wenn wir hätten erfinden sollen, wir hätten auch die Schwärmer in der Luft und die wahren ernsthaften Liebhaber unter der Erde suchen lassen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man

das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens wert wären. Sie sind wohl schön und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber wenn sie das getan haben, denn haben sie das ihrige getan, und weiter können sie uns nicht helfen.

Der Mensch ist reicher als sie und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Örtliches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er sieht nur Mannigfaltigkeit, lauter Zerstreutes und Zerstückeltes; und doch will er immer Einen, unter Eins fassen, aus Einem herleiten usw.

Wie und woher könnten ihm solche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn sie nicht aus ihm selbst kämen und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre?

Selbst die Weisheit und Ordnung, die der Mensch in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Maß nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur eine Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewußt ist und das ihm die Kühnheit und den Mut gibt: alles zu meistern und aus sich zu rektifizieren. Und mitten in der Herr-

lichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer als alles, was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas anderm. Andres, der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Konterfeis in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben – und das kann ihm niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Von der stillen Wahrheit

Die Wahrheit

Die Wahrheit ist die Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank. Wer sie aber von ganzem Herzen lieb hat und sich selbst verleugnen kann, bei dem kehrt sie ein, den überreilt sie des Nachts im Schlaf und macht sein Gebein und sein Angesicht fröhlich.

Daß die Wahrheit eine Sache sei¹

Die Vernunft kann über die Neben- und Außenwerke der Religion, über religiöse Afters- und Truggemächte usw. urteilen, recht oder unrecht; sie kann Menschen, die es nicht besser wissen, durch Einwendungen und Zweifel und durch ein Schattenspiel der Religion an ihrer Wand irremachen; aber die Religion selbst, ihr Wesen und Geheimnis, kann sie nicht treffen.

¹Aus der 1796 erschienenen Schrift „Von und Mit dem ungenannten Verfasser der ‚Bemerkungen‘ über des H. D. E. R. und G. S. Califfen Versuch den Wert der Aufklärung unserer Zeit betreffend Von Matthias Claudius“, – in der Claudius in den Streit zwischen Orthodoxy und Aufklärung in Holstein zur Verteidigung der Altgläubigen eingriff. Vgl. hierzu auch die Anmerkung auf S. 112.

Das liegt ja nicht innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und bleibt bei allem, was diese sagen und tun kann, unverletzt und unbeweglich liegen wie Myrons Kuh, oder besser, wie die Sonne hinter der Wolke, die durch die gegen sie abgeschossenen Pfeile nicht beleidigt wird und großmütig fortfährt auf den Schützen zu scheinen.

O du großmütige Sonne hinter der Wolke – du scheinst im Verborgenen. Der Mensch siehet dich nicht, und kennet dich nicht. Aber die Sage von dir ist je und je unter den Menschen gewesen: und aller Menschen Herz begehret dein, und sehnet sich nach dir.

„Der Instinkt“, sagt Kant, „ist ein gefühltes Bedürfnis, etwas zu tun oder zu genießen, wovon man noch keinen Begriff hat.“ – Der Instinkt ist dann selbst zugleich ein Beweis, daß es einen solchen Genuß gibt. Es muß also doch wohl für den Instinkt der bessern Natur, für den alleredelsten Instinkt, auch einen Genuß geben, gesetzt auch, daß nicht alle Menschen einen Begriff davon hätten oder zu einem Begriff darüber kämen.

Die sichtbare Welt ist der Spiegel, darin wir die unsichtbare Welt sehen sollen. Nun finden und sehen wir, daß Gott für alle Keime der körperlichen Natur gesorgt und zu ihrer Entwicklung Veranstaltungen gemacht hat. – Und er hätte den Keim, der ihm vor allen der liebste, der ihm nahe verwandt und seines Geschlechts ist, den Keim zum Guten, der in des Menschen Brust wohnt, vergessen und Waise gelassen?

Ist eine neue Schöpfung unmöglicher als die erste, die wir doch nicht leugnen können?

Wohl ist diese „neue Schöpfung“, diese „Herzensänderung“, diese „Revolution in den Gesinnungen im Menschen“, dieser „Übergang zur Heiligkeit derselben“, diese „Wiedergeburt“, diese Auferstehung eines neuen Lebens aus dem Tode – etwas Übergroßes. Aber:

„Wenn von den Göttern und göttlicher Lehre die Rede ist, soll Dir, wie übergroß es auch laute, nichts zu groß und unglaublich dünken“, sagten die Pythagoräer.

Denn, wie der Himmel über die Erde, sind ihre Gedanken, und ihre Fülle ist wie die Fülle des Meers. Tritt ans Ufer und siehe hin auf seine Höhe. – Das Wasser wird ihm nicht fehlen, wenn deine Kasse trinken.

Es ist zugleich hieraus klar, wie wenig die Leute ihre Sache und ihren Vorteil kennen, die ihre Religion von allem Geheimnisvollen freien und reinigen wollen. Freilich „alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen“, und so wollte das Geheimnis der Religion unter ihren Händen auch wohl verkleinert und vergrößert, verstümmelt, verstellt und verkannt, und der Herkules viel oft an Händen und Füßen gelähmt und untüchtig gemacht werden, Schlangen zu erdrücken und bis ans Ende der Welt zu gehen. Indes ist die Wahrheit immer gerne verdeckt und im Dunkel gewesen, und, wenn in einer Religion überhaupt Wahrheit wohnt, so wohnt sie in ihren verhüllten Punkten und Rätseln. Wenn also die Menschen ohne Unterschied aufräumen, applanieren oder über Bord werfen, anstatt daß sie suchen sollten, durch innerliche Tätigkeit, durch Hungern und Dürsten nach der Wahrheit und durch Geduld in guten Werken und Ge-

sinnungen, aufzulösen; so handeln sie nicht klug, und wider sich selbst.

Ebenso unklug ist es auch, wenn einige Künstler ihre Religion verbessern wollen. Die Wahrheit bedarf keiner Verbesserung.

Wie gesagt, die Neben- und Außenwerke, oder wenn es Religionen gibt, die nur Außenwerke sind, das kann die Vernunft wohl verbessern; aber weiter nicht. Wie soll sie verbessern, wovon sie nicht weiß und was sie nicht begreift? Religion ist nicht Ideenkrämerei, sondern Sache, eine Kraft Gottes, selig zu machen, die sie ergreifen können. Moral führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armut und Bedürfnis vor die Thür des reichen Mannes führt. — Sokrates sagt beim Plato: es sei nicht leicht zu erklären, wie die Menschen gut würden. Doch vermuthet er: daß die guten Menschen auf eben die Art würden, wie die göttlichen Seher, nämlich entweder durch Natur oder Kunst, jedoch durch Begeisterung, die von den Göttern ausgeht. Man könnte dies auch umkehren und sagen: die Menschen würden Seher auf eben die Art, wie sie gut werden. Die verschiedenen Kräfte in einem Wesen, wie ein Geist ist, hängen zusammen und machen Eins, und keine kann berührt und verändert werden ohne die andre. Wie influirt nicht schon der Wille des Menschen, nach den kleinen alltäglichen Verschiedenheiten und Nuancen, auf seinen Verstand? Es ist also abzusehen, daß eine Revolution in den Gesinnungen des Menschen nicht möglich sei ohne eine Revolution in seinen denkenden Kräften und daß, wenn jene zur Heiligkeit übergehen, diese nicht zurückbleiben können.

Kurz, die Wahrheit verbessert. Und wer sie hat, des ganzes Geschäft ist, sie zu nutzen und sie heilig zu halten und für ihre Erhaltung zu sorgen.

Daß die Wahrheit eine Arznei sei

Ich sehe, nach Herrn Lessings elektrischen Funken,¹ die Religion als eine Arznei an, und den Zweifler als den Doktor Peter, und den Widerleger als den Doktor Paul, die beiderseits die Arznei vor sich auf dem Tische liegen haben und darüber streiten.

Wenn ich nun krank und elend neben dem Tische und den beiden Doktors stünde und gerne geholfen sein wollte, und der Doktor Paul behielte recht, so würde ich doch nicht gesund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme; und nähme ich sie ein und sie wäre gut, so würde ich gesund werden, und wenn auch der Doktor Peter recht behielte. Und also ist das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der gesund worden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Pauls über die Peters.

¹ Die unbestechliche Lauterkeit von Lessings Charakter, dessen Innere Wahrheitsliebe Claudius wie etwas ihm Verwandtes anzog, erkannte Claudius auch dann noch an, als Lessing durch die Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente (1774ff.) deutlich im Lager der Gegner des orthodoxen Christentums kämpfte.

Daß die Wahrheit ein Riese sei, der am Wege liegt
und schläft

Die Philosophie ist gut, und die Leute haben unrecht, die ihr sogar hohnsprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie viel und wenig, sondern wie Himmel und Erde, oben und unten! Ich kanns Ihm nicht besser begreiflich machen als mit der Seekarte, die Er von dem Teich hinter seines seligen Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teich zu schiffen, Wetter, und hatte sich deswegen auf seine eigne Hand eine Karte von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach schiffte er nun herum, und 's ging recht gut.¹ Wenn nun aber ein Wirbelwind oder die Königin von Otabite oder eine Wasserhose Ihn mit seinem Kahn und mit seiner Karte aufgenommen und mitten auf dem Ozean wieder niedergesetzt hätte, Wetter, und Er wollte hier nun auch nach seiner Karte schiffen, das ginge nicht. Der Fehler ist nicht an der Karte, für den Teich war sie gut; aber der Teich ist nicht der Ozean, sieht Er. Hier müßte Er sich eine andre Karte machen, die aber freilich ziemlich in blanko bleiben würde, weil die Sandbänke hier sehr tief

¹ Claudius besuhr als Knabe mit einer selbst entworfenen Seekarte häufig den an den Garten des Elternhauses angrenzenden Teich. Als Mann schreibt er darüber an Andres: „Besinnest Du Dich noch unserer ersten Schifffahrt, als wir den neuen Kahn probierten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich Deinen ausgestreckten Arm herkommen und hakte an.“ Der rettende Arm war der seines jüngeren Bruders Detlev.

liegen. Und, Wetter, schiffst hier nur immer gradezu; auf 'n Meerwunder mögt Ihr stoßen, auf den Grund stoßt Ihr nicht.

Hieraus mögt Ihr nun selbst urtheilen, wie weit die Philosophie ein Besen sei, die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewisse Weise 'n solcher Besen sein, ja; mögt sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß, als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen.

Da also die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden können, so ist's patriotisch in einem hohen Sinn des Worts, die alte Form unverletzt zu erhalten und sich für ein Tüttel des Gesetzes totschlagen zu lassen. Und wenn das ein orthodoxer Herr Pastor heißt, so könnt Ihr vor so einem den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch sonstwas orthodox. ...

In Summa, Wetter, die Wahrheit ist ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorübergehen, sehn seine Riesengestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft. Wenn er den Schleier wegtut, wirst Du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost sein, daß er unter dem Schleier ist, und gehe Du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und flügle nicht, lieber Wetter.

Wo die Wahrheit nicht zu finden sei¹

Man mag noch bessere Gründe dagegen haben, der allein tut's nicht. Denn, Lieber! siehe an die Sonne, wie sie so herrlich und so hell scheint! und kannst Du eine Faustvoll Strahlen mit den Wurzeln herausreißen und sehen, wie sie hervordachsen? Kannst Du den Mond mit der Hand fassen und seinen Saft in Deinen Becher drücken? und siehe! er leuchtet in aller Welt und feuchtet die Erde und das Meer, und die Flut kommt die Elbe heraufgebraust, ob wir ihn sehen oder nicht? Ist uns aber in der materiellen Natur noch vieles verborgen, für die wir den Gebrauch von drei Sinnen haben, wie mögen wir über die immaterielle richten, für die wir nicht den Gebrauch von Einem

¹ Aus der Vorrede von Claudius zu seiner Übersetzung des Buches von Louis Claude de St. Martin „Des erreurs et de la vérité“, das 1775 anonym in Edinburg erschienen war. Die Übersetzung erschien unter dem Titel „Irrtümer und Wahrheit oder Rückweis für die Menschen auf das allgemeine Prinzipium der Erkenntnis. Ein Werk, darin die Beobachter auf die Ungewißheit ihrer Untersuchungen und auf ihre beständigen Fehltritte geführt werden, und ihnen solcher Weise der Weg angedeutet wird, den sie hätten gehen müssen, um die physische Evidenz zu erhalten über den Ursprung des Guten und des Bösen, über den Menschen, über die materielle Natur, über die immaterielle Natur und die heilige Natur, über die Basis der politischen Regierungen, über die Autorität der Souverains, über die bürgerliche und peinliche Gerechtigkeit, über die Wissenschaften, die Sprachen und die Künste. Von einem unbekanntem Ph. aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. Breslau 1782“. Das Buch zeigt inhaltlich eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen Hamanns, ohne – nach Ungers Feststellung – direkt von ihm beeinflusst zu sein. Claudius, der mit starker innerer Anteilnahme die Übersetzung angefertigt hatte, stieß – sogar bei seinen nächsten Freunden – allerdings auf radikale Ablehnung der rein christlich-orthodoxen Anthropologie und der mystischen Zahlensymbolik St. Martins.

haben, den der Verfasser die sinnliche Fähigkeit oder den Sinn des Geistes nennt?

Der Mensch hat einen Geist in sich, den diese Welt nicht befriedigt, der die Treber der Materie, die Dorn und Disteln am Wege mit Gram und Unwillen wiederkaut und sich sehnet nach seiner Heimat. Auch hat er hier kein Bleiben und muß bald davon. So läßt es sich an den fünf Fingern abzählen, was ihm geholfen sein könne mit einer Weisheit, die bloß in der sichtbaren und materiellen Natur zu Hause ist. Sie kann ihm hier auf mancherlei Weise lieb und wert sein, nachdem sie mehr oder weniger Stückwerk ist; aber sie kann ihm nicht genügen. Wie könnte sie das, da es die körperliche Natur selbst nicht kann und sie ihn auf halbem Wege verläßt und, wenn er weggetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt wie sein Globus und seine Elektrifiziermaschine?

Was ihm genügen soll, muß in ihm, seiner Natur, und unsterblich wie er sein; muß ihn, weil er hienieden einhergeht, über das Wesen und den Gang dieser körperlichen Natur und über ihre Gebrechen und Striemen weisen und trösten und ihn in dem Lande der Verlegenheit und der Unterwerfung in Wahrheit unverlegen und herrlich machen; und wenn er von dannen zieht, mit ihm ziehen durch Tod und Verwesung, und ihn wie ein Freund zur Heimat begleiten.

Solch eine Weisheit wird freilich in keinem Buch gefunden, wird nicht um Geld gekauft noch mit Halbherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon. Zeich Deine Schuhe aus, denn da Du aufstehest, ist ein heilig Land! Aber sie

ist, das wissen wir; und wer sich des Odems in seiner Nasen bewußt ist, nimmt das zu Herzen, und wenn er sie in der sichtbaren und materiellen Natur und in seinem eignen Dünkel nicht findet, läßt er sich guten Rat warnen und sucht sie auf einem andern Wege.

Gläubiges Herz

Vom Lesen im Johannesevangelium

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniß' und Rätsel drin, und 's Herz wird einem darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber les' ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares – Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zückende Blig! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermütiges und Hohes und Abndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 's ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir 's Licht hält und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein sehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten

kräufeln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Über das Gebet, an meinen Freund Andres

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung übers Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich. Du kannst so in Dir sein und auswendig so verstört und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte.¹ Und das sind gute Anzeigen, Andres. Denn wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben, und wo Klang und Rumor an Thür und Fenstern ist, passiert im Hause nicht viel.

Daß einer beim Beten die Augen verdreht usw. sind' ich eben nicht nötig, und halte ich's besser: natürlich! Indes muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beim Gebet tut, das muß man lästern, dünkt mich, und ist nicht auszustehen. Man darf Mut und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstflug sein; denn weiß einer sich selbst zu raten und zu helfen, so ist ja das kürzeste, daß er sich selbst hilft. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergibt und 's Gewehr streckt usw. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim

¹ 1. Samuel, Kap. 2.

Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte und erst 'n halben Tag deliberierte, ob er's zu der Extremität wollte kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Komplexion ist, so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andre Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt und trachtet er ungeheuchelt nur nach dem, was besser ist, dann hat's mit dem Gebet seine gewiesenen Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und töricht von Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und diskret sein und dem lieber alles mit anheimstellen, der's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der *Nexus Rerum*¹ dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrten meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respekt für den *Nexus Rerum*, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den *Nexus* der Tor-

¹ Zusammenhang der Dinge.

flügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vaterunser“ ist ein für allemal das beste Gebet, denn Du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schad't aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie's sein soll. Weil Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vaterunser“ mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines Bessern belehren lassen.

Sieh, wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind denn in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl und hat seine Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen – und dann fang' ich an:

Vater unser der Du bist im Himmel.

Geheiligt werde Dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut sein und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig sein möge.

Zu uns komme Dein Reich.

Hierbei denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt und bald dies, bald das regiert, und daß das alles Herzquäl ist, und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott all Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Hierbei stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen tun, und keine Qual rühret sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten und frohlocken Tag und Nacht; und dann denk' ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brot gib uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so

flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergib uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es tut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen; und mir entfällt das Herz, und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Übel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnot, Kaltenbrand und Wahnsinn und das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist niemand, der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres! wenn die Tränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraussehnen und in sich so

betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hilfe wäre. Dann muß man sich aber wieder Mut machen, die Hand auf den Mund legen und wie im Triumph fortfahren:

Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Macht und die Herrlichkeit in
Ewigkeit, Amen.

Das Gebet

das, nach dem Lactanz, ein Engel in der Nacht den Vicinius¹ lehrte und es ihn und sein ganzes Heer beten hieß, als er gegen den Maximinus die entscheidende Schlacht pro aris et focus² halten sollte.

„Summe Deus, te rogamus: sancte Deus, te rogamus: omnem justitiam tibi commendamus: salutem nostram tibi commendamus: imperium nostrum tibi commendamus. Per te vivimus, per te victores et felices existimus. Summe, sancte Deus, preces nostras exaudi: brachia nostra ad te tendimus. Exaudi sancte, summe Deus.“³

¹ Vicinius, römischer Kaiser 307–323, schlug den oströmischen Kaiser Gaius Galerius Valerius Maximinus, genannt Daza, bei Adrianopel.

² Für Heim und Herd. — ³ „Höchster Gott, dich bitten wir: Heiliger Gott, dich bitten wir: alle Gerechtigkeit stellen wir dir anheim: unser Reich stellen wir dir anheim. Durch dich leben wir, durch dich gelten wir als Überwinder und als vom Glück Begünstigte. Höchster, heiliger Gott, höre unsere Bitten: wir strecken unsere Arme nach dir aus. Höre! Heiliger, höchster Gott!“

Ist sehr schön, denke ich, und könnt's wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wird's, denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch kein Latein verstünde.

Dein Wille geschehe wie im Himmel

also auch auf Erden!

Niemand ist gut als der einige Gott! Und sein Wille will nur Eins von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Dies Eins wollte der Wille, wenn Gott je in heiliger Stille und Einsamkeit existierte und alles Wohlsein in ihm eingeschlossen war, in Gott. Und als Gott sich in freie Wesen ergoß, da wollte sein Wille dies Eins in allen den einzelnen freien Willen wollen, damit so das Wohlsein Gottes durch alle Wesen fortgepflanzt werde und überall und allenthalben Einklang und volle Genüge sei.

Wo also Mißklang und Not und Ungemach ist, wie hier bei uns auf Erden, da müssen einzelne Willen, die anders wollen, im Wege sein und den einen Ton, der durch Himmel und Erde tönen sollte, stören. Und es kann des Mißklangs, der Not und des Ungemachs kein Ende werden, oder diese einzelne Willen müssen sich ändern und wieder in den großen Willen eingehen.

Um also die dritte Bitte recht zu verstehen, müßten wir wissen, was der Wille ist; und davon wissen wir wenig oder nichts. Wir Menschen lassen unsern Willen gewöhnlich und fast immer durch scheinliche und zum Teil sehr

nichtswürdige Bewegursachen meistern und überwinden. Aber Beispiele alter und neuer Zeit lehren und beweisen die Unabhängigkeit und Unüberwindlichkeit des menschlichen Willens, und ein jeder fühlt es in seinem Innersten, daß sein Wille unabhängig und unüberwindlich sein kann. Aus dem nun und aus der Ehrerbietigkeit und Achtung, welche andre Menschen und die Geseze für Genehmigung und Einwilligung haben, urteilen wir mit Recht, daß der Wille hoher Natur sei. Aber dabei bleibt es auch mit unserm Wissen vom Willen.

Und eben so ist's mit unserm Wissen von dem: wie im Himmel, also auch auf Erden.

Wir kennen den Himmel nicht, und unsre Träume davon treffen nur sehr von ferne zu.

Christus kannte die Seligkeit im Himmel, wo Gottes Wille geschieht. Ihm war die Not und das Ungemach der Erde, wo Gottes Wille gehindert wird, nicht unbekannt. Er hatte, seit der Welt Grund gelegt ward, bei sich beschlossen, zu Hilfe zu kommen, und zwar ist auf Erden, das allgemeine Hindernis zu gewaltigen und uns über die besondern Hindernisse in jedwedem einzelnen den Sieg möglich zu machen und einzuleiten. Die Willkür ist so zarter und edler Natur, daß sie keinen Zwang leidet und sich selbst freiwillig opfern will und opfern muß, wenn sie genesen soll. Christus konnte denn mit aller seiner Liebe und Barmherzigkeit nicht mehr tun, als er getan hatte, und Ihm blieb nichts übrig, als uns noch selbst an den Vater zu weisen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!

Andacht in der Natur

Im Junius

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab –

Wach auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge.

's ist, als ob Er vorüberwandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feierkleid, und frohlocke!

Am Karfreitagmorgen

Bin die vorige Nacht unterwegs gewesen. Etwas kalt schien einem der Mond auf den Leib, sonst war er aber so

hell und schön, daß ich recht meine Freude dran hatt', und mich an ihm nicht konnte satt sehen. Heut nacht vor tausend achthundert Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht' ich bei mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen sanften Mond's einem gerechten unschuldigen Mann Leid tun konnten!

Ein Brief an den Mond

Stille glänzende Freundin

Ich habe Sie lange heimlich geliebt; als ich noch Knabe war, pflegt' ich schon in den Wald zu laufen und halbverstohlen hintern Bäumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit bloßer Brust oder im Negligé einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen. Einst abends fragte ich, was Sie immer so unruhig am Himmel wären, und warum Sie nicht bei uns blieben. Sie hatte, ach! hub meine Mutter an und setzte mich freundlich auf ihren Schoß, sie hatte einen kleinen lieben Knaben, der hieß Endymion, den hat sie verloren und sucht ihn nun allenthalben und kann den Knaben nicht wiederfinden – und mir trat eine Träne ins Auge. Oh, Madam! mir ist seitdem oft eine ins Auge getreten. ...

Sie scheinen ein weiches schwermütiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen ist Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, daß seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des

Himmels gesehn. Sie gehen immer, allein und traurig, um unsre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbniß ihres Geliebten, als wenn das Rauschen von erstickten Seufzern des Elendes und der Laut vom Händeringen und das Geräusch der Verwesung Ihnen süßer wären als der Pöan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengestirns. Sanftes sympathisches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramschleier einen Augenblick vom Gesicht tue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmütigen Kummerempfindung und melancholischen Schwärmereien mache und in Ihren keuschen Schoß weine. Und Jupiter breite ein dünnes Rosengewölk über die Szene! Der Leser aber denke sich dies Gemälde, von etlichen Liebesgöttern gehalten, als ein *cul de lampe*¹ unter dem Vorbericht dieses sonderbaren Briefwechsels.

Das Weltall eine große Familie

Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermutet, als daß Du eine Astrologie schreiben würdest. Du hast zwar von jeher mit den Sternen Dein Fest gehabt, und pflegtest es immer als eine besondre göttliche Wohlthat anzusehen, wenn 's Abends der Himmel helle und so recht voll Sternen war; aber das, glaubt' ich, stecke so in Dir, sei Rührung und Freude über den großen herrlichen Anblick, wei-

¹ Im Buchdruck Verzierung am Schluß eines Abschnittes oder des ganzen Werkes.

ter aber denkst Du nichts, und von Deinen Projekten und Deiner Astrologia puriore und sublimiore ist mir niemals 'n Wörtlein in den Sinn kommen. Du hast aber recht, Andres, ich habe dem Dinge nachgedacht, und die Astrologie fängt an, mir einzuleuchten.

Wenn alle Sandkörner auf der Erde Augen wären, so würden alle die Augen jedwedem Stern über sich am Himmel sehen, und also fließen beständig aus jedwedem Stern Strahlen auf jedes Sandkorn der ganzen Erd feste herab: nun ist es aber allerdings sehr unwahrscheinlich, daß eine so große Menge einer Materie, die so schnell so weit herkommen kann und aus so schönen unvergänglichen Körpern kommt, ohne alle Wirkung sein sollte. Mich dünkt, der bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrt's einen auch schon, daß die mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte müßige Zuschauer sind, sondern Angehörige der Erde, und Freunde vom Hause.

Was Du aus den Sternen sehen willst und was Du von ihren Kräften und Einflüssen vorbringst, das sind vor mir lauter böhm'sche Dörfer, kommt mir aber alles doch sehr gründlich vor, und ich wünsche mir von Herzen Deine andächtige fromme Empfindung, mit der Du von den Sternen sprichst und darin alle Deine Ideen schwimmen wie Blumen im Morgentau und wie die Inseln im Meer. Die Himmelslichter sind doch wirklich, wie die Augen am Menschen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint.

Vom Wachstum: Eine Parabel

Es war eine Zeit, wo die Menschen sich mit dem, was die Natur brachte, behelfen und von Eicheln und anderer harter und schlechter Kost leben mußten. Da kam ein Mann, mit Namen Osiris, von ferne her und sprach zu ihnen: Es gibt eine bessere Kost für den Menschen und eine Kunst, sie immer reichlich zu schaffen; und ich komme, Euch das Geheimnis zu lehren. Und er lehrte sie das Geheimnis und richtete einen Acker vor ihren Augen zu und sagte: „Seht, das müßt Ihr tun! Und das übrige tun die Einflüsse des Himmels!“ Die Saat ging auf und wuchs und brachte Frucht, und die Menschen waren des sehr verwundert und erfreuet und baueten den Acker fleißig und mit großem Nutzen. In der Folge fanden einige von ihnen den Bau zu simpel, und sie mochten die Beschwerlichkeiten der freien Luft und Fahrzeiten nicht ertragen. Kommt, sprachen sie, laßt uns den Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern einfassen und ein Gewölbe darüber machen und dann darunter mit Anstand und mit aller Bequemlichkeit den Ackerbau treiben; die Einflüsse des Himmels werden so nötig nicht sein, und überdem sieht sie kein Mensch. Aber, sagten andere, Osiris ließ den Himmel offen, und sagte: „Das müßt Ihr tun! Und das übrige tun die Einflüsse des Himmels!“ Das tat er nur, antworteten sie, den Ackerbau in Gang zu bringen; auch kann man noch den Himmel an dem Gewölbe malen. Sie faßten darauf ihren Acker regelrecht und nach der Kunst

mit Wand und Mauern ein, machten ein Gewölbe dar-
über und malten den Himmel daran. – Und die Saat
wollte nicht wachsen! Und sie bauten, und pflügten, und
düngten, und ackerten hin und her. – Und die Saat wollte
nicht wachsen! Und sie ackerten hin und her.

Und viele von denen, die umherstanden und ihnen zusahen,
spotteten über sie! Und am Ende auch über den Osiris
und sein Geheimnis.

Die gequälte Kreatur

Schreiben eines parforcegejagten Hirschen
an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte

Durchlauchtiger Fürst, Gnädigster Fürst und Herr!

Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden; bitte aber untertänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sollten nur einmal parforcegejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihr Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes, unschuldiges Tier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber tot schießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie täten's gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod usw. usw.

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
 Muß ich hier verschmachten und vergehn,
 Ohne Trost, in Müh' und Schande;
 Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!
 Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
 Nichts getan.
 Du im Himmel! hilf mir armen
 Schwarzen Mann!

Besuch im St. Hiob

Der Aufseher des Stifts heißt Bernard, und unser fünf
 oder sechs, lauter reisende Leute, welche die Herberge ver-
 sammelt hatte, gingen hin, es zu besehen. Der erste war
 Herr Tobel, ein ernsthafter Mann, der wenig sprach; der
 zweite, Herr Wange, Prediger in der Nachbarschaft, ein
 Verwandter des Herrn Bernard und der eigentliche An-
 fänger und Anführer der ganzen Unternehmung; der drit-
 te, wenn er für einen vollen Mann gelten soll, sein Sohn
 Fränzel, ein feiner Knabe von etwa zehn bis dreizehn Jah-
 ren, der vierte, Herr Sennert, 'n Bruder Studio, dem
 äußerlichen Ansehen nach; usw.

Unterwegs erzählte uns Herr Wange, daß er einen alten
 Bekannten im Stift habe, Herrn Cornelio. Dem starb

seine Frau und sein Freund, und darauf ging er in den St. Hiob als Krankenwärter.

Herr Bernard empfing uns sehr höflich und bewirtete uns mit Caravantee; zeigte uns auch sein Naturalienkabinett, das ziemlich vollständig ist, sonderlich an Conchylien.

Nach verschiedenen Gesprächen über dies und das kam's endlich zum Stiftbesehen, und Herr Bernard ging voran. Er führte uns zuerst zu den Wahnsinnigen, die gleich unten im Hofe am Eingang quartiert sind, ein jeder in einem kleinen Stübchen für sich.

So wie Leute, die noch zwischen Furcht und Hoffnung schweben, unglücklicher sind als die schon Entscheidung haben, so scheinen einem die Wahnsinnigen, oder die zwischen Sinn und Unsinn schweben, unglücklicher zu sein als die Unsinnigen, und sie sind nicht so gräßlich, aber grauerlicher anzusehen. Wir sahen ihrer hier einige und dreißig, alt und jung, Männer und Weiber, und aus allen Ständen.

Herr Bernard wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der Wahnsinn bei Weibsleuten sich immer auf Liebe und Religion beziehe. Im St. Hiob fanden wir seine Bemerkung bestätigt, denn die Weibsleute sprachen alle wie Verliebte oder predigten und prophezeiten. Bei den Männern trafen wir hier auch mancherlei andern Wahnsinn. Einer in einem grünen Schlafrock dünkte sich 'n Mohr und wusch sich emsiglich, guckte ins Spiegel und wusch wieder, und seine weiße Kontormütze und eine Zitrone standen auf dem Tisch. Ein anderer stand mit verstorren Haaren und zeigte immer mit dem Finger nach einem Stundenglas, das an

der Wand hing, und seufzte dazu. Die merkwürdigsten von allen aber waren vier Brüder, die in einem Zimmer beisammen saßen einander gegenüber – Söhne eines Musikanten, und Vater und Mutter waren im St. Hiob gestorben. Herr Bernard sagte, sie saßen die meiste Zeit so und ließen den ganzen Tag wenig oder gar nichts von sich hören; nur sooft ein Kranker im Stift gestorben sei, werde mit drei Schlägen vom Turm signiert, und sooft die Glocke gerührt werde, sängen sie einen Vers aus einem Totenliede. Man nenne sie auch deswegen im Stift die Totenhähne.

Von hier ging's zu den Unsinnigen. Ihre Kojen sind rund und in einem Zirkel gebaut, und in der Mitte steht ein großer Ofen, der im Winter geheizt wird. Nur etwa Zweidrittel davon waren igo besetzt, und die Unglücklichen darin saßen, wie gewöhnlich, mit zerrissenen Kleidern und halb nackt, und sagten Greuel. Einer von ihnen war neun Jahre in der Sklaverei zu Algier gewesen und hieß Hans Gumpert, und der war der wütigste von allen und hatte ungeheure Kräfte. Er hatte igo eben eine gute Stunde, und als wir vor seine Klappe kamen, trat er heran und streckte die Hand heraus. Herr Tobel legte ihm einen Dukaten hinein und wir andern etwas Silbergeld; er warf aber alles weg und bat flehentlich um ein ganz kleines Stückchen Zucker.

Weiter brachte uns Herr Bernard in verschiedene Zimmer mit allerlei bössartigen Patienten, und dann kamen wir endlich in die große Krankenstube. Sie ist hoch, beinahe ein Quadrat, und es stehen drei Reihen Betten dar-

in. Wir gingen hier von Bette zu Bette und sahen in jedwedem einen Menschen liegen, der elend war, mehr oder weniger.

Nicht weit vom Eingange trafen wir den Herrn Cornelio. Er hatte helle Augen und eingefallene Backen und ist lang und blaß. Herr Wange bot ihm freundlich guten Tag und wollte ihn umarmen; das wollte er aber nicht und sagte: er habe sich das Umarmen abgewöhnt.

Herr Bernard bat ihn, uns hier herumzuweisen, weil er hier am besten Bescheid wisse; und das ließ er sich gefallen und ging mit uns durch's ganze Zimmer und sagte uns bei jedem Bette den Namen des Kranken, seine Krankheit, wie lange er schon liege und sich quäle usw., auch allerhand Umstände aus ihrem Leben.

Am Ende des Zimmers war in einem Bette eine alte Frau eben gestorben, und Herr Bernard hieß sie herausnehmen und in die Leichenkammer tragen, und Herr Cornelio sagte uns indes, wer sie gewesen und wie alt sie geworden, daß sie oft viel Schmerzen gehabt und immer so über die langen Nächte geklagt habe usw.

„Aber Cornelio“, sagte Herr Wange, „wie können Sie alle Tage das Elend so ansehen?“

Cornelio: „Ist es darum weniger, wenn ich es nicht sehe? Und sieht man es denn allein hier?“

Wir nahmen darauf Abschied und gingen weg, nicht ganz gleichgültig. Als wir wieder auf den Hof kamen, ward die Leiche signiert, und sowie der dritte Schlag gefallen war, fingen die vier Brüder an:

Ach Herr! laß Dein' lieb' Englein
 Am letzten End' die Seele mein
 In Abrahams Schoß tragen,
 Den Leib in sein'm Schlafkämmerlein,
 Gar sanft ohn' ein'ge Qual und Pein,
 Ruhn bis am Jüngsten Tage.

Verflucht sei der Acker um Deinetwillen¹

Man mag das Paradies und seine vier Ströme und seinen Baum des Lebens und des Erkenntnisses usw. so oder so auslegen, und die wahre Erklärung mag sein, welche sie will; so ist und bleibt der Inhalt klar und außer allem Zweifel:

Der Mensch war glücklich!

Und er machte sich elend! ... In dem „Verflucht sei der Acker um Deinetwillen usw.“ wird ihm sein Urtheil gesprochen.

Es ist sehr hart; und wie ungerne muß Gott es ausgesprochen haben!

Als Absalom sich empörte, verhüllte David sein Antlitz und ging barfuß, und der ungeratene Sohn war ihm immer noch lieb und am Herzen gewachsen. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, als seine Truppen gegen Absaloms Partei aus Mahanaim ausrückten, wie er da am Thor sitzt und sie ausmarschieren sieht, und sein letztes Wort an die Hauptleute ist: „Fahret mir sauberlich mit dem Knaben Absalom“; und als Joab nicht sauberlich mit dem

¹ 1. Mojes 3, 17.

Knaben fuhr, wie David da traurig wird und auf dem Saal im Tor hin und her geht und jammert: „Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom, wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“

Und das war nur ein Vater unter den Menschen, die doch arg sind; was dann der allbarmherzige Vater, der den Menschen vor allen andern Geschöpfen so hoch geehret und so herrlich ausgestattet hatte! und nun zu ihm sprechen muß: „Verflucht sei der Acker um Deinetwillen, mit Kummer sollst Du Dich drauf nähren Dein Lebenslang, Dorn und Disteln soll er Dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen, bis daß Du wieder zur Erden werdest, davon Du genommen bist. Denn Du bist Erde und sollst zur Erden werden.“

Die Worte sind schrecklich, und ein jedes ist 'n Schwert, das einem durch die Seele dringet. Und sonderlich, wenn man ansieht, wie sie an uns in Erfüllung gegangen sind und noch täglich in und um uns in Erfüllung gehen.

Wir waren unsterblich, waren ewig glücklich und selig; lebten in einem schönen Garten, zwischen Strömen, die den Garten wässerten, unter Bäumen, die lustig anzusehen waren und die immer voll Früchte für uns hingen... und unser lieber Vater und Schöpfer ging selbst in dem Garten und wir konnten seine Stimme hören. – Und hier: Auf dem verfluchten Acker, zwischen Dorn und Disteln, uns nähren mit Kummer und im Schweiß des Angesichts! Wie bitter sau'r muß sich's mancher nicht wer-

den lassen und früh und spät schaffen, daß er für sich und die Seinen das bißchen Brot habe! Und wenn er's hat, was hat er denn? – Wir kommen mit Angst und Geschrei in die Welt, und fahren mit Herzeleid wieder in die Grube ... und unsern lieben Schöpfer und Vater hören und sehen wir nicht! gehen trostlos und verlassen, in Frost und Hitze, in Regen und Schnee, in Schmerz und Krankheit, sind wahnsinnig und unsinnig, können nicht schlafen, müssen gehen und husten Tag und Nacht und Eiter und Blut speien.

Mahomed gibt in seinem Koran, wenn zwei sich über Religionslehren zanken, den klugen Rat, daß sie beide ihr Weib und ihre Kinder rufen und zusammen ein Gebet zu Gott tun sollen. So wär's auch bei diesen Worten wohl das Natürlichste, daß nicht allein die strittigen Ausleger, sondern alle Menschen und Nachkommen Adams ihre Weiber und ihre Kinder riefen und hinträten und sich zusammen sattweinten.

Staat – Ordnung – Frieden

Das alte und das neue Regierungssystem¹

Nach dem alten System sind in einem großen Hause goldene, silberne und irdene Gefäße, etliche zu Ehren, etliche zu Unehren; nach dem neuen sind alle Gefäße gleich, an Materie und an Form. Nach dem alten ist der König, die Regierung, der Regent usw. Regent, und der Untertan ist Untertan; nach dem neuen sind alle Menschen frei und haben gleiche Rechte. Nach dem alten macht der Regent die Gesetze, und der Untertan befolgt sie; nach dem neuen haben alle Staatsbürger zu und an der Gesetzgebung Recht und Teil. Nach dem alten ist der Untertan aus Not untertan, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; nach dem neuen aus richtigen Begriffen. Nach dem alten ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; nach dem neuen macht sich der Mensch seine Einrichtungen selbst; alle Gewalt ist im Volke, das damit bekleidet und davon entkleidet, wen und wie es will. Kurz, nach dem alten System ist der König usw. ein Hirte, der seine Herde auf

¹ Aus dem Aufsatz „Über die neue Politik“, der zuerst im Jahre 1794 als Flugschrift gedruckt wurde.

grüner Auen weidet, ein Vater, der seiner Kinder hütet und wacht, ein wohlthätiger Genius, von höherer Hand bestellt, für sein Volk zu denken und zu wollen und mit stiller Liebe über ihm zu schweben, und das Volk, das sich seiner Rechte und des bürgerlichen Selbstdenkens und Selbstwollens begeben hat, lebt im Glauben und im Vertrauen; und das neue System scheint, die Äußerungen unsrer Schriftsteller zusammengenommen, ein allgemeines reines Vernunftregiment zu sein. Die Staatsbürger tun alles selbst; die Schafe weiden sich auf der grünen Aue selbst; die Kinder wachen und hüten ihrer selbst; das Volk schwebt selbst über sich selbst; mit einem Wort: jedweder Einzelne ist im Genuß seiner Rechte, und soll, als Staatsbürger, selbst denken und selbst wollen – und darum muß er nun über die Menschenrechte usw. belehrt und aufgeklärt werden usw. ...

Solange politische Meinungen in der obern Atmosphäre, der Region der Gelehrten, verhandelt werden, so geht das die Leute unten auf der Erde wenig an. Wer sich eine gute Rüstung und Mut und Talent fühlt, mag hingehen und Ehre einlegen; und wer sich das nicht fühlt, kann ruhig zu Hause bleiben und den Verhandlungen zusehen. Seitdem sie aber irgendwo in die untere Region herabgekommen sind, ist die Sache ganz anders, und Maus und Mann sind interessiert. Ein jedweder, der erste der beste, springt, wie er geht und steht, hervor; nicht, weil er Recht haben oder Ehre einlegen, sondern weil er selbst zusehen und sich in einer so wichtigen Sache nichts will auf die Nase binden lassen.

Und das ist mein Fall. Ich hasse mich und meine Mitmenschen nicht, und es ist mir nicht gleichviel, ob es mir und andern wohl oder übel gehe.

Ich sehe freilich auch wohl ein, daß manches in der Welt anders sein könnte und sein sollte und daß eine Besserung nicht unnötig wäre; nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Übel sein müsse, das man bessern will; daß man den Kopf nicht drangeben müsse, um das Ohrläpplein zu retten, und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sei als ein größeres, das man erst haben soll usw.

Auch kommt es mir so vor, daß die äußern Einrichtungen es allein wohl nicht gar täten. Es gibt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Dem ist nichts gut und nichts recht; der will immer etwas anders und etwas neues; will immer bauen und bessern; ist immer nicht reich, nicht mächtig, nicht geehrt genug; und der macht gute Einrichtungen schlecht, und schlechte gut. Der Mensch also muß gebessert werden; und, würde ich raten, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, sondern man bessert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne. Ebenso möchte ich auch beim Menschen nicht bloß am Zeiger gedreht, sondern das Inwendige gebessert haben, damit auf dem Zifferblatt sich alles von selbst mache. Ich möchte überhaupt, dünkt mich, eine Besserung, dadurch nicht einem Menschen gegen den andern, einer Partei gegen die andre, einem Volk gegen das andre, sondern dadurch allen Menschen, allen Parteien, allen Völ-

fern geholfen würde; kurz eine Besserung, welche die Bösen gut, die Übelgesinnten wohlgesinnt, die Törichten weise, die Treulosen treu usw. und so, ohne Ausnahme, alle Menschen, Hohe und Niedrige, Fürsten und Untertanen, Freunde und Feinde, zu guten, bescheidenen, barmherzigen, großmütigen, edlen und glücklichen Menschen machte. Das ist mein Sinn, darauf ich mich verlasse. ...

Wenn uns Bewohnern dieser Erde eine neue Sonne gestellt würde, gesetzt auch, sie glänzte und funkelte mehr und besser als die alte, und es würde uns, den 20. März, wenn in den Widder¹ getreten und ein neues Jahr wieder angefangen werden soll, freigegeben zu wählen zwischen der alten und neuen Sonne; – sollten wir da gleich zugreifen? – Ich zweifle grade nicht, daß viele ihre Karte für die neue Sonne abgeben würden, aber ich zweifle auch nicht, daß das übereilt wäre und daß sie wenigstens Einen Gang dieser neuen Sonne durch alle zwölf Zeichen des Tierkreises hätten abwarten sollen, um zu sehen, ob sie auch das leiste, was man von der Sonne erwartet und was die alte so lange geleistet hat. Besser ist freilich besser; unbeschends aber ist Anhänglichkeit und Vorurteil an und für das Alte edler als Vorurteil und Anhänglichkeit für und an das Neue. Wenn also die beiden Sonnen gleich gut sind, so muß man für die alte sein, und das von Rechts wegen. Sie hat unserm Geschlecht so lange geschienen; unsere Eltern und Großeltern haben so lange unter ihr gelebt, bei ihrem Lichte gesehen und an ihren Strahlen sich gewärmt; sie hat, wenn auch hie und da ein Gewitter

¹ Der Widder ist das erste Zeichen des Tierkreises in der Astronomie.

generiert oder eine Ernte verbrannt worden, sie hat doch unsern Vätern und unsern Müttern so oft ihre Saaten gereift und Äpfel und Birnen gemacht usw. — Es wäre doch undankbar: den alten Freund und Wohltäter aufzugeben und sich an den neu ankommenden Finkler zu hängen. ...

Man kann nicht bergauf kommen, ohne bergan zu gehen. Und obwohl Steigen beschwerlich ist, so kommt man doch dem Gipfel immer näher, und mit jedem Schritt wird die Aussicht umher freier und schöner! Und oben ist oben.

Wie nun der Sklave es auch haben möge, sich seiner Ketten zu entledigen, soviel ist klar, daß er durch Wissen und Vernünfteln die Ketten nicht brechen werde, sondern daß er Hand anlegen müsse, wenn es sein Ernst ist, ihrer los zu werden.

Und das ist die Besserung, die ich in Vorschlag bringe. Sie ist unser Lagerwerk auf Erden, und der große königliche Weg zur Freiheit, der niemand gereut.

Über den Sinn der Gesetze¹

Überhaupt sind die Gesetze da, befolgt und nicht beurteilt zu werden; und der Sinn zu gehorchen ist, *ceteris paribus*,² ein weit weiserer und edlerer Sinn, als der Sinn zu wagschalen, wenn einer auch Recht dazu hat. Es mag wohl Regierungen gegeben haben oder noch geben, wo

¹ Aus dem Aufsätze über „Callisens Versuch den Wert der Aufklärung betreffend“; vgl. Anmerkung S. 75. — ² übrigens.

Mißtrauen am Ende nicht unnatürlich ist. Wenn aber eine Regierung das Gute will, und davon Beweise gibt und gegeben hat, so ist nichts so natürlich als Dankbarkeit, Vertrauen und Liebe. Und, wenn Du wirklich einen guten Rat zu geben weißt, so ist der Weg offen. Und wem es nur um die Sache zu tun ist, der geht den kürzesten Weg und, ohne Not, nicht den längern, sonderlich wenn der längere, außer dem daß er der längere ist, noch andre Unbequemlichkeiten hat. ...

Alle Gesetze sind für Kranke; sie können nicht gut machen, sondern nur das Böse im Zaum halten; und alle Regierungsformen und überhaupt alle Formen sind Einschränkungen des Lebens. Der Philosoph hat es bloß mit den Gesetzen und Einschränkungen zu tun; und wo das Leben anfängt, da hat seine Kunst ein Ende, denn seine ganze Kunst besteht im Zergliedern und Wiederzusammensetzen, und das Leben läßt sich nicht zergliedern und zusammensetzen; der Geistliche fängt beim Leben an, und hat es nicht mit den Gesetzen, sondern mit der Ursache der Gesetze oder mit der Krankheit zu tun. Der Philosoph sinnt, den Menschen die Gesetze und Einschränkungen füglich anzufügen, um dem Ausbruch des Bösen zu wehren und ein künstliches äußerliches Gute zuwege zu bringen; der Geistliche soll durch ein innerliches Gute dem Bösen ein Ende und alle Gesetze und Einschränkungen unnötig und überflüssig machen. Der Philosoph braucht Tod und Mechanismus, sein α und ω , um, wenn er kann, daraus das Leben zu demonstrieren und zu erklären; der Geistliche soll das Leben brauchen, um über den Mechanismus zu trium-

phieren und den Tod abzuschütteln. Er soll dem Menschen sagen und predigen, daß es Gesetze und Formen, Oben und Unten, Herr und Knecht, Regent und Untertan geben muß und daß es ihm gebühre, alle Gerechtigkeit zu erfüllen; daß aber er, der Mensch, Herr oder Knecht, Untertan oder König, einen Geist in sich habe, der nicht für äufre Form und vergänglich Ding gemacht ist, und daß er größer sein könne als alles, was ihn umgibt, und es dazu Mittel und Weg gebe, die aber für eitle Neugierde und Eigenwillen nicht feil sind.

Dazu ist der Geistliche eigentlich bestimmt; das soll er verstehen und treiben; und nichts Kleines an sich kommen lassen, noch Menschen zu Gefallen reden.

Wenn also der Geistliche seinen Beruf kennt, so wird er zwar nicht anstehen, dem andern mit Ehrerbietigkeit zuzuvorkommen, und die Philosophen für das halten und achten, was sie sind; aber er wird sich auch nichts vergeben, und, zur Steuer der Wahrheit, mit aller Demut und Bescheidenheit wissen und sagen, daß zwischen den Philosophen und Christus kein Vergleich stattfinde und daß die größten und berühmtesten unter ihnen nicht wert sind, seinem Vorläufer, dem Wasser-Mann Johannes,¹ die Schuhriemen aufzulösen.

¹ Für Johannes den Täufer, den „Vorgänger der Wahrheit“, hat Claudius eine besondere Vorliebe und Verehrung; er ist für ihn das Musterbeispiel eines aufrechten Verfechters der Wahrheit bei völliger persönlicher Bescheidenheit und Demut.

Politische Korrespondenz

zwischen dem Küster Ahrendt und dem Verwalter Oluffen,
insonderheit die Kriegssteuer betreffend¹

I

Der Verwalter Oluffen an den Küster Ahrendt

Nun! da haben wir's! Eine Landplage über die andre. Noch sind wir mit der unseligen Speziestmünze² nicht geplagt genug, es muß auch eine Kriegssteuer dazukommen, um uns ganz zu ruinieren. Da komme ich eben vom gnädigen Herren, der mir die Verordnung gegeben hat, die ich Ihm hierbei übersende. Ich dachte, ich müßte sie Ihm doch gleich kommunizieren, weil Er so ein Erzpolitikus ist und es immer nicht aufkommen lassen will, daß alles darauf losgeht, den armen Untertan an den Bettelstab zu bringen. Erbau Er sich nun daran und laß Er seinen Geldbeutel sich freuen, daß wieder etwas Platz darin gemacht wird. Der gnädige Herr ist auch einmal böse gewesen! Er meinte, was ihn das angehe, daß in Norwegen eine Kampagne gemacht wäre, und da hat er recht. Es wird ihm

¹ Seitdem Claudius vom Frühjahr 1788 an eine Revisorsstelle bei der Hamburger Speziestbank bekleidete und vom dänischen Staat jährlich 800 Reichstaler Gehalt bezog, lag es ihm ob, auch für die unpopulären Maßnahmen der Regierung durch populäre Flugschriften gut Wetter zu machen. Dänemark war durch sein Bündnis mit Rußland in den Krieg gegen die Türkei hereingezogen worden. Claudius versuchte, soweit es ihm gelingt, als Gegner des Krieges trotzdem für die staatliche Führung das Vertrauen des Volkes zu erhalten. — ² 1787 hatte der Wilmster Graf Schimmelmann den Speziestaler (so benannt nach dem aufgeprägten Brustbild = Speziest), der an Wert = zwei Reichstaler (4,55 M.) war, in Dänemark probeweise eingeführt.

auch ganz ansehnlich Kosten, und er ist ohnedem nicht sehr für das Ausgeben. Es soll mich doch verlangen, was Seine Meinung über diesen Uderlaß sein, und ob Er den auch heilsam und zuträglich finden wird. In Erwartung dessen verbleibe ich

Sein Dienstwilliger.

2

Der Küster Ahrendt an den Verwalter Duffen

Ja! ja! das ist freilich so eine Sache mit der lieben Kriegsteuer, und ich begreife wohl, daß man sich eben nicht ungemein darüber freuen kann, denn von dem Sprüchlein, geben sei seliger denn nehmen, hält man heutigentages nicht viel; aber, aber! mein lieber Herr Verwalter, wir wollen doch auch nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten und gar an den Bettelstab denken, weil einer, der 100 Taler im Vermögen hat, 24 Lübschilling,¹ und einer, der 100 Taler andere Einkünfte hat, 5 Taler davon ausgeben soll. Das hat der Herr Verwalter wohl nur so in der Hitze geschrieben, und wenn Er sich erst recht besonnen hat, so wird Er selbst einsehen, daß das Ding so gar gefährlich nicht werden kann. Gerecht und billig sein ist eine schöne Sache in der Welt, und mir deucht, das sollen wir gegen die Regierung ebensogut sein, wie wir verlangen, daß die Regierung es gegen uns sei. Wenn also dieses Schreiben den Herrn Verwalter bei etwas kälterem Blute antrifft, und Er dann alles fein reiflich erwogen

¹ Lübscher Schilling, die alte Währung Lübeck's und Hamburg's.
 1 Schilling betrug in diesen Orten, Holstein und Dänemark $\frac{1}{2}$ M.

hat und mir Seine fernerweitigen Gedanken mittheilen will, soll es mir lieb sein.

Was den gnädigen Herrn anbelangt, so hätte sich der meines Erachtens am wenigsten zu beschweren. Wollte Gott! wir beiden müßten so viel Kriegsteuer bezahlen als der, nicht wahr? – Und seh' Er 'mal, Herr Verwalter, vor diesem in uralten Zeiten, wenn da ein Landesherr Krieg bekam, so mußten alle die gnädigen Herren im Lande mit ihren Leuten aufsitzen und mit zu Felde ziehen, und davon rührt es großenteils her, daß sie noch bis auf den heutigen Tag die schönen Güter haben, auf welchen unsereins denn so Verwalter und Küster ist. Heutzutage aber sitzen die gnädigen Herren, wenn sie nicht selbst anders wollen, ruhig beim Kaminfeuer und lassen die andern ins Feld ziehen: ist es nun wohl unbillig, daß sie für ihre güldene Ruhe wenigstens etwas bezahlen? Unserm Herrn würde doch wohl nicht viel damit gedient sein, wenn er in den Krieg sollte, und manchem andern auch nicht. Die alten Zeiten sind nicht mehr, wo die Ritter die großen Bumper ausleerten, und dann auf den Feind mit einem Schwert losgingen, welches man jetzt kaum in die Höhe heben kann. Nun haben wir Spitzgläschen und Pariser Galanteriedegen. Weiß Er noch, als wir anno 1775 in Hamburg waren und da die schöne Komödie sahen von dem Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand? Das war noch ein Mann! Eiserne Hände haben freilich untre gnädigen Herren auch oft. Das kriegen die Bauern zu fühlen! – Adjes Herr Verwalter und schreib' Er mir bald wieder.

Der Verwalter an den Küster

Hab' ich's nicht gedacht, daß Seine geduldige Seele auch diesmal noch in ihrer Fassung bleiben und sich trösten würde! Nun ja wahrhaftig, wenn der König lauter solche Untertanen hätte wie Er, so wäre es ein Kinderspiel, Finanzminister zu sein. Ich glaube, man könnte Ihm in diesem kalten Winter den Rock vom Leibe ziehen, und Er würde fragen: ob der König nicht auch die Weste gebrauche?

... Sag' Er mir nur einmal, was geht es um alles in der Welt willen Ihn und mich an, daß die Kaiserin von Rußland und der Kaiser¹ den Türken aus Konstantinopel jagen wollen; daß der Türke, um Lust zu kriegen, sich mit dem Könige von Schweden alliiert, und daß der König von Schweden darüber mit Rußland Krieg anfängt? Können wir nicht die Leute ihre Sachen miteinander ausmachen lassen und ruhig zusehen, da wir doch niemals ein Stück von der europäischen Türkei kriegen werden, es uns auch wohl nicht viel helfen würde?

Aber gesetzt, wir hätten es nun nicht vermeiden können, uns mit in den Krieg zu verwickeln, muß darum gleich der arme Untertan sein Geld dazu hergeben? Anno 1720, als mein Vater seliger seine erste Frau nahm, wurde der letzte Friede zwischen Dänemark und Schweden geschlossen. Seit der Zeit haben wir keine Kanonenkugeln verschossen, als etwa gegen den Dey von Algier, wo auch

¹ Katharina II. von Rußland hatte ein Bündnis mit Joseph II.

nicht viel getroffen wurde. 20 von 89 bleibt 69. Also 69 Jahr haben wir Frieden gehabt, und in der schönen Zeit hat nicht einmal Geld genug gesammelt werden können, um eine einzige Kampagne zu bezahlen! Beschönige Er das, wenn Er kann...

Soviel für heute. Da mag Er nun fürs erste seine Kunst daran probieren, mein lieber Herr Ahrendt. Ich verbleibe usw.

4

Der Küster an den Verwalter

Ich bin sehr dafür, daß einem jeden Menschen seine Meinung gelassen werde, denn darum hat ein jeder seinen eigenen Verstand, daß er sich solche selbst formiere. Ich weiß auch recht wohl, daß es der Menschen viele gibt, die nicht überzeugt sein wollen, und, wenn sie ihrem Willen zum Troß überzeugt würden, es doch nicht sagen. Deswegen bleibt aber die Wahrheit immer Wahrheit, und wenn der Mensch sie erkennt, muß er innerlichen Respekt für sie haben, er mag sich äußerlich stellen, wie er will.

Freilich hätte ich nicht gedacht, als anno 1787 die großen Zurüstungen gegen die Türken gemacht wurden und ich mich, da es nun doch einmal losgehen sollte, schon zum voraus auf die künftigen Zeitungen freuete, daß unser Vaterland noch mit in diesen Krieg verwickelt werden sollte. Dächten die Großen dieser Welt wie wir, so wäre wohl aus dem ganzen Kriege nichts geworden. Denn ich denke, die Kaiserin und der Kaiser haben so ein schönes

großes Stück Land, das ihnen gehört, und so viele Millionen Menschen, die ihre Untertanen sind, und diese Untertanen sind schwerlich alle so glücklich, wie sie sein könnten. Da hätten nun diese hohen Personen wohl für ihre Lebenszeit hinlänglich zu tun, wenn sie an dem Glück der Untertanen, die sie haben, arbeiteten, welches ihnen am Ende ihrer Arbeit auf dem Sterbebette eine sehr tröstliche Empfindung gewähren müßte. Aber das sind nur so meine Küsterideen, die in der großen Welt nicht viel gelten mögen. Auch ist es einmal den meisten Menschen so in der Art, daß sie streben nach dem, was ferne ist, und darüber das Gute, welches ihnen der liebe Gott so in den Weg gelegt hat, daß sie es bequem abreichen können, nicht tun und nicht genießen.

Also der Krieg war da, und wir konnten nichts tun, ihn zu hindern. Aber, meint er, wir hätten dabei stillestehen und die andern ihre Sache ausmachen lassen können. Mir ist bange, daß das Urtheil über diese Frage jenseits unsers Horizontes liegt. Denn so gute Politiker wir auch sind, so haben wir doch unsre geheimsten Nachrichten nur aus den Zeitungen, und von dem, was in den Kabinettern passiert, sehen wir nichts als die Kuriere, die durch unser Dorf gehen. Wenn es jedoch seine Richtigkeit hat, daß unser allergnädigster König schon vor vielen Jahren versprochen hat, der Kaiserin von Rußland erforderlichenfalls hilfreiche Hand zu leisten, so scheint es mir ganz billig, daß er sein Versprechen jetzt erfüllt. Denn es ist eine gute Sache uns Wothalten bei Großen und bei Kleinen. Und stelle Er sich nun einmal vor, daß wir Krieg

hätten mit den Türken oder mit einem andern Nachbarn, und der König von Schweden griffe uns denn auch an; würde es uns da nicht ganz wohl bekommen, wenn uns Rußland hilfreiche Hand leistete? Das könnten wir aber nicht verlangen, wenn wir jetzt stille im Rohr sitzen und Pfeifen schneiden wollten.

Wir haben 69 Jahre Frieden gehabt, das hat seine Richtigkeit. Und wenn ich gedenke, daß der hochselige König von Preußen in viel kürzerer Zeit einen so hübschen Schatz wie man sagt, zusammengebracht hat, ohne daß sein Land sonderlich dabei gelitten hätte, so muß ich Ihm vollkommen recht darin geben, daß wir woh! auch einen Schatz haben könnten und sollten, um einige Zeit die Kriegskosten damit zu bestreiten. Aber lieber Herr Verwalter, der Schatz ist nun einmal nicht da, und wenn wir noch so ausführlich erörtern, warum wir einen Schatz haben müßten, und wie derselbe hätte zuwege gebracht werden können, so bringen wir dadurch für jetzt nicht einen einzigen Schilling in die landesherrliche Kasse, und für alle die schönen Prinzipien könnte keine Tonne Roggen zu Schiffszwieback angeschafft werden. Was kann es also helfen, daß wir uns darüber ärgern! Was vorbei ist, ist vorbei. Sollten wir aber noch einmal 69 Jahre Frieden haben, so wollen wir bitten, daß dann zu einem kleinen Schatz Anstalt gemacht werde...

Ich weiß nicht, ob in obigem etwas enthalten sein dürfte, so dem Herrn Verwalter einigermaßen einleuchten mag, muß aber bitten, für jezo damit vorlieb und willen zu nehmen.

5

Der Verwalter an den Küster

Ich habe Sein letztes Schreiben wohl empfangen und recht gern gelesen, aber mit dem Einleuchten sieht es noch weitläufig aus. Er schwätzt da wohl recht gut, und man sollte meinen, daß alles so seine Wichtigkeit hätte, aber wenn man's recht beim Lichten beseht, möcht's doch wohl noch anders sein. Da spricht Er zum Exempel vom Worthalten, und daß wir darum Krieg haben sollten, weil der König Wort halten müsse. Mein lieber Herr Abrendt! Er ist nun so hübsch zu Seinen vernünftigen Jahren gekommen und kann noch so was sprechen, als wenn er die Welt gar nicht kenne. Unter uns geringen Leuten kann wohl hier und da das Worthalten noch einigermaßen Mode sein, und wenn etwas Schriftliches versprochen ist, so sorgt allenfalls die heilige Justiz dafür, daß es erfüllt werde. Aber die großen Potentaten, Herr Abrendt, wo denkt Er hin? Weiß Er nicht, daß unter denen jeder nur so lange Wort hält, als es ihm bequem fällt, oder als er muß? Und was die Justizpflege unter ihnen anbelangt, so werden die Urtheilsprüche gegossen und geschmiedet in den Stückgießereien und auf den Gewehrfabriken, und wer die meisten Sentenzen schmieden und in Bewegung setzen kann, der ist Richter und urtheilt ab nach seines Herzens Gelüsten, bald daß der andre Wort halten, bald daß er nicht Wort halten soll, wovon er die Exempel in allen europäischen Zeitungen finden kann. Mit dem Argument

also hätte Er nur zu Hause bleiben mögen. Aber ob es uns konveniert, Krieg zu haben, und ob wir Krieg haben müssen, das untersuche Er, und ich denke, Er wird wenigstens das erstere nicht bejahen...

6

Der Küster an den Verwalter

Ich kann dem Herrn Verwalter nicht bergen, daß mich der Anfang Seines letzten Schreibens ganz traurig gemacht hat. Denn leider ist das meiste, was Er über das Worthalten der großen Potentaten sagt, nur zu wahr, und liegt darin eine große Quelle des Unglücks, womit wir uns auf dieser Welt plagen müssen. Es ist so weit gekommen, daß die, welche Gerechtigkeit auf Erden haben sollen, sie unter sich selbst nicht üben, daß Gewalt unter ihnen alles gilt, Gerechtigkeit wenig oder nichts. Aber, lieber Herr Verwalter, sollte das so sein, und wäre es nicht besser, wenn es anders wäre? Ich habe einmal von einem guten Könige gehört, der ein Tribunal errichten wollte, vor welchem alle Könige und Fürsten ihre Streitigkeiten ausmachen sollten wie wir vor dem Herrn Amtmann. Es war eine schöne Idee, obgleich es wohl niemals dahin gekommen wäre, wenn auch der gute König länger gelebt hätte. Und wenn es dahin gekommen wäre, oder kommen könnte, so müßte das Tribunal doch aus Menschen bestehen, und bald würden sich Unvollkommenheiten dabei finden, wie bei allen menschlichen Einrichtungen. Solange also nicht alle regierende Herren ein warmes

inneres Gefühl von der Gerechtigkeit haben und sie gewissenhaft ausüben, solange wird es nicht zu vermeiden sein, daß häufig Gewalt vor Recht gehe. Allein daß viele, daß die meisten ungerecht handeln, das berechtigt noch keinen einzelnen, auch ungerecht zu sein. Vielmehr erscheint der desto ehrwürdiger, den keine Beispiele verführen, vom geraden Wege abzubeugen, wenn er auch uneben und wenig lustig wäre. Und am Ende wird ihn ein behagliches inneres Bewußtsein lohnen, welches ihm keine Eroberungen gewähren können, wenn sie sich auch bis auf die unbekanntesten Länder unweit des Südpols erstreckten...

Mit diesen Königen ist es wirklich so, wie ich gesagt habe, mit den andern nicht. Nun sind sie freilich von jener Art nicht überflüssig in der Welt gewesen, und es hat zu ihrem Unglück auch häufig Leute gegeben, die klein genug dachten, den Königen zu schmeicheln und sie glauben zu machen, daß ihre Millionen Untertanen nur zu ihrer Lustbarkeit in der Welt wären, welche Leute unsägliches Unheil gestiftet haben. Das ist aber anders geworden, und verschiedene brave Leute haben die entgegengesetzte Meinung aufs Tapet gebracht, sie auch den Königen gerade ins Gesicht drucken lassen. Unser Herr Pastor hat mir einmal gesagt, daß ein paar französische Autoren, wovon der eine Präsident und der andre Notenschreiber gewesen ist, solches besonders kräftig getan hätten. Seitdem hat sich die letztere bessere Meinung immer mehr verbreitet, und es haben manche gute Fürsten selbst Geschmack daran gefunden... Da kann ich mir das so lebendig denken, wie in einem Staat die Regierenden und Regierten nur einen

gemeinschaftlichen Zweck hätten, der bestünde in Sicherheit und Freiheit für alles, was nach der Natur des Staats, das heißt einer Gesellschaft gebrechlicher Menschen frei sein kann, und daß sie wüßten, daß sie diesen gemeinschaftlichen Zweck hätten, woraus ein festgegründetes wechselseitiges Zutrauen entstehen müßte. Da würde denn kein Wohlgesinnter gegen eine Steuer murren, wenn er wüßte, daß der gemeinschaftliche Zweck es notwendig machte, sie aufzulegen.

Weil wir aber dahin noch nicht gekommen sind, vielleicht auch nicht sogleich kommen werden, so kann ich nicht in Abrede sein, daß es gewöhnlich eine Menge Mißvergnügte macht, wenn der Staat Geldbeiträge von den Untertanen fordert, und daß es vielen Leuten nicht bequem fallen kann, dergleichen extraordinäre Ausgaben zu bestreiten, worauf sie sich nicht gerichtet haben. Allein, Herr Verwalter, wenn uns eine Krankheit befällt und wir unser Geld zum Doktor und Apotheker tragen müssen, das sind auch extraordinäre Ausgaben. Nun können wir den Krieg, von dieser Seite betrachtet, wirklich als eine Krankheit des Staats ansehen, zu deren Heilung jedes Glied des Staats kontribuieren muß, wenn nicht das Ganze zugrunde gehen soll, und wenn wir nicht selbst schuld daran sind, so ist er ebensoviel ein Unglücksfall wie eine Krankheit, die wir uns nicht selbst zugezogen haben.

...Der Herr Verwalter kann mir sicher glauben, daß bei widrigen Vorfällen, die nicht von der Natur sind, daß sie jeglichen Menschen zu Boden schlagen müssen, erstaunlich viel vom Menschen selbst abhängt, ob sie mehr oder

weniger schwarz vorkommen sollen, und ich halte das für ein starkes Anzeichen der Erbsünde, daß sehr viele Leute sich so gern ärgern mögen, an allen Dingen die schlimmste Seite auffuchen, um sich darüber zu ärgern, ja sich wohl gar ärgern, wenn sie keine schlimme Seite finden können. Wir sind beide nicht mehr jung, Herr Verwalter. Unstre zurückgelegten Jahre sind vorübergegangen wie ein Traum, und so werden die wenigen vorübergehen, die wir noch zu leben haben. Ihn hat vermutlich wie mich manche Trübsal getroffen, wofür wir nicht konnten, und die uns niederschlagen mußte, weil wir Menschen sind und ein Herz haben. Wenn wir diese Tage des unvermeidlichen Kummers von unserm Leben abziehen, o wahrlich! so ist es zu kurz, so sind der frohen Tage zu wenig, als daß wir verschwenderisch damit umgehen und uns manche noch selbst verbittern sollten. Meditir' Er einmal darüber, Herr Verwalter, und ich sollte fast glauben, Er würde mir recht geben, denn Er ist ein guter Mann und pflegt sonst nicht viel Erbsünde zu haben.

7

Der Verwalter an den Küster

Mein, Herr Ahrendt, mir ist bange, Er wird mir nun zu gelehrt, und wenn ich Ihn wie in seinem letzten Schreiben gar nicht mehr verstehe, so wird es mit meiner Überzeugung noch schlechter aussehen; denn Er weiß wohl, ich bin nicht von der Art, daß ich mich überzeugt anstellen sollte, um es nicht zu bekennen, wenn mir etwas zu hoch ist. Hier

und da kommt es mir wohl so vor, als wenn das so sein sollte und könnte, wie Er sagt; aber wenn ich es mit alledem zusammenhalte, was ich in der Welt gesehen und erfahren habe, so kann ich doch nicht daran glauben und denke, das sind nur Einbildungen, woraus meinetage nichts Wirkliches werden kann.

Indessen will ich noch dies und das Übrige von Seinem Schreiben, wo er von dem Argern spricht, so wir nicht nötig hätten, in genauere Überlegung ziehen und einmal auf den Grund zu kommen suchen, wie es mit meiner Erbsünde stehe, wovon er gelegentlich nähere Nachrichten erhalten soll. Gegenwärtig will ich noch über einen andern Punkt Seine Gedanken vernehmen.

Wenn es denn einmal gesteuert sein sollte, warum mußte gerade eine Vermögensteuer aufgelegt werden? Es ist doch jedermann zuwider, sich von andern in die Karte sehen zu lassen, man mag viel haben oder wenig, und vielen Menschen ist wirklich ganz besonders daran gelegen. Wenn ich zum Exempel das bißchen, was ich mit dreißigjähriger saurer Mühe verdient habe, hier anzeigen sollte, und der gnädige Herr erführe es, so könnte er wohl gar auf arge Gedanken kommen. Nun werde ich freilich hier davon stillschweigen und mein Geld an die Herren von der Kammer einsenden, die ja Ordre haben, nichts nachzusagen, aber es wäre mir doch viel lieber, wenn ich gar nichts anzugeben brauchte...

Leb' Er wohl, Herr Ahrendt, und mach' Er mir's nicht zu gelehrt, wenn Er wieder schreibt.

Der Küster an den Verwalter

Ich habe es gleich gedacht und auch schon gesagt, daß ich mich nicht würde deutlich genug fassen können in dem, was ich dem Herrn Verwalter neulich geschrieben habe, und tut mir das in der That leid, denn ich bin versichert, daß es dem Herrn Verwalter auch gefallen würde, wenn Er erst recht dahintergekommen wäre. Ich will aber einmal den Herrn Pastor bitten, daß er es mir aufschreiben soll, und dann wollen wir es miteinander lesen und uns alles recht klarzumachen suchen.

Ich ersehe sonst gern aus Seinem Schreiben, daß Er nicht abgeneigt ist, über das Ärgern ein wenig nachzudenken. Sollte ich schuld sein, daß Er in Zukunft eine verdrießliche Stunde weniger hätte, so würde es mir zu besonderem Vergnügen gereichen.

Was endlich meine Gedanken darüber anbelangt, daß man gerade eine Vermögenssteuer aufgelegt hat, welche nach seiner Meinung den Leuten besonders unangenehm fällt, so muß ich zuvörderst gestehen, daß ich daran bis jetzt noch nicht gedacht hatte, da sie mir selbst blutwenig zur Last fällt, und es mag noch wohl manchen Mitbürger geben, dem sie auch nicht zur Last fällt. Demnächst ist mir aber denn in die Gedanken gekommen, daß diejenige Steuer, welche keinem Menschen zur Last fiel, bisher noch nicht erfunden ist, und eine jede Auflage bald dem einen, bald dem andern besonders unangenehm sein muß. Es sind viele Eigenschaften, welche eine gute Steuer haben sollte,

aber nicht so viele, die sie haben kann, und muß man sich hier, wie bei so vielen Dingen in der Welt, in Ermangelung des Vollkommenen mit dem genügen lassen, was am wenigsten unvollkommen zu sein scheint.

Daß eine Einrichtung gemacht würde, wo ein jeder völlig insgeheim seinen Beitrag abliefern könnte, wäre freilich gar nicht übel. Solches würde besonders ohne Bedenken stattfinden können, wenn alle Menschen ehrliche Leute wären und einen Eid gewissenhaft hielten. Aber wenn alle Menschen ehrliche Leute wären, so hätten wir wohl nicht einmal Krieg. Der Herr Verwalter weiß selbst, wie unser Gerichtshalter darüber zu klagen pflegt, daß der Respekt vor dem Eide immer mehr abnehme, besonders in Geldsachen. Es würde also wohl bei weitem nicht alles in die königliche Kasse kommen, was hineingehörte, wenn man sich durchaus bloß auf eines jeden Gewissenhaftigkeit verlassen wollte. Auch wäre das verdrießlich, daß die Steuer bloß die ehrlichen Leute träge, und die Schurken frei ausgingen...

9

Der Verwalter an den Küster

Das muß ich gestehen, Herr Ahrendt, in dem, was Er über die Art sagt, wie die Vermögenssteuer bezahlt werden soll, könnte ich fast mit ihm einig sein; denn das würde mich gar abscheulich verdrießen, wenn ich und andre ehrliche Leute die Steuer bezahlen müßten, und ein Kerl, der sich nichts daraus macht, einen falschen Eid abzulegen,

frei durchschlüpfen könnte. Im ganzen aber sehe ich wohl, daß wir nicht miteinander einig werden, und wäre es nur unnütz Papier verderben, wenn wir weiter darüber fort-disputierten. Mag es Unglück, Krankheit, oder was Er sonst will, sein, daß wir Krieg haben und dazu steuern müssen, so ist es doch immer fatal, in einem Lande zu leben, wo einem solch Unglück über den Hals kommt und man ohnedem genug gedrückt und geplagt ist. In andern Ländern ist es gewiß nicht so. Wäre ich nicht ein alter Knabe, der hier ziemlich fest sitzt, so suchte ich morgenden Tages anderswo unterzukommen, wo der Staat nicht so oft krank würde. Ich kann mich nun einmal nicht so über alles beruhigen wie Er, wenn ich auch gern wollte.

Besuch' Er mich bald einmal, Herr Ahrendt. Mündlich kann ich mich vielleicht noch auf die Materie wieder einlassen. Das Schreiben habe ich satt.

10

Der Küster an den Verwalter

Es tut mir leid, daß der Herr Verwalter in Seinem letzten Briefe, der gleichsam ein Abschiedsbrief ist, so unmutige Äußerungen von sich gibt, und ich kann nicht umhin, Ihm noch einmal zu schreiben, um Ihm einige Betrachtungen ans Herz zu legen.

Daß wir nicht in einem Paradiese leben, kann wohl sein, aber der Herr Verwalter kann auch sicherlich glauben, daß, wenn Er ganz Europa, von Lissabon bis an die sibirische Grenze und von Wardehuus bis an die Stiefel-

spitze von Stalien durchwanderte, es ihm nirgend reüssieren werde, ein Paradies zu finden. Alles in der Welt ist unvollkommen. Das ist eine so gemeine Wahrheit, daß kein Mensch daran zweifelt, und doch muß man sie immer wiederholen, wenn man den Menschen begreiflich machen will, daß sie ihre Präensionen nicht zu hoch aufschrauben müssen. Wenn man dagegen Präensionen an sie macht, so wissen sie recht gut, sich dahinter zu verstecken. Jeder Staat hat seine Unannehmlichkeiten und seine Annehmlichkeiten, und erst, wenn man diese in mehreren Staaten gegeneinander abgewogen hat, kann man beurteilen, inwieweit ein Staat glücklicher sei als ein anderer.

Ich habe gehört, daß alle guten Leute, die davon urteilen können, einig darüber sind, daß diejenigen, welche jezo an der Spitze unsrer Regierung stehen, von ganzem Herzen das Gute wollen und tätig sind, es zu befördern. Davon liegen auch die Früchte klar zutage, und wir haben ja selbst oft darüber gesprochen, welche herrliche Folgen davon zu erwarten sind, daß man bemüht ist, auch dem gemeinsten Manne seine verlornen Menschenrechte wiederzugeben und ihn in den Stand zu setzen, daß er nicht mehr ein Werkzeug in fremder Hand zu sein braucht, sondern ein Wesen für sich sein kann. Wir haben uns oft miteinander darüber gefreut, daß unter unsrer Regierung keine Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen stattfinden, woran die Regierung schuld wäre; daß jeder Untertan sein Recht bis zum Thron verfolgen kann; daß jedermann frei urteilen und sprechen darf über alles, was er will, und selbst die kühnsten und ungerechtesten Tadler ungestraft den Aus-

brüchen ihrer Laune oder ihres Herzens freien Lauf lassen können. Seh' Er, Herr Verwalter, da hat Er in wenig Worten schon sehr viel, was Er nicht überall, nicht einmal häufig finden wird, und daß es wichtig ist, fühlt Er selbst. Haben wir nun wohl recht, wenn wir Klagen und unzufrieden sind, daß die Regierung nicht gleich alles machen kann, wie wir es haben wollen; wenn noch dazu unsre Forderungen manchmal sehr unverständlich sind?... Es kommt mir so vor, als wenn viele Leute glauben, daß es Patriotismus sei, sich gegen alles zu setzen, was die Regierung tut, und ihr niemals recht zu geben. Aber wahrlich, die irren sich. Patriotismus ist gerade das Arbeiten zu einem gemeinschaftlichen Zweck, wovon ich in einem meiner vorigen Briefe gemeldet habe, und welches ich dem Herrn Verwalter nicht recht deutlich machen konnte. Allerdings gehört es mit dazu, seine Meinung bei jeder Gelegenheit frei heraus zu sagen und einen bessern Weg vorzuschlagen, wenn man glaubt, daß der genommene nicht zum Ziel führe, aber man tue das aus Liebe zum Guten, aus Liebe zur Wahrheit, nicht aus Leidenschaft oder elenden Nebenabsichten, und dann wird der Endzweck nicht verfehlt werden.

Kriegslied¹

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!

¹ Entstanden anlässlich des Ausbruchs des Bayerischen Erbfolgekrieges zwischen Österreich und Bayern in den Jahren 1778/79.

's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein.

Schreiben eines Dänen an seinen Freund¹

Il n'y a que les grands cœurs qui sçachent
combien il y a de gloire à être bon.²

Fenelon

La justice, sans la force, est contredite,
par ce qu'il y a toujours des méchants;
la force, sans la justice, est accusée. Il
faut donc mettre ensemble la justice et
la force; et pour cela faire, que ce qui
est juste soit fort; et que ce qui est fort
soit juste.³

Pascal

Lieber Freund

Was in den geheimen Artikeln des Friedens zu Tilsit verabredet worden, wissen wir nicht; nur sobald die Nachricht von diesem geschlossenen Frieden nach London gekommen war, rüstet England mit beispielloser Eile und so geheim, als es geschehen kann, eine mächtige Expedition aus und läßt sie, ohne ein Wort darüber zu sagen, nach

¹ Die von Napoleon I. gegen England am 21. November 1806 verhängte Kontinentalsperre erstreckte sich im nächsten Jahre auch auf Dänemark und gab Claudius als dänischem Untertan Anlaß, im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit gegen die Blockierung des neutralen Dänemark durch die überlegene englische Flotte zu protestieren. — ² Es sind allein die großen Herzen, die wissen, wieviel Ruhm es einbringt, gut zu sein. — ³ Die Gerechtigkeit, ohne die Stärke, ist ein Widerspruch, denn es gibt immer Bösewichte; die Stärke, ohne die Gerechtigkeit, ist anzuklagen. Man muß also die Gerechtigkeit und die Stärke zusammenbringen; und um das zu tun, sei, wer gerecht ist, stark; und, wer stark ist, gerecht.

dem Sund abgehen, und indes diese Expedition See-
land umgibt und einschließt, kommt Jackson nach Kiel
und fordert den Besitz unsrer Flotte und unsrer Festun-
gen usw.

Wenn man bedenkt, lieber Freund, daß Dänemark bei
allen durch den Krieg veranlaßten Veränderungen und
Vergrößerungen bloß seines eigenen Herdes pflegt, treu
und offen gegen seine Nachbarn vor sich hingehet und nichts
will und begehrt, als in Ruhe gelassen zu werden, und daß
unstre Regierung und unser Kronprinz alles getan und
nichts unterlassen hat, was zu diesem Ziel hinführen konn-
te; wenn man bedenkt, daß Dänemark während des See-
krieges viel Unrecht und Unannehmlichkeiten von Eng-
land erduldet und unstre Regierung dennoch nicht auf-
gehört hat, ihm wie allen andern Nachbarn, soweit es die
Neutralität erlaubt, dienstfertig und gefällig zu sein, und
daß sie, als sie nach der Sitte aller Regierungen ihre
Truppen an den Grenzen des Kriegs versammelt, die an-
dere Seite im Vertrauen auf Englands Dankbarkeit und
Rechtlichkeit unbekümmert offen läßt – wenn man das
bedenkt, lieber Freund, und nun England dies Vertrauen
hintergehen und mit Füßen treten, die Redner im Parla-
ment sogar darüber schadefreuen und spotten sieht; so sucht
man vergebens ein Wort, das Empörende eines solchen
Verfahrens zu bezeichnen und auszudrücken. Diese Na-
tion mag bei andern Gelegenheiten und in andern Fällen
großmütig und edel gewesen sein, in diesem ist sie's nicht,
und ihr igeiges Ministerium hat sie vor ganz Europa ge-
brandmarkt.

Sowenig auch die Engländer Linienſchiffe ſcheuen, ſo wä-
ren ſie doch vielleicht anders verfahren und hätten einen
ſolchen Angriff nicht getan, wenn unſrer Regierung auch
einige Hundert ſolcher Schiffe zu Gebot ſtänden; aber
das macht den Angriff nur noch empörender und recht-
fertigt ihn ſo weniger.

England entſchuldigt ſich nach der allgewöhnlichen Weiſe
mit der Nothwendigkeit, für ſein Intereſſe und für ſeine
Exiſtenz zu ſorgen; die ſoll alles rechtfertigen.

Man könnte ſagen, daß der mächtigſte und größte Staat
aus Intereſſe den kleinſten als ſeinesgleichen halten und
reſpektieren ſollte, um nämlich den Glauben an die Un-
verletzlichkeit einer höchſten Gewalt, von dem die Ruhe
und Exiſtenz aller Staaten abhängt, in Ehren und auf-
rechtzuerhalten.

Aber gibt es denn keine Regel als die des eignen Vorteils,
der Hinterliſt und der Gewalt? Gibt es kein Recht und
keine Gerechtigkeit zwiſchen Staaten?

Viele wollen dies behaupten, und daß man in dem Ver-
kehr zwiſchen Staaten mit Treue und Rechtlichkeit nicht
ausreichen könne. Ich kann das aber nicht glauben, lieber
Freund! Doch ich bin vielleicht partiſch für Rechtlich-
keit und Recht, mag es wohl auch nicht verſtehen. Haben
Sie denn Geduld mit meinem einfältigen Sinn und brin-
gen mich ins Gleis.

Darüber iſt nur Eine Meinung, daß kein Staat ohne
Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit unter
ſeinen Bürgern beſtehen könne. Man ſollte denken, was
im Kleinen wahr iſt, müſſe es auch im Großen ſein und

um so mehr sein. Und wenn die Staaten es sich durch Gesetze und manche andre Anstalten so sehr angelegen sein lassen, Recht und Gerechtigkeit unter ihren Bürgern zu handhaben und sie ihnen wert und heilig zu machen; wäre es denn nicht gut getan und sollte man nicht erwarten, daß sie ihnen selbst das Beispiel geben und bei vorkommenden Gelegenheiten nicht bloß suchen würden, sich mit dem Schein derselben zu zieren und zu bedecken?

Wenn die Staaten nur bloß für äußerliche Größe, für äußerliches Glück und Wohlsein zu sorgen haben; so möchte die Regel des eignen Vorteils und der Gewalt wahr sein und das Überwältigen und Überlisten sich einigermaßen verteidigen lassen. Doch dann wäre alle Größe, alles Glück und Wohlsein nur äußerlich und würde dazu sehr sparsam und einzeln sein, denn in jedem Fall könnte immer nur Einer groß und glücklich werden, nämlich der die größere Gewalt hat oder sie am besten zu gebrauchen versteht. Die Tiere des Feldes haben keine andere Regel und reichen damit aus; sie sehen nur vor sich hin und auf die Erde — aber dem Menschen ist ein Antlitz gegeben, das aufwärts sieht.

Der Mensch ist wohl auch ein Tier des Feldes, aber er ist mehr. Bei seinem Hang: für sich zu sorgen, hat er in sich die Idee von einer Regel, die für alle sorgt, ohne Eigennuß und Ansehn der Person; von einer Regel, die ihm bei seinem eigennützigen Tun und Treiben immer in den Weg tritt und einredet; von einer Stimme, die recht richtet und die ihn in der Einsamkeit strafet und züchtigt, mit einem Wort von einem Geist des Rechts und der Ge-

rechtigkeit, der allen und auch ihm wohl will und das Böse in ihm durch Gutes überwinden und ihn besser machen will.

Wenn aber ein solcher Geist ist, und wer kann ihn leugnen und sich seiner erwehren, wenn ein solcher Geist ist, und er einzelne Menschen in dem Maß, wie sie auf ihn hören und achten, glücklich macht, was hätten denn die Staaten in solchem Fall von diesem Geist zu erwarten, und was hätten sie gesündigt, daß sie von den Vorteilen seines Einflusses ausgeschlossen wären?

Man kann nicht viele Beispiele von den guten Folgen dieses Einflusses anführen, weil es an Versuchen fehlt; aber es ist sehr wahrscheinlich, es ist gewiß, daß solche Beispiele sehr tröstend sein und die Staaten im Angesicht derselben sich nicht lange bedenken würden, die gewöhnliche Regel daran zu geben.

Wie einzelne Menschen durch einen solchen Einfluß über die Erde, über sich selbst und andre Menschen erhoben werden und wirklich erhaben sind; so würde es ein Staat in solchem Fall über die andern Staaten, und ihre Bewunderung sein und die Freude und ein Trost der Welt.

Ja, lieber Freund, wenn alle Fürsten diesen Geist des Rechts und der Gerechtigkeit echt kennen, wenn sie wüßten, was er eigentlich will und was er kann, wie er so edel in sich und uns so nahe verwandt ist, wie er in dem Innersten eines jeden Menschen einen Freund und lieben Buhlen hat, dem er sich mittheilet, ihn aus seinem Schlummer wecket und in seinen angeborenen Adel und Wohlstand her-

stellet – wenn sie das alle wüßten, sie würden sich wundern und an ihre Brust schlagen.

Doch das, wovon wir reden, ist nichts Gerings und Gemeines, und solche Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, sondern müssen ernstlich gesucht werden.

Wir kehren zu England und seinem Angriff zurück.

England fordert den Besitz unsrer Flotte und unsrer Festungen, aber unsre Regierung schlägt es mit Verachtung ab – und der mächtige Feind rückt heran. Aber ein kleiner tapferer Haufen, voll Unwillen über zugesügte Beleidigung, voll Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland und seinen Fürsten und voll Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache, erwartet ihn festen Fußes und wird siegen oder mit Ehre fallen und morgen, wie Leonidas seinen Spartanern sagte,¹ mit den Göttern zu Tische sitzen.

Lieber Freund, wir in unsern Jahren möchten die Engländer lieber ohne Schwertschlag zur Besinnung gebracht sehen; wir haben keine Freude an Blutvergießen, und die Kriegs- und Siegeslorbeern sind eitel für uns und reizen uns nicht mehr; aber Notwehr und Selbstverteidigung gegen Gewalt und Unrecht, seinen Fürsten und sein Vaterland lieb haben, ist ein ander Ding – und wir werden trotz unsrer grauen Haare im Fall der Not, wie mächtig der Feind auch sei, den Rücken nicht wenden. Und das wird kein Mann tun, so viele ihrer in Dänemark sind, sie mögen graue oder braune Haare haben.

¹ König von Sparta, verteidigte im Jahre 480 v. Chr. mit 300 Spartanern die Thermopylen gegen die anrückenden Perser und fand dabei den Tod.

Es ist etwas im Menschen, das sich vor keiner Gewalt beugt und fürchtet und durch keine Gewalt überwältigt werden kann. Es bleibt unbeschädigt und frei, wie auch die Sachen gehen, und spricht der Gewalt Hohn; und ist doch zugleich mild und rät zum Guten und Frieden.

Der Kritikus

Korrespondenz

zwischen Frits, seinem Vater und seiner Tante nach einer
Aufführung der Minna von Barnhelm

Ich habe einen Bekannten, der unter andern sonderbaren komischen Vergleichen, die er allezeit macht, die Aufführung eines guten Schauspiels mit der Abfeuerung einer scharfgeladenen Kanone zu vergleichen pflegt. Nicht der Knall, der durch die ganze Gegend hinrollt, nicht der Wald noch die glänzenden Paläste, die ihn zurückstoßen; der gespaltene Eichbaum, die zerrissene Bergseite beweisen es, daß die Kanone scharf geladen war. Als die Minna von Barnhelm des Herrn Lessing den 8. dieses hier von der Ackermannschen Gesellschaft aufgeführt ward,¹ war ein naiver unwissender Jüngling im Parterre, der in dem folgenden Briefe von dem, was er erlebt hat, seinem Vater Bericht erstattet. Es ist freilich nur ein Brief eines unwissenden Jünglings, aber doch immer so gut als der

¹ Am 8. November 1769 fand die erste Aufführung des Stückes durch die berühmte Ackermannsche Gesellschaft statt, nachdem das Stück in den vorangegangenen Jahren mehrere Male von der Senlerschen Gesellschaft gegeben worden war. Claudius steht in dem Briefwechsel, der bereits die Merkmale seines eigenwüchsigem journalistischen Stiles trägt, auf der Seite der Freunde Lessings.

Knall schaler Lobsprüche, wenn ihn auch die Wände des schönsten Palastes zurückgestoßen hätten.

*

Hamburg, den 9. November.

Mein lieber Vater!

Dieser Brief kommt, Ihnen zu sagen, daß Ihr Fritz gesund und wohl in Hamburg angekommen ist und Wether Steffen glücklich aufgefragt hat. Wenn man aus meinem Quartier linker Hand immer so vor sich eine Weile hingegangen ist, da wohnt Wether Steffen, in einem hohen Hause, er hat sich recht gefreut, als er mich sahe. Aber das heiß' ich eine Stadt, das Hamburg, da gibt's was zu sehen, Rathhäuser und Baumhäuser und Weinhäuser und Kaffeehäuser und Musikhäuser; mein Wether geht allenthalben mit mir hin. Gestern abend, den Abend vergess' ich nicht, solange ich lebe, gestern abend, etwas nach 5 Uhr, führte er mich in ein Musikhaus. Wir kamen durch einen wunderlichen krummen Gang in einen großen prächtigen Saal. Hier saßen wohl bei tausend Menschen theils auf Bänken, die auf der Erde hintereinander, und theils in Bücherrepositoriis und kleinen Schränkchen, die rundherum an den Wänden übereinander befestigt waren. Wir hatten eine herrliche Musik zu hören und ein großes schönes Gemälde zu sehen, das auf einem Vorhange gemalt war. Hinter dem Vorhange, dachte ich bei mir selbst, wird ein Arkade mit einem Himmelbette sein, aber das geht dich nichts an. Doch ich hatte nicht recht geraten.

Der Vorhang ward hernach weggetan, und dahinter war noch ein ganzes geräumiges Wirtshaus, wo man vermuthlich alles fodern und haben konnte, was man wollte; es würde auch gewiß den Abend 'was rechtes sein verzehrt worden, denn im Saal waren viele vornehme und reiche Mann- und Frauenzimmer, wenn sich nicht von ohngefähr, gerade als die Musik aufhörte, in dem Wirtshause ein besonderer Vorfall ereignet hätte. Reisende Leute, die sich kannten und suchten und, ohne es zu wissen, in demselben Wirtshause logierten, fanden sich. Das war ein Lärm, da war Freude und Leid und Zank und wieder Freude und wieder Zank und Liebe und Freundschaft und Großmut, alles durcheinander. Doch es mochte eine recht gute Art Leute sein; bei uns sind die Leute nicht so, auch hier müssen nicht viele so sein, denn die ganze Gesellschaft im Saal wunderte sich über sie, starrte mit Augen und Ohren sie an und vergaß Essen und Trinken darüber. Sie waren freigebig, rechtschaffen, edel, hart gegen sich selbst, wollten mit Gewalt glücklichmachen und nicht glücklich gemacht sein. — Da war eine hübsche Witwe, die betrübter war als sie aussah, eine Kammerjungfer, die mutwilliger aussah als sie war, ein vortrefflicher Wachtmeister, ein Kerl der Geld hatte, und ein junges schlankes Fräulein, für die ich alles in der Welt hätte tun können — ja, aber der Major von Zellheim tat auch als ein rechtschaffener Mann bei ihr. Er hatte, konnte ich wohl merken, dem Fräulein die Ehe versprochen und wollte sie auch noch gerne haben, wollte sie aber auch nicht haben, weil er unglücklich geworden war. Das junge Fräulein freuete sich

herzlich, daß sie ihren Zellheim wiedergefunden hatte und wollte ihn mit allem seinem Unglück, sie stürmte erst mit freundlichen muntern Einfällen und edler Schalkhaftigkeit, dann mit verstelltem Unglück und einer großmütigen Entfagung auf sein Herz. Oh! ich kann Ihnen nicht so recht sagen, wie das alles war; aber ich will Ihr Fris nicht sein, wenn mir nicht dreimal bei dem, was diese Leute sagten und taten, die Tränen in die Augen getreten sind. Manchmal ward's mir auch grün und gelb vor den Augen, und ich dachte, es würde tote Leute geben, doch ging alles gottlob gut ab.

Das Fräulein war aus Sachsen und hieß Minna von Barnhelm. Wenn Fräulein Eleonora von * auch nicht die eine hohe Schulter hätte, so wäre sie doch nur ein dummes Fräulein gegen die von Barnhelm. Sie war so witzig, so ungekünstelt, so sanft, kurz, wie gesagt, ein junges schlankes Fräulein, für die ich ungekannt und ohne Belohnung alles in der Welt hätte tun können. Ich habe auf meine eigne Hand Jubel gesungen, daß die Sache so nach ihrem Wunsch ablief. Nun wird sie wohl mit ihrem Zellheim schon auf ihre Güter in Sachsen gereist sein, und ich werde sie nicht wieder sehen. Mag sie doch, wenn's ihr nur wohl geht.

Wetter Steffen sagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Lessing heißt und der sich hier aufhalten soll, diese ganze Geschichte gemacht habe. — Nun so vergeb's ihm Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein soviel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Taler

wollte ich darum geben, wenn ich noch einmal eine solche Geschichte mit ansehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm – ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Taten – ja, ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmütig mit ihnen werden.

*

An Frik von seinem Vater

Du hast für Deinen letzten Brief etwas bei mir zugute, mein Sohn. Deine Geschichte von den Leuten im Wirtshause gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major von Zellheim, von dem Wachtmeister und dem jungen schlanken Fräulein sprichst, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelms und Zellheims, sie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blute sanfte Röthe in sein Gesicht, Tränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen beherrschen und zu seine wahre Wohlfahrt leiten sollte. Der Mensch überließ sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen – und machte sich unglücklich. Du hast ein weiches unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, teurer Jüngling. Ich

weiß jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm anvertrauen wolltest. Lebe wohl Friß, und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N.S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen.

*

An Friß von seiner Tante¹

Hochgeehrter lieber Herr Vetter

Wenn mein Brief den Herrn Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist in dem Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet; der Komet stand grade über unser Dach, und ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Malen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr, von seiner werten Hand zu

¹ Die „Tante“ personifiziert und karikiert alle Mucker und ihre übertriebenen Sittlichkeitsforderungen an die Kunst, die in den Hamburger Streitigkeiten zwischen orthodoxen Lutheranern unter Führung des Hauptpastors Johann Melchior Goeze auch gegen die Schaubühne gerichtet wurden.

erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gottvergeßne Steffen! habe ich ihm darum so viel Gutes gethan und ihn in meinem Testamente bedacht, daß er Dich verführen sollte? Noch heute will ich alles wieder umstoßen, das Gasthaus zu meinem Universitätserben einsetzen, und Ihr könnt zappeln, Ihr heimlichen Sündenböcke, Ihr. Und Du schämst Dich nicht, in Deinem Brief von einem abgedankten Wachtmeister und einem Fräulein, das Du gesehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knien danke ich Gott, daß er mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch solche Sünde und Schande nicht an meines eignen Leibes Erben erleben durfte. Pfu Dich und komme mir nie wieder vor Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Wetzters Gewogenheit und beharre mit vielem Estime, nebst freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herr Wetzters ergebenste Dienerin und Tante usw.

*

Zweiter Brief von Fritz an seinen Vater

Sonnabends den 11. November.

Da kommt noch ein Brief von Fritz. Der erste war vom 9., und dieser ist vom 11. November; beide schrieb er des nachts, und bei beiden glühte ihm das Gesicht, als er sie schrieb. Das Fräulein von Barnhelm ist noch hier, mein lieber Vater, ich habe sie wiedergesehen – Wetter Steffen hatte mich gestern abend mit sich auf einen Ball genommen, hier ging ich eine Weile zwischen den Ballpersonen

langsam hin und wieder, husch war ich fort und fragte so lange, bis ich mich nach dem Musikhause hingefragt hatte, es hatte schon acht geschlagen, der Vorhang vor dem Wirtshause war offen und die große Gaststube voll Leute — da habe ich sie wiedergesehen, in einem roten Pelze und einen Federhut in die Augen gedrückt. Der Wachtmeister war aber nicht da, und der Major selbst auch nicht: wie er das konnte, wie er auch nur einen Augenblick nicht um sie sein konnte, das mag er wissen, Fritz weiß das nicht. ...

Seht da, ein Brief von Ihnen und von der alten Jungfer Tante ... von diesem verstehe ich fast kein Wort, böse ist sie mit mir, das sehe ich wohl, aber warum und wie, davon sehe ich nichts. Sie schilt mich einen heimlichen Sündenbock, das soll sie mir wahrmachen, und wenn allezeit ein reiner Seraph mit großen blauen Augen sichtbar neben mir dastünde, so würde ich zwar jede Stunde ehrerbietig meine Knie gegen ihn beugen, aber ich würde ihm bei allem, was ich dächte und täte, frei ins Gesicht sehen, und ich würde gerade nicht mehr und nicht weniger tun und denken als iso. Zuletzt fragt sie gar, ob ich mich nicht schäme, von dem Wachtmeister und dem Fräulein, das ich gesehen, noch viel Ruhmens zu machen. — Da, mein lieber Vater, da hab' ich alles, was mir diese Tante seit meiner Jugend her geschenkt hat, zusammengepackt; geben Sie ihr alles wieder, ich mag nichts von ihr haben, wenn sie die Frage tun kann. Ihren Brief will ich verbrennen, mich dünkt, es ist gelinde genug, wenn man nur ihren Brief verbrennt — aber Dein Brief, mein Vater und mein

Freund! – die Götter haben Dir den Brief eingegeben, Licht ist er dem Verstande und meinem Herzen Bardengesang, ich weiß ihn auswendig und will ihn Dir in den Myrthenlauben Elysiens noch verbeten und noch für ihn danken – ja, das ist's, aufwallen soll mein Herz, hoch aufwallen; aber ich will wach auf meinem Posten sein und bei jeder Aufwallung entschlossen „wer da“ entgegenrufen und Dich in allem um Rat fragen. Nicht wahr, so kann ich auch einst, wie Du, auf die kleinen Freuden dieses Lebens ohne Reue und Vorwürfe zurücksehen.

*

Der arme Frits! da ist er bei der Aufführung des Romeo und Julie¹ wieder im Parterre gewesen. Ich habe den folgenden Brief im Original gesehen, er war mit schwarzem Rande und schwarz gesiegelt. Aus Achtung für die Unschuld und Einfalt des weichherzigen Knaben mag der zuguter Letzt auch dastehen.

*

Von Frits an seinen Vater

Das Fräulein von Barnhelm ist tot, tot, zwar nun schon im Himmel, aber doch tot; und wenn sie nur noch sanft gestorben wäre. Ach, mein Feind sterbe sanfter, als sie starb! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, mein Vater! ich will nur mein Gesicht in Ihrem Schoße ver-

¹ Der letzte Brief bezieht sich auf eine Aufführung von Christian Felix Weisss „Romeo und Julie“ am 1. Dezember 1769, bei der Dorothea Ackermann die Julia spielte.

bergen und mich erst noch einmal recht satt weinen. Ich bin zum drittenmal dagewesen, doch daß ich nie zum drittenmal dagewesen wäre! sonst war ich der rotbackichte, muntere Knabe, der allenthalben Freude sah und den ganzen Tag sprang und hüpfte wie unser bunter Ziegenbock; nun kennt Friß die Freude nicht mehr, er wird sich nie wieder freuen können. Wo ich bin, hängt mir ein Totenkopf vor Augen, und ich sehe ihn gerne; oft stehe ich ganze Stunden unbeweglich, mein trauriges blaßes Gesicht gegen die Erde gekehrt, wie die Lilie auf dem Grabe meiner Mutter. Sie wissen es wohl, ich pflückte sie noch ab und brachte sie Ihnen, und Sie trugen sie an der Brust, bis sie verdorret war. Ich war doch recht gut, daß ich die Lilie von ihrer Qual half. —

Über das Wirtshaus! nein, mit rechten Dingen kann es nicht zugehen. Sie sagen es, es sei keine Zauberei in der Welt, und Sie sagen immer die Wahrheit; aber werden Sie nicht böse auf Friß, es muß doch Zauberei sein. Das Fräulein von Barnhelm hätte nun schon einen andern lieben und für ihn sterben können? Nimmermehr, es muß doch Zauberei sein, und die Satanskünstler müssen den Major von Tellheim in Romeo verwandelt haben. Aber sie hat vielleicht eine Schwester, eine Schwester? Nein, nein, sie hat keine Schwester, sie war es selbst, es mag auch zusammenhängen, wie es will; und nun nehmen Sie Ihr Schnupftuch in die Hand und hören Sie, wie es ging. Sie wissen, wie Tellheim und das Fräulein sich liebten; in Parenthese: sie ward hier Julie genannt, das muß wohl ihr Vorname sein; die Liebe war noch ebenso heiß, Romeo

mußte aber fliehen. Ich konnte nicht recht dahinterkommen, weswegen – doch, Juliens Eltern mußten bei Leib und Leben von dieser Liebe nichts wissen. Der Vater taugte den Henker nichts, ob er gleich von Adel war; er wollte das Fräulein einem andern geben, und sie kniete und weinte vergebens vor ihm. Der häßliche, harte Mann, der! in seiner Todesstunde konnte ich ihm wohl einen Trunk Wasser geben, aber eher auch nicht. Hätte er der Liebe des jungen Fräuleins nicht nachgeben sollen? Hernach sah er's auch ein und hätte es selbst gerne besser gesehen, aber da war's zu spät, er hätte das eher bedenken sollen. Die Mutter war schon besser, aber sie durfte nicht mucksen, aber auch sie wußte von nichts. Es fehlte nicht viel, so hätte Julie ihre Liebe selbst verraten. „Hat Romeo Vergebung erhalten?“ aber ich meine, auch sie erschrak, als ihr diese Frage entfahren war, und sie wußte es wieder so zu bemänteln, daß die Mutter nichts merkte; doch ich wollte, daß es nur herausgekommen wäre, was Schlimmers hätte doch nicht erfolgen können. Denn war da auch ein Doktor, der mochte mit dem bösen Feind ein Verständniß haben, doch will ich es nicht gesagt haben, es ist vieles in der Natur verborgen. Er gab dem Fräulein eine Mixtur, die sie auf zwölf Stunden töten sollte. Es war auch wahr, sie lag da richtig vor unsern Augen tot, und war nachher ordentlich im Sarge, in einem Begräbniß, das gleich da war, wie und wo mag Gott wissen, einen Augenblick vorher war nichts davon zu sehen. Ich dachte immer, das Fräulein würde nicht wieder lebendig werden; aber das hatte ich bei mir geschworen, wäre sie nicht leben-

dig geworden, der Doktor hätte ins Gras beißen sollen. Doch sie ward wieder lebendig. Es kam mir vor, daß sie eher als nach zwölf Stunden erwachte; es können aber deswegen immer zwölf Stunden gewesen sein, mir war so zumute, daß ich nicht wußte, ob es Tag oder Nacht war. Sie hätten sie auch nur sehen sollen, als Romeo flohe, als sie kurz vor dem gefährlichen Schritt mit der Mixtur ihre weiche gerührte Mutter zum letzten Male sahe und zwischen Liebe und kindlicher Zärtlichkeit kämpfte, als sie die Mixtur trank und als der Schrecken des Grabes und der Verwesung sie ergriff – da steht der junge Baum, über und über mit tausend Blüten bedeckt, nun faßt ihn der Sturm, reißt seine schlanken Zweige gewaltsam nach allen Seiten hin und erschüttert ihn bis in die Wurzel – so ergriff sie der Schrecken. Und als sie im Sarge unter den Umarmungen Romeo's vom Schlummer des Todes erwachte und wie ein Engel in weißem Gewande aus dem Grabe hervorrauschte und statt den süßen Erwartungen der Liebe ihren treuen Romeo an dem genommenen Gifte sterben sahe und mit fliegenden Haaren dem Tode rief – was weiter passiert ist, weiß ich nicht, mir verging Hören und Sehen, es war mir nicht anders, als wenn der Tod in dem Augenblick dicht auf mich heran kam, als wenn er seine kalten Arme um meinen Nacken schlug und mich fest an sich drückte, und als er mich wieder los ließ, lag Julie tot neben Romeo und ein Degen neben ihr, – ich will wohl glauben, daß sie sich mit dem Degen zu nahe getan hat. Sie war ganz außer sich, wo mag sie doch wohl begraben werden? Mir ist nun gar bange, daß sie sie nicht

auf den Kirchhof nehmen, weil sie sich selbst ums Leben gebracht hat. Ich weiß schon, wie ich's machen will, ich will dem Totengräber Geld und gute Worte geben, der soll mir ihr Grab zeigen, dann will ich oft hingehn und sehen, ob nicht auch eine Lilie aufgewachsen ist. — Ich weinte mich traurig zum Hause hinaus, und nun nie wieder einen Fuß dahin. Was machte ich auch da, das Fräulein ist ja tot. Sterben Sie nicht, mein Vater! ich habe so ist auch keine Tränen, und Fritz wollte doch gerne viel um Sie weinen. N.S. He, Freude über Freude! Der Totengräber sagt, die Leute leben noch alle, es sei nur eine Komödie gewesen. Eine Komödie? Was ist das für ein Ding? Mag's doch sein, was es will, wenn nur der liebe gute Herr Totengräber nicht lügt, ich will es schon noch weiter befragen.

Von deutscher Art und Kunst

Einige fliegende Blätter. Hamburg, 1773¹

Es ist sonderbar, daß man hinter kurz abgebrochenen Titeln fast immer 'was Gutes findet, und hinter langen mit als und da und Vorder- und Hinterfüßen fast immer 'was Schlechtes. Wir haben diese Bemerkung schon oft wahr gefunden, und bei der angezeigten Schrift ist sie es per excellentiam.²

Das erste Stück dieser fliegenden Blätter ist ein „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“.³ Der Briefsteller scheint den rohen, einfältigen,

¹ Von Herder gemeinsam mit Goethe und Justus Möser herausgegeben. — ² Ganz vorzüglich. — ³ Verfasser ist Herder.

großen Zaubergeist in Ossians Liedern¹ von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, scheint, wie Endymion von Diana, sanft von ihm überwältigt und seiner vertraulichsten Umarmungen gewürdigt zu sein, und da spricht er von ihm und seinen Brüdern in den Liedern anderer alten Völker wie ein Liebhaber in den zarten Aufwallungen nach der ersten Stunde der Liebe.

Der geneigte Leser wird aus diesem Wenigen schon sehen, was er in dem Briefwechsel zu suchen habe, und daß der Briefsteller den modernen frisierten und gepuderten Apollo in die Antichambre stelle, die dort versammelte Cour mit Bonmots und Komplimenten zu unterhalten, unterdes er selbst mit dem antiken Apollo, dem zwar die Haare wild ums Gesicht hängen, aber der Engel „Leidenschaft und Natur“ ums Kinn spielt, in sein Schlafgemach eilt.² Wir müßten viel aus diesen Briefen abschreiben, wenn wir alles abschreiben wollten, was wir darin geschrieben haben möchten. Weil das aber zuviel für die Zeitung ist, so wollen wir den Briefsteller „auf seinem scheiternden Schiffe, mit Meer bespült und mit Mitternachtwind umschauert, Fingal³ lesend und Morgen hoffend“ nur noch einmal ansehen und Ossians und der Skalden⁴ Geist als Schutzengel neben ihm – und dann weitergehen.

¹ Gemeint ist der vermeintliche keltische Barde Ossian aus dem 3. nachchristlichen Jahrhundert, unter dessen Namen der schottische Gelehrte James Macpherson seine Nachdichtungen altgälischer Volkspoesie herausgegeben hatte, und so ein neues Interesse an der Volksdichtung erweckte. – ² Herder macht in seinem Aufsatz gegen die gekünstelte, hauptsächlich unter französischem Einfluß stehende moderne Dichtung Front, und verweist auf die Kraft in den Liedern der alten Völker. – ³ Der Hauptheld in Ossians Gesängen. – ⁴ Alte keltische Volksänger.

Das zweite Stück heißt Shakespear¹ und ist – nicht eine Entschuldigung – sondern eine Ehrenrettung des großen Mannes, neu und aus Darlegung der Sache, wie sie ist. Der Verfasser sagt nämlich, daß Aristoteles, wenn er aus Shakespear abstrahiert hätte, ganz andre dramatische Regeln gegeben haben würde, und daß, wenn er das getan hätte und dann ein Sophokles an Shakespears Stelle gekommen wäre, Shakespears Freunde, Critici und ihr Widerhall, anstatt daß sie ist bei Shakespears Stücken die Achsel zucken und sagen: „freilich die Natur tief getroffen, aber Sophokles' große Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit usw.“ – alsdenn bei Sophokles' Stücken die Achsel würden gezuckt und gesagt haben: „freilich die Natur tief getroffen, aber Shakespears Meer von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen usw.“ Sophokles und Shakespear gehen auf ein großes Abenteuer aus, „durch Schrecken und Mitleiden zu erschüttern“, aber jeder auf seinem Wege, der, wie der Verfasser meint und zu beweisen sucht, in der individuellen Lage eines jeden jedwedem vorgezeichnet lag. Es wäre ja wohl sehr albern, den einen zu schelten, weil er nicht den Weg des andern gegangen ist, genug, beide haben das Abenteuer meisterhaft und zur Bewunderung ausgeführt, und Shakespears Wiß erforderte nicht weniger Genie und Schöpfergeist. – Das ist ungefähr der Inhalt der Abhandlung, die der geneigte Leser selbst lesen muß, weil er darin viel Neues und Gedachtes lesen kann. Der Stil, sowohl in dieser Abhandlung als in den Briefen, ist übrigens wie die Donau, die

¹ Verfasser ist Goethe.

ihr Pfeilwasser aus sieben Mündungen zugleich ins Meer strömt, und was sie faßt, Bild des Flußgottes, Grasshalmen oder Federn vom Berge Libanon, drehet und wendet und zerreiſet, wie man ein Bocklein zerreiſet. Es ist nur einer, der so schreibt, und der hat beides auch gewiß geschrieben. Das dritte Stück, „von Deutscher Baukunst“,¹ ist eine Betrachtung über den Münster in Straßburg, den der Verfasser von dem Ekelnamen eines gotischen Gebäudes zu retten sucht und als ein echtes Stück deutscher Baukunst seinen Landsleuten und den Italienern und Franzosen, die sich keiner eignen rühmen können, zum Anschauen hinstellt und dem großen Erwin ein Schnupftuch mit Gaben an seinen vier Zipfeln aufhängt. Wir haben den Münster in unserm kurzweiligen Leben niemals gesehn, auch nicht viele St.-Peters-Kirchen gebaut, weder im deutschen noch undeutschen Geschmack, wir können also von dieser Abhandlung nichts weiter sagen, als daß sie mit viel Enthusiasmus und Vaterlandswärme geschrieben ist, und daß wir sehr geneigt, dem Verfasser recht zu geben und für Erwin eine Blume mit in das Schnupftuch hineinzutun.

Öden

Hamburg, bei J. J. C. Bode²

Mein, Verse sind das nicht; Verse müssen sich reimen, das hat uns Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich

¹ Verfasser ist Goethe. — ² Die erste Sammlung von Klopstocks Öden erschien im Jahre 1771.

vor sich hin, als er's uns sagte, und zupfte mich an 'n Ohren und sprach: Hier 'n Ohr, und hier 'n Ohr, das reimt sich; und Verse müssen sich auch reimen. Ich kann auch wohl zweihundert Vers' in einer Stund' lesen, und's sicht mich sehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Wasser wate, auch spielen ein'm die Reime wie Wellen an 'n Hüften; hier aber kann ich nicht aus der Stell', und's ist mir, als ob sich immer Gestalten vor mir in 'n Weg stellten, die ich ehedem im Traume gesehn habe. Zwar ist's gedruckt, wie Verse, und's ist viel Klang und Wohlklang d'rin, aber 's können doch keine Verse sein. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen.

's sind doch Verse, sagt mein Vetter, und fast 'n jeder Vers ist ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leser von fern reucht und zur Begeisterung wiehert. Ich hatte von Herrn Ahrens gehört, Verse wären so'n brausendes Schaumwesen, das sich reimen müßte; aber Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weisgemacht. Mein Vetter sagt, 's muß gar nicht schäumen, 's muß klar sein, wie 'n Taupfen, und durchdringend, wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieser Taupfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las.

„Schäumt das, Vetter? und wie wird Euch dabei?“ – Wie mir wird? 's rührt sich auch ein Hallelujah in mir, aber ich darf's nicht aussprechen, weil ich nur so'n gemeiner schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen und sie zu 'n Füßen des Erbarmers hinstreuen

und in die Erd' sinken. So wird mir! „Bravo! Better. Das sind eben Verse, die Euch so das Sternreißen eingeben. Lest's Buch ganz, 's wird Euch schmecken, und übrigens schämt Euch des Hallelujah nicht, das sich in Euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Ansehn der Person; du oder ein König, einer wie der andere! Und, Better, der schönste Seraph in der feierlichen schrecklichen Pracht seiner sechs Flügel ist nur ein gemeiner schlechter Kerl, wenn er vor Gott steht! Aber, wie gesagt, lest 's Buch ganz.“ Hab's getan, und will erzählen, wie's mir gegangen ist. Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kommt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber drin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an sichtbar zu werden und affiziren einen recht, und denn macht man die Kammer zu und beschließt sich darin, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Nührung im Gesicht usw. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlicht worden ist, und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sei.

Aus der Rezension von Wieland's Amadis

... Aus diesen und andern Stellen¹ guckt hervor, dünkt mich, innerliche heimliche Freude darüber, wenn der diebische Affe in gemächlicher Ruhe die geraubten Mandeln knackt, und der Spott der Jugend, die doch nur gespielt wird und allgemach die Saiten herunterstimmt. Ich bin vom Dorfe und kenne die Welt nicht; Mode mag das sein, das will ich gar nicht streiten, ich will sogar glauben, daß aus einem Schwärmer ein Mandelknacker werden kann: aber käme so ein Mandelknacker in unser Dorf, wahrhaftig, die Mädchen spien ihn an und würfen ihn mit Steinen. Und wenn sie es nicht täten, so sollte doch ein ehelicher Mann nicht darüber lachen und dadurch das Herunterstimmen befördern. Es ist doch besser, tugendhaft zu sein, wie süß auch die Mandeln dem Affen schmecken mögen, der kein deutsches Tier ist.

N. S. Es hat mir neulich jemand sagen wollen, daß in Schriften dieser Art die Tugend gelehrt werde. Hm! Tugend gelehrt! – Sir Bambo hat das wohl eingesehen.

¹ Die zitierte Stelle lautet:

„Der Triton, dem wohl nicht davon geträumt, noch heute
So einen Zug zu tun, schwamm mit der schönen Beute
In stillem Triumphe der sichern Grotte zu.
So schleicht sich mit grinsendem Lächeln und aufgeblasenen
Ein diebischer Affe davon, um in gemächlicher Ruh [Backen
Zu oberst unterm Dache geraubte Mandeln zu knacken.“

Claudius veröffentlichte 1771 diese scharfe Rezension gegen Wielands „Neuen Amadis“, weil er den spielerischen Charakter darin für gefährlich und seine Verbreitung unter der Jugend für schädlich hielt; seine Anschauung teilten die Mitglieder des „Göttinger Hainbundes“ ebenso wie der junge Goethe.

„Und bin ich etwa zum Hüter von Bambos Töchtern bestellt?“ – Das hieße wohl den Bock zum Gärtner gesetzt.

Der Deutsche Merkur¹

Tu pias laetis animas reponis
Sedibus virgaque levem coerces
Aurea turbam, superis deorum
Gratus et imis.²

Des ersten Bandes zweites und drittes Stück, Jenner, Februar und März 1773, Weimar im Verlag der Gesellschaft.

Die Leser werden's gewiß alle schon gelesen haben, sie haben mich so oft nach dem deutschen Merkur gefragt – und aus dem Buch selbst erfährt man allemal am besten, was drin steht. Ich hätte also meine Anzeige gar sparen können, aber der Respekt bringt's doch so mit sich, daß unsereiner, nun der deutsche Merkur herausgeht, am Wege mit dem Hut in der Hand stillestehe³ und seinem Gefährt sage,

¹ Die von Wieland herausgegebene schöngeistige Zeitschrift. – ² Du bringst die frommen Seelen zu den Gefilden der Seligen und bändigst mit goldener Rute die wankelmütige Menge, den himmlischen Göttern genehm und denen der Unterwelt. – ³ Nach der anfänglichen literarischen Gegnerschaft wurde das Verhältnis zwischen Claudius und Wieland freundlicher, wenn sich beide Dichter auch wegen ihren grundverschiedenen Auffassungen niemals nahe kamen. Wieland warf Claudius vor, daß er „seine humoristische Anlage zum Mystischen und Abenteuerlichen mißbrauche“, während Claudius wiederum Wieland entgegenhielt, daß es Wieland „mehr aufs Schönaussehen als aufs Stichhalten“ ankomme. Die Reserviertheit beider Männer gegeneinander ist im Gegensatz ihrer Abkunft, ihrer religiösen Überzeugungen und ihrer unterschiedlichen Auffassungen von der Aufgabe eines Schriftstellers begründet.

„das ist er“. Ich habe ihm so versprochen (im ersten Stück von diesem Jahr), daß ich ihm gerne einen Dienst tun will, wenn ich kann. Nun ist das eben freilich kein sonderlicher Dienst, wenn ich mit dem Hut in der Hand am Wege stillestehe und meinem Gefährt sage, „das ist er“, denn jeder sollt's ihm ja wohl an Gestalt und Wuchs ansehen können, aber 's zeigt doch 'n gut Gemüt an, und 's hätte doch auch einer sein können, man weiß ja, wie wir gemeinen Leute zum Teil sind, der von der Seite gesehen und zwischen den Zähnen gekaut hätte „Hm! Seht doch! Hm!“ Das aber ist recht einfältig getan, und ich kann's von Natur nicht. — Ehre, dem Ehre gebührt, und Glück auf den Weg! — Daran wird's dem deutschen Merkur denn auch nicht fehlen.

Goethe, Göt von Verlichingen mit der eisernen Hand

... Es gibt einige Critici, die in einem langweiligen Schnickschnack sagen, daß ein Mensch, der von einem Gedicht, das nun vollendet ist, urteilen will, Verstand haben müsse, und die dann dicht hinter der Ferse dieses ausgesprochenen Fetwa¹ abbrechen und schweigen. Wir bewundern so eine Bescheidenheit freilich, haben sie aber leider nicht an uns und schweigen gleich von Anfang, wenn wir nichts zu sagen wissen. Was wir von dieser Komödie zu sagen haben, läuft ohngefähr darauf hinaus. Der Verfasser treibt nicht Schleichhandel zum Nachteil der be-

¹ Ein Fetwa ist die gültige Entscheidung eines mohammedanischen Richters, des Kadi.

kannten Einheiten,¹ die Groß-Vater Aristoteles und nach ihm die Klein-Enkel, progenies vitiosior,² auf der ästhetischen Höhe zur Anbetung hingestellt haben, sondern bricht grade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapftrer Götz durch die blanken Eskadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich aufs Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht verhöhnte. Die Geschichte des Stückes ist aus der Fehdenzeit, und Götz ein Freund des Kaisers, ein freier tapftrer Mann, der dem Bischof und Kleinen Fürsten, die Ungerechtigkeit übten, nicht hofieren wollte und durch Weißlingen und andre Zellerlecker, denen er im Wege war, auf die Seite geschafft werden sollte, durch offenbare Gewalt nämlich, wie damals der Ton war, der aber auch einige Freunde und wenige tapfriere Reiter hatte und seine Feinde auf die Seite schaffte, bis sie ihn endlich durch Mißdeutung als Nordbrenner anklagten und er, von Verdruß und Wunden und Gram usw. überladen, zu Heilbronn im Gefängnis sterben mußte, nachdem er noch kurz vorher in dem kleinen Gärtchen des Wächters eine halbe Stunde der lieben Sonne genossen hatte. Bei Stücken wie dies, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Wert aus dem Eindruck bestimmen, den das Stück, so wie es da ist, auf ihn macht,

¹ Ort, Zeit und Handlung – das Grundgesetz eines antiken und klassischen Dramas, das im „Götz“ durchbrochen ist. – ² Fehlerhaftere Nachkommenschaft.

und da sind wir unersort's dem Verfasser für seine Komödie verbunden und erwarten größere Dinge von ihm.

Hin und wieder ein hartes Wort, das sich die Knechte herausnehmen und das selbst Gök sich ein- oder zweimal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte sind Knechte, und Shakespear läßt sie auch nicht wie Petits-Maitres sprechen, und die andern sprechen desto besser.

Ein Wort über die Operetten:

Die Frühlingsnacht

Eine Operette in einem Akte von J. W. A. Schöpfel
Frankfurt und Leipzig, bei Christ. Gottlieb Hertel, 1773

Die Idee zu dieser Operette, daß ein Mädchen in einer Frühlingsnacht im Felde Wache hält, das Wild von der Saat ihres Vaters zu verscheuchen, und daß in der Nacht der Knoten ihrer unschuldigen Liebe gelöst wird, ist artig genug und der Plan simpel, wiewohl die Entwicklung wohl etwas weniger geeilt hätte sein mögen. Hin und wieder in der Prosa ist auch ein Zug, der nicht mißlungen ist, aber die Liederchen sind alle verunglückt und steif und gezwungen, wie denn das ganze Stück laut der Vorrede nur Nachahmung sein soll, und Nachahmung — Nachahmung zu sein pflegt. Wir wollen bei Gelegenheit der gedachten Vorrede ein Wort von den Operetten überhaupt fahren lassen. Es kann sein, daß es Nationen gibt, denen die Erfindung und Erfolierung¹ der Operette zur

¹ Pflege.

Ehre gereichen kann, und deren Publikum, wie die Vorrede sagt, mehr dadurch gerührt wird als durch die beste Art des Trauerspiels; aber die Vorrede hat den Deutschen kein sonderliches Kompliment gemacht, wenn sie behauptet, daß unsere komische Oper der ausländischen Opera buffa¹ usw. Hohn sprechen kann. Der Deutsche sollte den Wert der Nührungen durch Mark und Bein, welche die gute Art des Trauerspiels gewährt, nicht so verkennen, daß er geneigt sei, sie gegen das leichte Spiel und die Frazen der Operette zu vertauschen und ein Edelstein, das seinem Hause ansteht, für eine parfümierte Glasblume hinzugeben. So aber hat auch hier der Deutsche sein Holz, das er bearbeitet, vom Nachbar geholt, statt daß er viel festeres aus seinen eigenen Wäldern hätte hauen können.

Palámon, ein Schäferspiel mit Gesang

Von J. W. A. Schöpfel

... Der Verfasser sagt in einer Vorrede, daß er dem Modegeschmack zu Gefallen von der Natur abgewichen sei und Gesänge eingemischt habe. Es gibt Situationen, wo Gesang keine Abweichung von der Natur ist; aber die große Kunst ist: zu wissen, was Natur sei, und dann keinem Dinge in der Welt zu Gefallen davon abzuweichen...

¹ Die komische Oper italienscher Herkunft.

Herder, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts

Für heute kündigen wir diese Schrift nur an,¹ als einen orientalischen Laut, als ein Leben und Weben des Genies, als eine schöne Erscheinung, die, wie der Bogen der Huld, hoch in der Wolke blühet usw.

Goethe, Die Leiden des jungen Werthers

Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß und wendet sich so lange dran herum, bis er kaputt ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber,

¹ Nach dieser kurzen Voranzeige brachte der „Wandsbeker Bote“ noch eine ausführliche Besprechung der Herderschen Schrift, die in ihrem wesentlichen Theile eine von Hamannschen Gedankengängen beeinflusste Rechtfertigung der Mosaïschen Schöpfungsgeschichte enthält.

wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast; so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe¹ kommt.

Nicolai, Freuden des jungen Werthers

Leiden und Freuden Werthers des Mannes. — Berlin 1775

Hab' zu seiner Zeit die Leiden des jungen Werthers treu-
fleißig angezeigt und bei der Gelegenheit meine Meinung
darüber unmaßgeblich zu verstehen geben. Seit der Zeit
sind mir viel harte Urteile von dem Büchel zu Ohren ge-
kommen,² als daß es 'n Blindschleich am Weg sei und die

¹ Den Tod als „Freund Hain“ hat Claudius im Vorwort zu dem Ostern 1775 erschienenen ersten und zweiten Teil seiner Werke mit folgenden Worten in die deutsche Literatur eingeführt: „Erklärung der Kupfer und Zeichen. Das erste Kupfer ist Freund Hain. Ihm dedizier ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustür des Buchs stehn.“ Das Kupfer stellt einen Knochenmann dar, der sich mit der Linken auf die aufgestemmte Sense stützt und die Rechte mit einer einladenden Bewegung dem Beschauer entgegenhält. Vielleicht stammt der Name aus alter — wohl Hamburger — Volksüberlieferung (Vermutung aus Grimms Wörterbuch).

² Gegen das in der Folge von Goethes Dichtung in Deutschland entstandene „Wertherfieber“ versuchte vor allem die Berliner Aufklärungsrichtung vorzugehen, die in der hier von Claudius besprochenen Schrift ihres Hauptwortführers den genialischen Geist des Goethe

Menschen verführen können', auch spornstreichs und unbedachtsam Feu'r zu geben. Ich denke überhaupt zwar, hat nicht eben groß Not; aber wenn's auch nur einen oder zwei verführen könnte, sollt's mir sehr leid tun und möcht' sie gerne retten; und in dem Fall kann ein ehrlicher Kerl freilich nicht zuviel tun, solch Unglück abzuwenden. Sieht wohl gut aus, wenn ein hoher Turm in vollem Feuer steht, aber ist doch groß Unglück. Im Gemälde mag man ihn, dem Aug' zu Gefallen, nach und nach in Brand geraten und mit schrecklichem Fall einstürzen lassen, sieht gut aus und schad't nicht. Wenn er aber, wie gesagt, wirklich brennt, oder ein andrer Turm vom Gemäld' Feuer fangen könnte, Sapperment! da muß man mit Weib und Kind Wasser tragen und auf jeden andern Turm einen Turmann setzen, der alle Stunde pfeift und beim geringsten Rauche Lärm macht. Denn ob's noch so wahr ist, daß eine Seele, wie sie in dem Werther steckte, wenn sie durch 'n Ding als die Lieb' ist in Gärung gesetzt worden, Werthers Gang gehen könne; so versteht's sich doch von selbst, daß es Schwachheit war, den Gang zu gehen, und daß es viel besser und edler gewesen wär', die Liebe mit Lotten kurz und gut abzubrechen und Alberten das liebe gute Mädchel, das sein war, zu gönnen, par Force ein freundlich Gesicht zu machen und mit Abbt¹ zu denken, daß ein'm übers Jahr anders zumut sein werde, und daß die folgende Zeit viel verändere usw. In dieser Absicht nun hat jemand

schen Werkes in parodistischer Weise lächerlich zu machen suchte. Was der Bote von der menschlichen Auswirkung der Dichtung – mit Recht – fürchtete, hatte er bereits in seiner Besprechung gesagt.

¹ Thomas Abbt, Parteigänger der Berliner Aufklärungsrückung.

obengezeigtes Zugabe-Büchel gestellt, darin Werther durch süß und sauer von seinem Tausch nüchtern gemacht wird und den löblichen Entschluß faßt, sich nicht wieder zu be- rauschen, sondern mit der gesetzteren Freude eines nüch- ternen Menschen vorlieb zu nehmen. Muß sagen, daß 's Büchel, ob Albert gleich größer und Werther kleiner darin gemacht sind, doch 'n feines Büchel sei und viel Bunsens, wie die Gelehrten sagen, enthalte. Auch der Martin vorn und hinten räsoniert wie 'n gescheiter Kerl, und der Gelb- schnabel Hans mag ihm die Stang' nicht halten. Bei aller Achtung des Verfassers, der sich im Büchel als 'n Judex competens¹ legitimiert hat, für den Autor des Werthers, scheint hie und da 'n versilbert Rüchelchen zu schlummern.

**Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte
zur Bildung der Menschheit. 1774**

Die Geschichte des Menschengeschlechts und der Gang Gottes mit ihm sind, wie fast alles in der Welt, ein ver- schlossenes Rätsel, das zu seiner Zeit auch wohl wird auf- geschlossen werden. Die Menschenkinder konnten aber bis so lange nicht Geduld haben; sie drückten am Schloß und kehrten am Schloß und guckten ins Schlüßelloch hinein, und gaben dann ihr Videtur² unmaßgeblich ab, als ob sie etwas Rechtes gesehen hätten. Nun ergibt aber die Ver- nunft, daß im Schlüßelloch nicht viel zu sehen ist und also

¹ Zuständiger Richter. — ² „Es scheint so!“

die Methode: daraus zu weisſagen, etwas mißlich ſei. Der Verfaſſer hat dies weitläufiger erörtert und hierüber und über manches mehr, ſonderlich auch über den Einfluß der Akademien, Sozietäten der Wiſſenſchaften uſw. uſw. vieles geſagt, das nicht allgemein angenommen wird. Er iſt überhaupt ein Fiſch, der gegen den Strom angeht, und will auch, was von der Erleuchtung und den Vorzügen unſers, und dem Gehalt und den Mängeln eines jeden andern Jahrhunderts und Volks gewöhnlich vorgetragen wird, nicht ſo alles gradezu für bares Geld annehmen.

Einige Gelehrte, die zwiſchen Volk und Volk, Jahrhundert und Jahrhundert richten, haben die Gewohnheit an ſich, daß ſie ihre eigenen Einſichten und Gaben zur Elle machen und darnach zum Exempel das morgenländiſche und ägyptiſche Drapdor, das ſchöne griechiſche Waſſergewand uſw. ausmeſſen, und eben daher ereignet ſich das Milchgeſichtlein, das verſchiedentlich oben auf ihren Urteilen ſißt und ſelbſtklug umherlächelt. Unſer Verfaſſer wäre dieſem Mißbrauch gern aus dem Wege gegangen.

Sein Gemälde von der Patriarchalwelt iſt ſo geraten, daß man ſich dabei des Wunſches nicht erwehren kann: es möchte doch von einer ganzen Nation wahr geweſen ſein, und noch von uns und von allen Völkern wahr ſein! Auch die ganze Galerie der verſchiedenen Alter des Menſchengeschlechts iſt blendend gemalt, und die Meinung: als ob unſer Geſchlecht nach dem Plan Gottes ſeit der Patriarchenzeit immer zu größerer Vollkommenheit fortgehe, gegen die andre: daß wir nur zu einem neuen Zuſtande vorrücken, mit deſſen etwaigen Vorteilen andre Vorteile

notwendig wieder verlorengehen, sehr glücklich umgekehrt worden.

Sonst aber dürfte in dem allen noch viel Ideal mit unterlaufen; denn alles, was man von Vervollkommnung oder Fortrückung und den damit verbundenen Vor- oder Nachtheilen behaupten mag, kann nur sehr von ohngefähr zutreffen, weil alles, was man von einem jedweden Volk und Zeitalter halb und halb weiß, immer nur von einem kleinen Ausschuss gilt.

Vielleicht ist auch gar der Plan Gottes nicht der Länge sondern der Quere nach zu suchen. Es ist nämlich die Wahrheit zu aller Zeit in der Welt gewesen, so oder anders gekleidet.

Übrigens gehört dies Büchlein zu den Gewächsen, die auf eigenem Grund und Boden gewachsen sind, und der Verfasser scheint, bei einem überflüssigen Maß von Geist, ein Herz im Leibe zu haben, das wirklich zum Guten geneigt ist, und urteilt selbst: „daß das große göttliche Werk, Menschheit zu bilden, mit kleiner Eitelkeit nicht grenzen könne“.

Emilia Galotti

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gotthold Ephraim Lessing, Berlin bei Christian Friedrich Voss, 1772

Ich hab's gelesen und wieder gelesen, aber heute mache ich's nur¹ wie der Maler Conti. Er lehnte anfangs das Ge-

¹ Nach dieser Voranzeige brachte später der „Wandsbeker Bote“ eine sich in Einzelheiten verlikerende Besprechung des Stückes, aus der aber der schöne Satz hervorgehoben zu werden verdient: „Das erste also, was ich von diesem Trauerspiel zu sagen habe, ist, daß es mir gefallen hat.“

mälde der Emilia verwandt gegen einen Stuhl. Denn ich muß Platz haben, wenn ich's umwenden soll. Vieles von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz außer den Grenzen der Kunst.

Johann Kaspar Lavaters

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe

Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter drin stehen! Groß und klein! Ehrenfest und ehrenlos! Sauer und süß! Schief und krumm usw.! Und so viele Schnabels, und Nase und Münde, die gar an keinem Gesicht sitzen, sondern so in freier Luft schweben! Einige Gesichter sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner sein usw.

Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur ihre Sprache geschrieben hat: „allhier logieret in dubio ein hochtrabender Gefelle! Ein Pinsel! Ein unruhiger Gast! Ein Poet! 'n Bilddieb! 'n Rezensent! ein großer mutiger Mann! Eine kleine freundliche Seele! usw. usw.“

Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätt', und wenn irgendeiner die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum

schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder und mögen einen nicht gerade ansehen.

Da die Herren Kollegen verschiedentlich über dies Buch geperoriert haben, so werde ich wohl nicht schweigen, denn das müßte schlecht sein, wenn ich nicht noch weniger von der ganzen Sache verstehe als einer von ihnen: und dazu hab ich das Buch nur zweimal einen halben Tag bei einem vornehmen Gönner gelesen und bin also absonderlich zu einem *Judex competens* qualifiziert, werde auch nicht ermangeln, die Sache zu ventilieren, pro und kontra, vernünftig und unvernünftig, langichtig und kurzichtig, nach Exempeln und nach dem Generalbaß usw., wie's das Metier mit sich bringt. Vorher will ich nur noch geschwind erzählen, wie's mir mit den Gesichtern in dem Buch gegangen ist. Bei 'n Paar von den Gesichtern sah ich den guten frommen Engel, der hinter der Haut steht, klar und deutlich, und aus 'n Paar andern guckte mich der — leibhaftig an. Bei den meisten war's aber so: wenn ich 'n Gesicht angesehen habe, ohne den Text zu lesen, so habe ich nicht gewußt, was darin wäre und was ich davon sagen sollte; sobald ich aber Lavaters schönen Text dazu gelesen hatte, hab ich's alles darin gefunden, und es hat mich oft recht gewundert, wie ich das alles so aus dem Gesicht sehen könnte. Doch zur Sache.

Die Physiognomik ist eine Wissenschaft von Gesichtern; Gesichter sind Konkreta, denn sie hängen generaliter mit der wirklichen Natur zusammen und sitzen specialiter fest am Menschen; es wäre also die Frage, ob der berühmte Handgriff „*Abstractio*“ und die „*Methodus analytica*“

hier nicht zu applizieren wäre, daß man nämlich auf die Erfahrung acht gäbe: ob der Buchstabe i allemal, wenn er vorkommt, den Lüttel habe, und ob der Lüttel, wenn er vorkommt, niemals über einem andern Buchstaben stehe; denn so hätte man heraus, daß der Lüttel und der Buchstabe Zwillingbrüder wären und, wo Castor sich betreten ließe, Pollux nicht weit sei. Zum Exempel, es sollen hundert Herren sein, die alle sehr schnell zu Fuß sind und davon Proben und Beweis gegeben haben; und diese hundert Herren hätten alle eine Warze vorne auf der Nase. Ich sage nicht, daß die Herren, die eine Warze vorne auf der Nase haben, feige Memmen sind; sie sollen's nur des Exempels wegen sein, und man soll nicht einen Renommisten mit einer Warze vorne auf der Nase gefunden haben, und ich wüßte das. Nun ponamus,¹ mir käme ein Kerl ins Haus, der mich einen hungrigen Poeten und Tellerleckter titulierte und mir mit Verlaub zu sagen ins Gesicht spuckte. Ich wollte mich nicht gerne schlagen, wüßte auch nicht, wie's ablaufen könnte, und stünde und dächte dem Dinge weiter nach; indem würde ich einer Warze auf seiner Nase gewahr! da würde ich mich denn nicht länger halten können, und herzhaft mit meinem point d'honneur auf ihn losgehen, und ich käme sicherlich ungeschlagen davon. Dieser Weg wäre sozusagen die Heerstraße in diesem Felde; es möchte wohl langsam Fortkommen darauf sein, aber so sicher als auf den andern Heerstraßen.

Doch die Menschen haben verschiedene Gaben, und daß

¹ nehmen wir an.

ich aus jedem Gesicht nicht sehen kann, beweist nichts weiter, als daß ich nicht daraus sehen kann, und darum kann's doch vielleicht ein anderer.

Ist denn aber überall etwas daraus zu sehen? Und schnürt diese Lehre nicht der Freiheit des Menschen den Hals zu? Denn wenn einer notwendig 'n Schurk ist, der zum Exempel ein großes Maul hat, so muß er 'n Schurk leben und sterben, 's Maul wird sich nicht zusammenziehen.

Hierauf würde ich antworten: umgekehrt, so wird 'n Schurk daraus. Ein Mensch ist kein Schurke, wenn er 'n großes Maul hat, sondern wenn er 'n Schurke ist, so hat er 'n großes Maul. Er wird freilich mit dem großen Maul auch wohl 'n Schurke bleiben, aber er kann's doch ebensogut auch nicht bleiben, als wenn er gar kein Maul, sondern statt dessen etwa einen Schnabel hätte oder gar rund zugewachsen wäre. Und wenn er sich bessert, warum sollte sich auch sein großes Maul nicht zusammenziehen können? Zieht sich doch eine dicke Stange Eisen, die Meister Schmied gegläht hat, in der Kälte wieder zusammen, und so hart und dumm ist doch kein Maul als eine Stange Eisen. Aber 's mag meinetwegen groß bleiben, und die Physiognomen mögen den Eigentümer für einen Schurken halten. Wenn er ein ehrlicher Mann geworden ist, desto besser für ihn, denn es muß eine Lust sein, wenn man so die Herren Kunstverständigen zum Narren haben kann. Und dazu würde ich mir die Physiognomik dienen lassen; und die Physiognomen, die in solchem Fall nicht von ganzem Herzen gerne Narren sein wollten, die hole der Ruckuck! Das sind Taschenspieler, und wage es keiner von ihnen,

nich scharf anzusehen, sonderlich wenn er eine Warze auf der Nase hat. Ein Physiognom, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgendeinem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Bräderschaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspionieren könne, was da für ein Herr logiere, damit er und andre Menschen eine Freude oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu tun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was Du nach Deinem Cincus Unkraut nennst.

Das $a b c$ und $a b = ab$ der Natur ist mir übrigens nicht unwahrscheinlicher als das $a b c$ und $a b = ab$ in meiner Fibel. Der Maulwurf wirft anders auf als der Erdkrebß; der König Salomo baut sich ein anderes Haus als Johann Hutmacher, und diese müssen es erst durch den dritten Mann tun lassen; so kann ja der innerliche Baumeister, denn dasein muß doch einer, aus seinem weichen Mörtel selbst wohl sein Haus und sonderlich sein Kabinett

nach Stand und Würden bauen! und die härtesten Knochen sind weicher Mörtel gewesen.

Ich ließe mir noch mehr abc's und a b ab's gefallen als an der Nase des Menschen. Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen und wie er sie gegeneinander geordnet hat, das ist alles vor unsern Augen verborgen, und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Turm sie ist. Die Natur hat, wie in den Apotheken, ihre Simplicia und Composita¹ in verschiedene Büchsen getan, und die äußere Form der Büchse ist das Schild, was sie darüber ausgehängt hat. Der muß wohl sehr glücklich sein und ein seltener Heiliger, der sie alle versteht, aber der ein großer Hans ohne Sorgen und Weit auf allen Gassen, der sich um keins bekümmert.

**Goethe, Zwei wichtige biblische Fragen und Brief
des Pastors zu ...²**

Es gibt in der Religion auch Szylla und Charybdis – Schwärmerei und kalte rasonnierte Dogmatik. Der herrschende Geschmack des Jahrhunderts ist, sich weit weg von der ersten zu halten und auf den Sandbänken der andern zu darben, und weil man da von den Wellen noch gewiegt wird und Lotsenböte neben sich sieht, glaubt

¹ Einfache und zusammengesetzte Dinge. – ² Wer der Verfasser der anonym erschienenen Schrift war, war Claudius, als er die Besprechung schrieb, unbekannt.

man, daß man noch auf der Höhe schiffe. Wenn doch eins sein muß, ist's noch fast besser, der Schwärmerei zu nahekommen. Die kann noch durch die Gärung ihren trüben Bodensatz niedersetzen und helle werden, aus der andern wird gar nichts. Mitten durch ist freilich das beste, aber der Weg ist – leicht und zugleich schwerer als die berufene Nordwestpassage. Wer die Verfasser, wenn's nicht etwa nur einer ist, der angezeigten beiden Schriften auch sind, sie scheinen näher auf die Spur gekommen zu sein.

Die beiden biblischen Fragen sind, „was stand auf den Tafeln des Bundes?“ und „was heißt mit Zungen reden?“ Was der Verfasser bei der zweiten Frage sagt, ist fein gesagt –, bei der ersten, bekennen wir, daß wir ihn nicht so ganz verstanden haben. In dem Briefe wird von der Toleranz gehandelt, aber in einem höheren Sinn des Wortes, als es die H. H. Modophilosophen nehmen, die, wie der Verfasser sagt, „unaufhörlich von Vernunft reden, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln, denen nichts so sehr am Herzen liegt als die Toleranz, da ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen habe“. Es liegen einige sehr richtige und tiefe Bemerkungen, unter andern von den Wirkungen der äußerlichen sinnlichen Zeichen, dem Druck der Lehre von Christo in der christlichen Kirche und der übelverstandenen Bekehrungssucht in dem Briefe, und ein Weg, seinem Herzen die Lehre vom Abendmahl nach der lutherischen und reformierten Kirche begreiflich zu machen. Wenn auch in dieser Lehre noch ein Geheimnis mehr wäre, als der Briefsteller zu glauben

scheint, so ist doch so viel gewiß, daß man auf seinem Wege dazu kommt.

Wir erwarten übrigens zur Ehre der beiden angezeigten Schriften, daß sie den Backenstreichen der Kriegsknechte nicht entgehen werden.

Eine Abhandlung vom menschlichen Herzen
sehr kurios zu lesen¹

Das Herz ist kein Glied, richtet aber viel Gutes und groß Übel an; aus ihm kommen hervor gute und schlechte Verse, Grabschriften und Sonaten, Komödien usw., Eklogen² und skurrilische³ Briefe. — Es ist der Ambos, auf dem die Bosheit ihre Pfeile schmiedet und die Großmut ihr wohlthuendes Panacee⁴ anrührt; der heilige Altar, an dem der Traurige und Betrübte sein frommes Geschrei und der Fröhliche seinen jauchzenden Lobgesang opfert; das Laboratorium der tätigen Freundschaft und die einsiedlerische Werkstätte, wo die Liebe ihre stillen Wünsche, ihre schwächenden Seufzer und den heimlichen süßen Gram ausbrütet und unter ihren Flügeln verbirgt. Ein Ding, das so vielerlei ist und aus dem so vielerlei hervorkommt, ist doch einer Abhandlung wohl wert. Freilich, ein Herz, das in der Brust eines rechtschaffnen Mannes schlägt, zum Laboratorio der Freundschaft, oder eins, das hinter dem Grazienkörper eines sanften Mädchens lau sacht, zur Werk-

¹ Der Aufsatz stammt aus Claudius' Hamburger Zeit. — ² Idyllen. — ³ possenhafte-komisch. — ⁴ Allheilmittel.

stätte der Liebe zu machen, mag mehr sein als Autorgerücht; wem aber das nicht gegeben ist, der muß sich, wenn ihn sein Beruf auch nicht dazu verbände, die Zeit mit Abhandlungen vertreiben, so wie ein General auf dem Königsstein zum Zeitvertreib Steine in die Elbe wirft. Wir haben also in der vorigen Lektion die Lehre von der Leber geendigt und kommen nunmehr ans Herz, und zwar pflegt mich allezeit bei der Doktrin von diesem Incestino,¹ das allein den Menschen, in dem es ist, glücklich oder unglücklich macht, eine gewisse Bewegung anzuwandeln, die mich manchmal etwas aus dem Gleise bringt, die mir aber der geneigte Leser um deswillen verzeihen muß, weil ich sie mir nicht nehmen kann.

Das menschliche Herz nun ist nicht kugelrund, wie die Welt, sondern länglich wie ein Hühnerei, und darum soll auch das menschliche Gesicht, als die Schilderei, hinter der das Herz wie das Licht bei einer Illumination steht und durchscheint, von rechtswegen mehr lang als rund sein; es sammelt durch die Venen das Blut aus dem ganzen Körper und gießt es durch die Arterien, die sich mit ihren feinsten Extremitäten an die Extremitäten der Venen anschließen, in alle Teile desselben aus, und mit dem Blute fahren, nachdem das Herz nun konditioniert² ist, gute und große Gesinnungen wie wohlthätige Geister durch die Arterien in alle Teile des Körpers hin, bilden im Auge einen offenen graden Blick und eine heitere ruhige Miene im Antlitz, gießen auf ihrem ganzen Wege aus dem Horn des Überflusses belohnende Empfindungen aus und kehren

¹ Eingeweide. — ² veranlagt.

durch die Venen friedlich mit dem Blut zum Herzen zurück, ihr Horn von neuem zu füllen, oder es reißen sich mit dem Blut Furien heraus, die in jeder kleinsten Ader ihr Schlangenhaupt fürchterlich schütteln, allenthalben schreckliche Spuren ihrer Unruhe und ihres fressenden Gifts zurücklassen und mit wildem Ungestüm dem Herzen wieder zustürmen, ihre ausgelöschten Fackeln von neuem anzuzünden.

Hierbei kommt nun die kleine Aufgabe vor, wie man von einem noch unverdorbenen Herzen die Furien abhält durch Fußangel oder durch verstärkte Wachen, und wenn sie schon eingezogen sind, wie man sie wieder herausbringt, mit stürmender Hand oder durch Hunger? Diese Aufgaben probat und praktisch auflösen – könnte ich das, ich wollte diese ganze schöne Abhandlung nicht geschrieben haben.

Das Herz gibt der ganzen Maschine Blut und Leben und Thätigkeit in sich; es ist auch bei der Thätigkeit der Maschine außer sich sehr impliziert, seine Eingebungen sind die Seele, die sich in den Körper der äußerlichen Handlungen einhüllen und offenbaren. Im Menschen ist noch eine andere Kraft; sie hat viele Namen, Überlegungskraft, Verstand, Vernunft, einige heißen sie auch Seele und erzählen allerlei von ihr; sie soll im Kopfe wohnen, andere betten sie auch anderswohin. Im Vertrauen kann ich meine Herren Auditores außer dem Vorhange versichern, daß man eigentlich gar nichts davon weiß, weder wie sie ist, noch wo sie ist, noch was sie ist; man will es aber nicht gerne bekannt sein, und ich ersuche Sie, alles vor sich zu

behalten, was so unter uns gesprochen wird. Viele von meinen Herren Kollegen haben sich allerlei Redensarten von der Materie gesammelt und freuen sich über ihre Wissenschaft, und ich mag niemanden gerne seine Freude stören. Wenn man die zwei Kräfte malen wollte, so müßte man dieser das Antlitz eines wohlgebildeten ernstern Mannes und jener ein weiches weibliches Gesicht geben. Die eine ist ein eigenwilliges, albernes Kind, das mit Heftigkeit, was es gewahrt wird, haben will, das nur bloß auf den gegenwärtigen Augenblick sieht und in dem folgenden über die Folgen seiner Voreiligkeit weint; die andere ein weiser Schulmeister, der dies Kind warnt und straft. Ich pflege sie auch wohl das Haus der Lords und das Haus der Gemeinen¹ zu benamsen, denn das sind sie in der Republik eines Menschen, und von rechtswegen soll nicht die geringste Handlung ausgeführt werden, ehe diese zwei Kräfte darüber einig geworden sind. Wer physiologische Gleichnisse liebt, kann sich die Sache so vorstellen: Ehe das Blut zu Unterhaltung des Körpers ausgeteilet wird, geht es zuvor aus der rechten Herzkammer durch die Arterie, *arteria pulmonalis*² genannt, in die Lunge, wo die kalte Luft, die wir atmen, es abkühlet, verdünnet oder verdichtet, mit einem Wort, zubereitet, denn ich mische mich in keine Streitigkeiten, aus der Lunge geht es zurück in die linke Herzkammer und von hier an sein Geschäft durch den ganzen Körper; so sollen auch die warmen Einfälle des Herzens, ehe man sie ausführt, in eine moralische Lunge

¹ Der Vergleich ist der englischen Verfassung entnommen. — ² Die Lungenarterie, die, wie Claudius beschreibt, das dunkle, venöse Blut aus der rechten Herzkammer in die Lunge führt.

gebracht und darin von dem kalten Hauch der Vernunft angewehet und geläutert werden. Ja, ja, die Schwindsucht ist eine üble Krankheit, es gibt mehrere Arten derselben; die Lunge ist bekanntlich dabei angegriffen, und die Luft vereinigt sich nicht gehörig mit dem Blute, man kann zwar alt und grau dabei werden, aber es ist doch ein sieches und trauriges Leben und ein gewisser Tod. —

Es gibt hie und da Menschen, in denen das Haus der Gemeinen von Natur wenig oder nichts vorschlägt, als was das Haus der Lords billigt, so daß bei ihnen diese zwei Häuser nur eins zu sein scheinen. Man nennt diese Leute unschuldig, naïv; sie haben eine gewisse Art von Heiligkeit an sich, die sympathetisch um sie wirkt, so daß man sich der Achtung und innigen Zuneigung nicht erwehren kann. Doch sie kommen nicht häufig vor. Bei den meisten liegen die beiden Häuser sich bei aller Gelegenheit in den Haaren, denn das eine ist ewig albern, und hier ist zu merken, daß der Sprecher im Hause der Gemeinen beredt ist, viel beredter als der andre, ein unwiderstehlicher Schwärzer, der ärgste Rabulist unter der Sonne — sich mit ihm in Wortwechsel einlassen, heißt, seine Sache schon verloren haben; kurzgefaßten Entschluß, ohne alle Rücksprache, ohne Vorrede und Zueignungsschrift, unbewegliche Abhänglichkeit an den einmal gefaßten Entschluß und eiserne verriegelte Ohren — ich weiß nichts anders dagegen zu empfehlen.

Dieser Sprecher also und sein Haus behalten die meiste Zeit Recht, es geschehe durch List und Bestechungen oder durch Gewalt im offenen Schlachtfelde, denn auch hier

sind sie Helden; und besonders ist das Haus der Lords in einer sehr gefährlichen Situation, wenn die Sinne ihm in die Flanke fallen können. An welchem Orte im Menschen diese Schlachten gefochten werden, kann man mit Gewißheit nicht sagen; wenn aber das Haus der Lords überwunden ist und nachgeben muß, tritt Röthe ins Gesicht und kündigt die verlorne Schlacht an, die Leute heißen sie Schamröthe, und eben aus dem Blute, das bei diesen vom Hause der Lords gegen das Haus der Gemeinen verlorenen Schlachten vergossen wird, generieren sich die Furien, deren oben gedacht worden. Behält das Haus der Lords aber das Feld – dann herrscht freudiger ruhiger Stolz, stilles großes Bewußtsein der Tugend und heimlich wohlthuender Triumphgesang durchs ganze Lager.

Nun soll es Menschen gegeben haben, die durch unermüdete freundliche Belehrungen und Bestrafungen des Hauses der Gemeinen und durch unüberwindlichen Mut und Härte im Schlachtfelde dahin gekommen sind, daß nicht allein das Haus der Lords bei ihnen allemal die Oberhand behalten, sondern daß auch das Haus der Gemeinen nach und nach auf bessere Gedanken gekommen – – Kossoloffen – ihr Schatten fällt über die halbe Welt! Wer mit Ernst den Vorsatz gefaßt hat, ein solcher zu werden, ist es freilich noch nicht, er ist aber auf dem Wege dahin und muß nur bei den vorkommenden Splittern nicht verzagt werden.

Diese Abhandlung könnte noch viel länger sein; aber ein Schritt näher auf den Feind gesetzt, was dem Degen an

Länge abgeht; in der Hand eines Feigen ist auch ein langer Degen ein sehr unbedeutendes Phänomenon. Kurz und gut, ich muß hier abbrechen, um an den bewußten Balken zu kommen.

Über das Genie

Ich stelle mir oft bei müßigen Stunden eine Sprache als ein Bündel Stäbe vor, wo an jedweden Stab eine erwünschte Prinzessin angezaubert ist, oder ein unglücklicher Prinz; und der Mann, der die Sprache versteht, wäre dann ein Sonntagskind, das Geister sehen kann, unterdes der andre den Stab sieht und nichts weiter. Man sagt, daß in der eigentlichen Zauberei, wenn einer das Handwerk versteht, eine Prinzessin vom Zauber erlöst und statt ihrer ein Alp und Kobold an den Stab festgezaubert werden kann; bei den Sprachen geht's gewiß so her, und beides, die Stäbe und die Geister, sind sehr der Veränderung unterworfen. Die Geschichte dieser Veränderungen und Sukzessionen ist ein sehr feines Studium. Sie erfordert ein philosophisches Fühlhorn, das nicht jedermanns Gabe ist, und ohne sie kann wenig Gescheites von dem Geschmack eines Mannes und seiner Nachfolger gesagt werden, wie das die Abhandlungen in Quarto und Oktavo beweisen.

Sokrates sprach von einem Genius, der ihm ins Ohr sagte, und tausend sprachen und sprechen nach ihm von einem Genius. Vielleicht verhält sich der Genius, von

dem Sokrates sprach, zu den Geniis, von denen die tausend sprechen, wie ein alter Barde und Prophet zu den Minstreln und Balladsängern,¹ denen die Königin Elisabeth in England eine Ehre auf dem Brett antat: „alle Zigeuner, Landstreicher und Minstreln kommen in das Zuchthaus nach Neumünster“, vielleicht auch anders, denn es ist noch nicht recht ausgemacht worden, was Sokrates gemeint habe und was die tausend meinen.

Fast alle, die vom sokratischen Genius geschrieben haben, sind entweder in die Marschländereien mond süchtiger Phantasten geraten, oder in die dürren Sandwüsten der Wolff'schen Philosophie² und der mathematischen Lehrart. Es kann wohl sein, daß niemand etwas davon sagen kann, als wer einen ähnlichen Genius hat, und wer den hat, ist vielleicht zu hölzern, und so zurückhaltend, als Sokrates war. Auf die letzte Vermutung bringt mich eine Erfahrung unter den Menschenkindern, nach der ein Säugling der Venus Ervina³ im ersten platonischen Paroxysmus der zarten Leidenschaft stumm ist, und in der Tiefe des einsamsten Waldes den Namen des Idol suo kaum aussprechen darf.⁴ Bei so gestalten Sachen nun wäre vom sokratischen Genius nicht viel von andern Leuten zu erfahren, und es ginge damit wie mit dem leidigen Stein der Weisen. Es sei also in Ansehung seiner genug, in

¹ In Frankreich und England Spielleute, die zugleich Dichter waren und in festen Diensten bei mittelalterlichen Höfen standen; von Claudius an den Hof der Königin Elisabeth verlegt. — ² Christian August Wolff, Hauptvertreter der aufgeklärten Popularphilosophie in Deutschland. — ³ Von der Stadt Erva in Sizilien kam die Verehrung der griechischen Liebesgöttin Aphrodite — und ihre Verschmelzung mit der römischen Venus — nach Italien. — ⁴ Claudius meint, daß ein Liebesder im Anfange seiner Liebe stumm sein solle.

einer sanften Mondnacht mit gewaschenen Händen und einem Schauer von Ehrfurcht und Eifersucht Blumen für den Mann hinzulegen, der ihn hatte, und für den, der ihn hat – und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie.

*

Mein Vetter hat eine sehr gelehrte Abhandlung über's Genie angefangen. Er fängt oft an, und kommt ihm denn eine andre Grille, da läßt er's gut sein und denkt nicht weiter dran. Ich pfleg' ihm denn wohl jezuweilen unter vier Augen seine Narrheit zu verweisen, aber er schämt und grämt sich nicht, und oft gibt er mir noch allerhand spitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verstehen, daß er, was er angefangen hätte, auch – „Wohl wahr, Vetter“, fiel er mir in die Rede, „doch setzt Ihr's fort!“ Ich gab natürlicherweise zur Antwort, daß ich nichts von der Materie verstehe. „Desto besser werdet Ihr davon schreiben, Vetter, es ist vieles in der Natur verborgen.“ Was soll ich tun; will ich's fortgesetzt haben, muß ich wohl dran, 's mag denn auch gehn, wie's geht.

Will nur zuvor den letzten Perioden¹ nachlesen: „und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie“ – herunter denn und gleich im Fallen angefangen.

Empfange mich, du lieblicher Hain am Helikonberg!² Ich komme gefallen, zu hören deinen Silbersturm und dein

¹ Den letzten Satz. – * Das dem Dichtergott Apollon und den Musen geweihte Gebirge in Böörien; das Folgende ist eine Parodie auf den Empfindsamkeitskult.

sanfteres Geräusche, und ihr im leichten Rosengewand, mit dem blaffen Munde, der so holdselig sprechen kann, Gefellen des Hains! seid mir gegrüßt – Ha! der Schwindel ist über, und ich habe wieder festen Grund untern Füßen.

Wenn einer 'n Buch geschrieben hat, und man liest in dem Buch, und 's wirkt so sonderbar, als ob man in Doktor Fausts Mantel davon sollte,¹ daß man aufsteht und sich reisefertig macht, und, wenn man wieder zu sich selbst kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt, dann, sollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geschrieben. Aber mein Vetter wird sagen, daß das nichts gesagt sei; daß man nicht wissen will, wer Genie habe, sondern was das Genie sei, das einer hat.

Das Genie also ist – ist – weiß nicht – ist 'n Walfisch! So recht, das Genie ist 'n Walfisch, der eine Idee drei Tage und drei Nächte in seinem Bauch halten kann und sie dann lebendig ans Land speit; ist 'n Walfisch, der bald durch die Tiefe in stiller Größe daher fährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreimastern spielt, auch wohl mit Ungestüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht. Das Nicht-Genie aber ist 'n Walfischgerippe, ohne Fett und Bein, das auf'm Wasser vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären (Journalisten und Zeitungsschreiber), die über die Eisschollen herkom-

¹ Im alten Volksbuch entführt Mephistopheles den Faust auf seinem Mantel durch die Luft.

men und dran nagen. Ich will's nur beizeiten sagen, daß ich über meines Veters Papiere gewesen bin; der geneigte Leser würd's doch bald merken; hab's gemacht wie die andern: fremd Kraut und meine Brühe drüber.

Der menschliche Körper voll Nerven und Adern, in deren Zentro die menschliche Seele sitzt wie eine Spinne im Zentro ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern, die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton, wenn sie berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unterm Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, das in der Luft umherwallt und die Herzen mit süßer Schwermut anfüllt. Und dies leichte ätherische Wesen, das so frei für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit süßer Schwermut anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt wie die Eule auf'n Helm der Minerva, ist ein Mann, der Genie hat; und der geneigte Leser wird nun hoffentlich besser als ich wissen, was Genie ist. Dies Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis so weit eine bloße Gabe der Natur ist, erhält nun eine verschiedene Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da tun Wiege und Amme und Fibel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Reli-

gion und Gelehrsamkeit usw. das ihrige, es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz besonders Verdienst im Erdrücken hat die Philosophie, wie sie auf den Schulen gang und gäbe ist: *vita Caroli, mors Conradini!* Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur verborgen liegen sollen und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahieren der Natur das Fell über die Ohren und geben ihre nackten Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perspektivisch und dioptrisch¹ in Aug und Herz.

Aber das kostet Kopfzerbrechen, von einer Sache zu schreiben, von der man nichts versteht...

Kleine Geschichten,

samt was man daraus lernen soll

Es war 'nmal ein König in Persien, der hieß Kulichan, 'n rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mongolen, seinen Nachbarn, fiel er ins Land und nahm ihnen alles weg, was sie hatten, und schleppte es nach Persien.

¹ Ein Diopter ist ein Gerät zur Erzielung einer großen Genauigkeit bei geometrischen Messungen.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wütete noch ärger wie vor. Als er's nun so gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte er's gerne besser gehabt und schrie und flehte: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.“ Die Aufrührer gaben ihm aber zur Antwort: „Du hast in Deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit getan; so soll Dir, Hund, auch keine widerfahren.“ Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß man Barmherzigkeit tun soll,
ehe das Messer an der Kehle sitzt.

*

Es war 'nmal ein ich weiß nicht wer, der war ich weiß nicht wo, und wollte sehen ich weiß nicht was. Voll so arg ist's nicht, aber sehr viel weiß ich doch wirklich von dem Geschichtchen nicht, das ich erzählen will. Also: Es war 'nmal ein Europäer, der war in Amerika und wollte den berühmten Wasserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß der ihn hinführte, denn das Land war ungebaut, und es gingen da keine Ordinari- noch Küchenposten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten und an den Wasserfall hinkamen – machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich, so lang er war, auf sein Angesicht nieder und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihn

fragte sein Reisegefährte: wozu und für wen er das tue?
Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

*

Es war 'nmal ein kleiner Konrad, des alten Konrads Sohn, der wollte sein väterliches Reich Sizilien, das der dritte Mann einem andern gegeben hatte, mit Gewalt wieder nehmen; verlor aber die Schlacht gegen den andern, Karl genannt, und ward gefangen, und ein Prinz Friedrich, der aus Better- und Freundschaft mit ihm gezogen war, desgleichen. Karl ließ beide zum Tode verurteilen, und das Urtheil ward auf dem Markt zu Neapel vollzogen. Friedrich von Oesterreich mußte zuerst herhalten, und Konradino, der zirka siebzehn Jahre alt war, sahe zu, nahm den abgehauenen Kopf seines Freundes von der Erde auf und küßte ihn; und ward denn auch enthauptet. Ubrigens war er der Letzte der Hohenstaufen.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß man kein Hohenstaufe sein soll.

*

Es war 'nmal ein Polykarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter tat ihm den unverschämtesten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre“, antwortete Polykarpus,

„und er hat mir kein Übel getan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?“ Indes war er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsendachtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Wandelbarkeit und freier Wille¹

Der Mensch ist freilich mehr als Tier, aber er ist auch Tier und hat tierische Zufälle. Das heißt, er hängt mehr oder weniger von seinem jedesmaligen Zustand ab, und von den sinnlichen Eindrücken, die ihm gegenwärtig sind, und urteilt also, wenn der Zustand verändert wird und er andre Eindrücke erhält, von den vorigen anders, als er zuvor wegen der Nähe, der Gewohnheit und dem Tumult seiner Sinne und Leidenschaften urteilen konnte; oder: seine Denkart kann von einem Punkt der Peripherie zu dem entgegengesetzten übergehen und wieder zurück zu dem vorigen Punkt, wenn die Umstände ihm den Bogen dahin vorzeichnen. Und diese Veränderungen sind nicht eben etwas Großes und Interessantes beim Menschen; aber jene merkwürdige katholische transzendente Veränderung, wo der ganze Zirkel unwiederbringlich zerrissen wird und alle Gesetze der Psychologie eitel und leer werden, wo der Rock

¹ Ein Buchbericht über die Befreiungsgeschichte des Grafen Struensee von seinem Beischwaver D. Balthasar Münster, der den Freigeist Struensee vor dessen Hinrichtung zum Glauben zurückbrachte.

von Fellen ausgezogen, wenigstens umgewandt wird und es dem Menschen wie Schuppen von den Augen fällt, ist so etwas, daß ein jeder, der sich des Odems in seiner Nase einigermaßen bewußt ist, Vater und Mutter verläßt, wenn er darüber etwas Sichres hören und erfahren kann.

Fast alle Systeme, die Menschen sich von Gut und Böse machen, sind Ephemera,¹ Kinder des gegenwärtigen Zustandes, mit dem sie auch wieder dahinsterven; und der Fall ist äußerst selten, daß einer dem System, das er sich gemacht hat, unter entgegengesetzten Umständen treu bleibe. Man kann daher allemal sicher zehn gegen eins wetten, daß ein Delinquent, der auf den Tod sitzt, im Gefängnis andre Gesinnungen über Gut und Böse äußern werde, als er geäußert hat, eh' er hineinkam und als er noch in offenem Meer schiffte; und es wäre also ein mißliches Ding mit den Bekehrungsgeschichten, und ein recht gutes, daß die Religion zum Beweis ihrer Wahrheit der Delinquenten und ihrer Geschichten allenfalls entbehren kann. Überhaupt ist nicht zu begreifen, wozu man sich mit den Freigeistern und Zweiflern so weitläufig in Demonstrationen abgibt und von ihrer Freigeisterei und Zweifel sucht so viel Aufhebens macht. Christus sagt ganz kurz: „Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.“ Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christentum sagen; und ist er doch so schwach und eitel, daß er wie Bol-

¹ Eintagsfliegen.

taire und Hume usw.¹ sein bißchen Galanterieware zu Markt bringen muß, da könnte man ihn ungestört machen lassen und sich nach ihm nicht umsehen.

Die Allesbekehrer²

Es gibt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jedem hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht sein, und ist ärgerlich anzusehen, wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht Einer wert ist zu hören, mag allerdings allen Menschen geprediget werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wer's nicht besser haben will, der mag's bleiben lassen.

*

Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik,³ hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungeratenen Söhnen und über-tünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch

¹ Claudius greift hier die bedeutendsten Vertreter der französischen und der englischen Aufklärungsphilosophie wegen ihrer Gegnerschaft gegen das dogmatische Christentum an. — ² Aus den Briefen an Andres. — ³ Aus der „Disputation zwischen den Herren W. und E. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti, Anleitung zum Gespräch über die Religion“ und über Hrn. Pastor Goeze, Tert am 5. Sonntage nach Epiphantas' unter Vorsitz des Hr. Carl Hochedlen. 1772“. Claudius nimmt in dieser Schrift Stellung zu dem Hamburger Glaubensstreit; bei der „Disputation“ geht es Claudius im wesentlichen darum, zu überzeugen, daß die liberale Richtung (Alberti) nicht zu verdammten sei, wenn sie auch die Furcht vor dem Teufel weniger stark als die orthodoxe Richtung (Goeze) betone.

steife Orthodorie und Mönchswesen. Und für Kinder, deren Herz durch die Religion gebessert werden soll, ist freilich der simpelste und kräftigste Ausdruck der beste. Wenn ich bei der Quelle stehe, warum soll ich nicht aus der Quelle trinken; so bin ich doch sicher vor dem Unrat am Eimer. Es ist Ehre für einen Mann und für ein Volk, wenn es strenge und eifrig für seine Religion ist, aber es ist doch auch Billigkeit, zu untersuchen, ehe man eifert.

Stolz und Bildungsdünkel

Eine Ehria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe

Bin auch auf Unverstädten¹ gewesen, und hab' auch studiert. Ne, studiert hab' ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Collegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben'nder auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hitzsche,² darauf sitzt 'n Professor oder so etwas und führt über dies und

¹ Unverstädt = Verballhornung des Wortes Unversität; Claudius studierte vom April 1759 bis Frühsahr 1762 auf der Jenenser Unversität zuerst Theologie, daran anschließend Jurisprudenz, Kameralwissenschaft und Geschichte. Von der lutherischen Orthodorie fühlte er sich genau so abgestoßen wie von dem trockenen juristischen Formelwissen und der Alleinherrschaft des „gesunden Menschenverstandes“ in den Lehren der damaligen Philosophen und zog sich voll Skepsis gegen den Wert der Unversität überhaupt, ohne ein Examen abzulegen, von ihr zurück. — ² Fußbank; hier Lehrpult.

das allerlei Reden, und das heißen sie denn dozieren. Das auf der Hirschchen saß, als ich d'rin war, das war 'n Magister, und hatt' eine große krause Perücke auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei, als irgendeiner in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran sein; denn 's ging ihm vom Maule weg, als wenn 's aus 'm Mostschlauch gekommen wär'; und demonstrieren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bißchen an und, eh' man sich umsah, da war's demonstriert. So demonstriert' er zum Exempel, daß 'n Student 'n Student und kein Rhinoceros sei. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinoceros; nun ist aber 'n Student kein Rhinoceros; denn sonst müßt 'n Rhinoceros auch 'n Student sein; 'n Rhinoceros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unsereins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding „daß 'n Student kein Rhinoceros, sondern 'n Student wäre“ sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie,¹ und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe. Weil man auf Einem Fuß nicht gehn kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sei für jedermann: zum anderen Etwas gehör' aber eine feinere Nase, und das sei nur für ihn und seine

¹ Claudius'sche Parodien auf die Grundgesetze der Logik; hier auf den Satz der Identität; weiter unten auf den vom zureichenden Grunde.

Kollegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann, und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne sei sein bescheiden Teil, nämlich das andre Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Arioma,¹ wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt' er, und, wenn einer 's umstößt, so geht alles über und d'runter.

Dann kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen, und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurteile von Alp, Leichdörnern,² Religion usw. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und kãm' ihm eine, schnaps schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen tot. Ob und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben usw. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfielen, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

¹ In der Wissenschaft der Logik ein Grundsatz, der unmittelbar einleuchtet und nicht bewiesen zu werden braucht. — ² Hühneraugen.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop¹ ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war als Salomo. Mich dünkt, wer 'was Recht's weiß, muß, muß – sah' ich nur 'nmal einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtsein usw. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

*

Die *bonnes Etudes*,² ist der ewige Gesang, machen das Herz ihrer Verehrer als Philosophen, Dichter usw. gut und tugendhaft, denn Pythagoras, Sokrates, Demokrit, Homer usw. waren gute und tugendhafte Männer – als ob Apollo mit seiner Leier und Hans Sachs mit seinem Hackbrett Kollegen wären, und wehe dem Leichtgläubigen, der sich darum auf die Gesinnungen eines Menschen verläßt, weil er gut demonstrieren oder schöne Verse machen kann. Ja aber, sagt der Discours, der Mann ohne Wissenschaften, in dem Zustand der rohen Natur, schlägt gleich zu mit seiner Keule, wenn ihm jemand Leid tut, aber die *bonnes Etudes* machen die Sit-

¹ Ein Küchenkraut, das zu Tee gegen Brustbeschwerden verwandt wurde. – ² Eine Besprechung von Toussaint, Discours sur les fruits des Bonnes Etudes, aus dem „Wandsbeker Boten“. – Bonnes Etudes = die schönen Wissenschaften.

ten sanft. Ja aber, wenn die sanft gemachte und über-
tünchte Sitte dem Manne, der ihr Leid tut, heimlich
Fufangeln legen und, wenn er sie in den Fuß getreten
hat, mit sanfter Höflichkeit ihr Beileid bezeugen könnte?
Da lieber den Schlag mit der Keule! Man weiß, woran
man ist, teilt auch wohl nach Befinden der Umstände wie-
der aus, kurz es geht doch ehrlich her. Dies ist keineswegs
so gemeint, als ob die honnes Etudes, wie wir sie haben,
nichts Gutes hätten. Dafür sei Jupiter und Minerva!
Es läßt sich recht sehr viel Gutes von ihnen sagen, wie
denn der Herr Verfasser in diesem Discours mit einem
leichten Fluß der Gedanken und Worte wirklich recht sehr
viel Gutes von ihrem Nutzen gesagt hat.

Die Hauptsache oder die Förderung der Wahrheit¹

Was nun die Hauptsache oder die Förderung der Wahr-
heit und sonderlich die Frage, dazu dieser Streit gut sein
sollte, anlangt: da ist bis dato alles, wie gewöhnlich, in
Statu quo geblieben. Man hat zwar Gerüchte und Nach-
richten gehabt: von einem großen Siege, den die Ver-
nunft bei dieser Gelegenheit über die Schwärmerei
erfochten haben sollte; sie waren aber nicht von sicherer

¹ Aus der Schrift „Zwei Rezensionen usw. in Sachen der Herren
Vessing usw., 1786“. Claudius griff mit dieser Arbeit in die Streitig-
keiten ein zwischen Fritz Jacobi und seinem Gegner über die Frage,
ob Vessing Spinozist gewesen sei. Claudius verteidigt Jacobi gegen
den Vorwurf, er habe Vessing durch den Vorwurf des Atheismus ge-
schadet, gleichzeitig respektiert er den Trieb zur Wahrheitsuche in
Vessing und kommt schließlich zur Hauptsache des ganzen Streites
alles, die für ihn allein wesentlich ist.

Hand. Es ist in der That ein sonderlich Ding um das Siegesgeschrei der Parteien, und die Menschen verraten sich selbst. Wenn sie, wie sie alle sagen, wirklich für die Wahrheit fochten, so müßten sie gleich laut schreien, der Sieg möchte fallen, an welche Seite er wollte, und eigentlich sollten allemal beide Parteien das Tedeum gemeinschaftlich singen. Überhaupt ist der Mutwillen und die unholde Begegnung, die sich die Schriftsteller in diesen Jahren öffentlich gegeneinander erlauben, keine große Erfindung, und macht ihnen nicht gar viele Ehre. Wenigstens sollten Gelehrte sich doch als Leute von guten Sitten betragen; die schiefen und krummen Urtheile sind nicht immer in ihrer Macht, weil sie auch urtheilen, was sie nicht verstehen.¹ Man sollte freilich fast sagen, es wäre auch besser, wenn sie mit solchen Urtheilen zu Hause blieben; aber sie haben nicht immer Zeit, sich vorher au fait zu setzen, und finden doch so immer noch ihre Leser und Freunde. Auch können sie nur ihresgleichen schaden, der Sache selbst nicht. Herr M.² hatte bloß die Ahnung der Wahrheit; wie Herr J.³ und Du, und ich, und alle Menschen haben, sie mögen es gestehen wollen oder nicht, und mögen sein wer sie wollen, Philosophen und Nichtphilosophen, Vernunftpriester und Gottesleugner, Schwärmer und Demonstranten, Bürger und Bauern.

¹ Der Spinozastreit hatte von der Berliner Partel aus späterhin persönlich-gehäßige Form angenommen. — ² Jacobis Gegner. — ³ Jacobi.

Die Poesie

Was ist der Mensch?

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet, und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet, und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar,
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich
 Wie 's Kind zur Weihnachtgabe,
 Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
 Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
 Und Laub und Gras kann sehen,
 Und abends unterm Sternenheer
 Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zumute ist,
 Als wenn wir Kinder kamen
 Und sahen, was der heil'ge Christ
 Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
 Daß ich kein König worden;
 Ich wär' geschmeichelt worden viel
 Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
 Daß ich auf dieser Erde
 Nicht bin ein großer reicher Mann,
 Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Das Kind

Anselmuccio

Ist gar ein holder Knabe, er?
 Als ob er's Bild der Liebe wär.
 Sieht freundlich aus, und weiß und rot,
 Hat große Lust an Butterbrot,
 Hat blaue Augen, gelbes Haar,
 Und Schelm im Nacken immerdar,
 Hat Arm' und Beine, rund und voll!
 Und alles, wie man's haben soll.
 Nur eines fehlt Dir, lieber Knabe!
 Eins nur: Daß ich Dich noch nicht habe.

An ein neugeborenes Kind

das längst schon erwartet war

Nun, kleiner Bub, ist's endlich Zeit?
 Doch warte nur, die Rute
 Hat Dir Papa schon längst gedräut;
 Wie wird Dir nun zumute?
 Er nimmt sie, sieh! und kömmt zu fragen,

Wo Du so lange bliebst? Doch Knäblein, fasse
 Und laß ihm, wenn er grimmig tut, [Mut
 Dein unschuldvolles Lächeln sagen:
 „Was lange währt, Papa, wird gut;
 Und nun -- belieben Sie zu schlagen!“

Den fünf Töchtern des Ehepaars Claudius folgte am 8. Mai 1783
 der lang erwartete erste Sohn Johannes.

Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust
 schlafend fand

Das heiß' ich rechte Augenweide,
 's Herz weidet sich zugleich.
 Der alles segnet, segn' euch beide!
 Euch liebes Schlafgesindel, euch!

Die Mutter bei der Wiege

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild!
 Du Deines Vaters Ebenbild!
 Das bist Du; zwar Dein Vater spricht,
 Du habest keine Nase nicht.

Nur eben iſo war er hier
 Und sah Dir ins Gesicht,

Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st Du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe, was Dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht,
Und habe nur sein Herz!

Motteto, als der erste Zahn durch war

Viktoria! Viktoria!

Der kleine weiße Zahn ist da.
Du Mutter! komm, und groß und klein
Im Hause! kommt, und guckt hinein,
Und seht den hellen weißen Schein!

Der Zahn soll Alexander heißen.

Du liebes Kind! Gott halt' ihn Dir gesund,
Und geb' Dir Zähne mehr in Deinen kleinen Mund,
Und immer was dafür zu beißen!

Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen

So schlafe nun, Du Kleine!
Was weineſt Du?
Sanft iſt im Mondenſcheine
Und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geſchwinder,
Und ſonder Müh';
Der Mond freut ſich der Kinder,
Und liebet ſie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr,
Sieht freundlich ſchöne Gaben
Von oben her

Auf ſie auß, wenn ſie ſaugen,
Recht wunderbar;
Ehenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt iſt er wie ein Nabe,
Sieht manches Land;

Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter mal
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie saß im Tal.

In einer Abendstunde,
Den Busen bloß,
Ich lag mit offenem Munde
In ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
Ein Tränchen lief,
Der Mond beschien uns beide,
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond, o! scheine,
Ich hab' sie lieb,
Schein' Glück für meine Kleine!“
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
In diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
Ins Brautgesicht,
Und bei dem Ehrentanze;
Du warst noch nicht.

Der Bauer

Der glückliche Bauer

Vivat der Bauer, vivat hoch!
 Ihr seht es mir nicht an;
 Ich habe nichts und bin wohl doch
 Ein großer reicher Mann.

Frühmorgens, wenn der Tau noch fällt,
 Geh ich, vergnügt im Sinn,
 Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld
 Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht,
 Rund um mich nah und fern,
 Und sing dazu mein Morgenlied
 Und denk' an Gott den Herrn;

Die Krähen warten schon auf mich
 Und folgen mir getreu,
 Und alle Vögel regen sich
 Und tun den ersten Schrei;

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheineth hell daher –
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht;
Wenn sie nun Ähren schießt;
Wenn so ein Feld in Hocken steht;
Wenn Gras gemähet ist –

O wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der Tat –
Mit Segen in der Hand;

Und steht's vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
Doch hilft der Mensch und soll
Arbeiten und nicht müßig sein.
Und das bekommt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müßiggang
Ist ein beschwerlich Ding

Und schier des Teufels Ruhebank
Für vornehm und gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch ihn schief und krumm
Und pflüg und hau und grab ihn tot
Und mäh ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer;
Mag's doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und morgen bin ich baß

Und fange wieder fröhlich an
Für Frau und Kind. Für sie,
Solang ich mich noch rühren kann,
Verdriest mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir beschert;
Beschere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn Dir auch vertrau,
Weil Du so gnädig bist;
Lieb ihn und gib ihm eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Abendlied eines Bauersmanns

Das schöne große Taggestirne
Wollendet seinen Lauf;
Komm wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tisch auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör', mich hungert's sehr;
Bring auch den kleinsten aus dem Neste
Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Panzen und Pastet;

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidirt dabei.

Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
 Er hat auch viel zu tun,
 Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
 Daß wir in Frieden ruh'n.

Und haben wir nicht Herrenfütter,
 So haben wir doch Brot,
 Und schöne, frische reine Butter,
 Und Milch, was denn für Not?

Das ist genug für Bauersleute,
 Wir danken Gott dafür,
 Und halten offne Tafel heute
 Vor allen Sternen hier.

Es prässiert bei unserm Mahle
 Der Mond, so silbertein!
 Und guckt von oben in die Schale
 Und tut den Segen h'nein.

Nun Kinder esset, eßt mit Freuden,
 Und Gott gesegn' es Euch!
 Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
 Bin glücklich und bin reich!

Der Bauer, nach geendigtem Prozeß

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advokat,
Der alle Tage seinen Sinn
Auf Zank und Streiten hat.

Und wenn er noch so ehrlich ist,
Wie sie nicht alle sind,
Fahr ich doch lieber meinen M...
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat herfür
Ohn' Hilfe des Gerichts;
Aus nichts wird etwas denn bei mir,
Bei ihm aus etwas nichts.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advokat!
Und fahr ich wieder zu ihm hin,
So breche mir das Rad!

Wandsbek

Das Wandsbeker Liedchen

Weihet Euch nicht Gram und Leide
Über die Gebühr!
Unterm Mond ist viele Freude,
Und die meiste hier.

Hier wachsen Büsch' und Bäume
Und Blumen überall;
Hier träumt man goldne Träume
Zum Lied der Nachtigall.

Die alte Sitte waltet
An keinem Orte mehr,
Die Unschuld geht hier umher
Als ein fein Liebchen gestaltet;

Mit ihr macht bunte Reihe
Sich Amor klein und zart
Und alte deutsche Treue
Mit einem langen Bart. —

Auch liegt zu unserm Vergnügen
 Die große Stadt uns vorm Gesicht.
 Wir sehn sie an und lassen sie liegen
 Und neiden sie nicht

Und ehren unsre Eichen
 Nach altem, gutem Brauch
 Und freun uns in Gesträuchen
 Und zwischen Ähren auch,

So lange, bis nach vielen frohen Tagen
 Der freundlich kommt, der mit der Hippe haut.
 Ihr Herren hört's und laßt Euch sagen!
 Und, Andres, aufgeschaut!

Ankündigung

des Wandsbeker Boten¹

Ich bin ein Bote und nichts mehr,
 Was man mir gibt, das bring' ich her,
 Gelehrte und polit'sche Mär;
 Von Aly Bey und seinem Heer,
 Vom Tartar Chan, der wie ein Bär

¹ Der „Wandsbeker Bothe“ (vgl. die Einleitung) erschien, von dem Hamburger Verleger Johann Joachim Bode verlegt und herausgegeben und von Matthias Claudius redigiert, vom 1. Januar 1771 bis zum Juni 1775. Seit 1773 nannte er sich „Der Deutsche, sonst Wandsbeker Bothe“.

Die Menschen frist am Schwarzen Meer
 (Der ist kein angenehmer Herr),
 Von Persien, wo mit seinem Speer
 Der Prinz Heraklius wütet sehr.
 Vom roten Gold, vom Sternenheer,
 Von Unschuld, Tugend, die noch mehr
 Als Gold und Sterne sind –
 (Virgil läßt auch oft Verse leer),¹
 Von dem verschwiegnen Freimäurer
 Vielleicht wohl auch, doch heimlicher,
 Von Fried-Traktaten, Krieg und Wehr,
 Von Kuriers, die von ohngefähr
 Gewiß nicht reiten hin und her,
 Vom Heringsfang, von Freud' und Gram,
 Von Bender, das der Russe nahm,
 Vom Lotto, das aus Welschland kam,
 Und nicht Quaternen mit sich nahm,
 Vom Podagra, von Horn und Ham,
 Vom Zuckerrohr in Surinam,
 Vom großen Mogul und Madam,
 Von Zank, Erfindungen und Lehr',
 Von klein Verdienst und großer Ehr',
 Von groß Verdienst und kleiner Ehr'
 Und tausend solche Sachen mehr,
 Die sich begeben ohngefähr
 Und alle anzuführen schwer:
 Aus allen Enden fern und nah,

¹ Claudius kann hier die Mitteilung in Suetons Vita Vergili § 40 f. im Auge haben, in der ausgesagt wird, daß die von Vergil hinterlassene „Aneis“, der noch die letzte Felle fehlte, unvollendete Verse enthielt.

Aus Asia und Afrika,
 Europa und Amerika,
 Und andern Ländern hie und da,
 Doch nicht aus Cappadocia.
 Die nackte Wahrheit lieb' ich sehr,
 Doch gibt man mir noch etwas mehr,
 Wenn's nur noch eine Sage wär',
 Und wenn's ein Spott zur Besserung wär',
 Und wenn's ein sanftes Liedchen wär',
 Und wenn es sonst so etwas wär',
 Je nun – da bring' ich's auch mit her,
 Dafür bezahlet mich mein Herr.
 Als ich von Hause ging, sprach er:
 Geh hin! und saget die und der,
 Seht doch! wo kommt der Bote her?
 So wünsche höflich dem und der
 Ein fröhlich Neujahr und noch mehr
 Und sprich, ich komm' von Wandersbeck her.

Das Kartoffellied

Pasteten hin, Pasteten her,
 Was kümmern uns Pasteten?
 Die Kanne hier ist auch nicht leer,
 Und schmeckt so gut als bonne chère
 Von Fröschen und von Kröten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
 Verdirbt nur Blut und Magen,
 Die Köche kochen lauter Not,
 Sie kochen uns viel eher tot;
 Ihr Herren, laßt euch sagen!

Schön rötlich die Kartoffeln sind
 Und weiß wie Mlabaster!
 Sie däu'n sich lieblich und geschwind
 Und sind für Mann und Frau und Kind
 Ein rechtes Magenpflaster.

Rheinweinlied

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
 Und trinkt ihn fröhlich leer.
 In ganz Europa, Ihr Herren Becher!
 Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
 Noch wo man Franzmänn'sch spricht;
 Da mag Sankt Weit, der Ritter, Wein sich holen,
 Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
 Wie wär' er sonst so gut!

Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im Deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäume,
Und nicht der Stelle wert.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft Ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltsuchen,
Und etwas Laufegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
 Uns freu'n und fröhlich sein!
 Und wüßten wir wo jemand traurig läge,
 Wir gäben ihm den Wein.

Das Lied, entstanden im Sommer 1775, ist neben dem „Abendlied“ das bekannteste Lied von Claudius. Es wurde zuerst in Boffens Musens almanach von 1776 veröffentlicht, verbreitete sich sehr rasch und wurde am häufigsten von allen Claudius'schen Gedichten komponiert. Dem Dichter selber brachte das Gedicht eine Dankesgabe der rheinischen Winzer ein. Bezeichnend für die Verbreitung des Liedes ist die Schilderung Geibels von einer Rheinfahrt im Oktober 1835, auf der er auf Grund der Volkstrümlichkeit des Rheinweinliedes zu der Überzeugung kam: „Nur sage mir niemand mehr, daß die Deutschen kein Nationallied hätten!“

Als der Hund tot war

Ward ist hin, und meine Augen fließen
 Mit Tränen der Melancholie!
 Da liegt er tot zu meinen Füßen!
 Das gute Vieh!

Er tat so freundlich, klebt' an mich wie Kletten,
 Noch als er starb an seiner Gicht.
 Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
 Ich konnte nicht.

Am Eichbaum ist er oft mit mir gessen,
 In stiller Nacht mit mir allein;

Alard, ich will Dich nicht vergessen,
Und scharr' Dich ein,

Wo Du mit mir oft saßt, bei unster Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerci. —
Mond, scheine sanft auf seine Leiche!
Er war mit treu.

Mein Neujahrslied

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden
Und nur noch eben hell genug
Sich durch den Wald zu finden.

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Ich dacht' ich weiter: „So, und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst, noch gesund und froh,
Den schönen Stern dort prangen.

Der ihm dort so zu stehn gebot
Muß doch gern geben mögen!

Sein Stern, Sein Thal, Sein Morgenrot,
Rund um mich her Sein Segen!

Und bald wird Seine Sonne hier
Zum erstenmal aufgehen! —¹
Das Herz im Leibe brannte mir,
Ich mußte stille stehen,

Und wankte wie ein Mensch im Traum
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach, mit hellem hohen Klang,
Das Waldtal sprach es wieder:

Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga¹ hier aufs neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten!

¹ Eine Göttergestalt aus der germanischen Pseudomythologie des Klopstockkreises.

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder fein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel getan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der beste Mann,
Sonst sei der Beste König!

Dein Dichter soll nicht ewig Wein
Nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein,
Und Weise sein, nicht Gecken!

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen! –
Und du, Wandsbeker Leiermann,
Sollst Freund und Wetter heißen!

Mit diesem Gedicht, das die von Klopstock und dem Göttinger Hainz-
bund entfachte altdeutsche und vaterländische Begeisterung in der ble-
berer Tonart des Boten widerspiegelt, eröffnete Claudius zu Ostern
1775 seine „Sämtlichen Werke des Wandsbeker Boten“.

Herrlichkeit der Schöpfung

Frau Rebecca mit den Kindern
an einem Maimorgen

Kommt Kinder, wischt die Augen aus,
Es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus...
Die Sonne will aufgehen! –

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter!

Geht immer, und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nötig haben.

Von ohngefähr kann das nicht sein,
Das könnt Ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß Wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin,
Und läffet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür,
Und unster Ruh die Weide;

Und hält Euch Morgenbrot bereit,
Und läßt Euch Blumen pflücken,
Und stehet, wenn und wo Ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken,

Sieht alles was Ihr tut und denkt,
Hält Euch in seiner Pflege,
Weiß was Euch freut und was Euch kränkt,
Und liebt Euch allewege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne die dort glänzet,
Das Morgenrot, der Silbersee
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Weilchen, dieser Blütenbaum
 Der seine Arm' ausstrecket,
 Sind, Kinder! „seines Kleides Saum“,
 Das ihn vor uns bedecket;

Ein „Herold“, der uns weit und breit
 Von ihm erzähl' und lehre;
 Der „Spiegel seiner Herrlichkeit“;
 Der „Tempel seiner Ehre“,

Ein mannigfaltig groß Gebäu,
 Durch Meisterhand vereinet,
 Wo seine Lieb' und seine Treu'
 Uns durch die Fenster scheineth.

Er selbst wohnt unerkant darin,
 Und ist schwer zu ergründen.
 Seid fromm, und sucht von Herzen ihn,
 Ob Ihr ihn möchtet finden.

Abendlied

Der Mond ist aufgegangen,
 Die goldnen Sternlein prangen
 Am Himmel hell und klar;
 Der Wald steht schwarz und schweiget,
 Und aus den Wiesen steigt
 Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
 So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo Ihr des Tages Jammer
 Verschlafen und vergessen sollt.

Seht Ihr den Mond dort stehen? –
Er ist nur halb zu sehen,
 Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
 Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
 Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
 Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
 Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden
 Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
 Aus dieser Welt uns nehmen
 Durch einen sanften Tod!
 Und, wenn Du uns genommen,
 Laß uns in Himmel kommen,
 Du unser Herr und unser Gott!

So legt Euch denn, Ihr Brüder,
 In Gottes Namen nieder;
 Kalt ist der Abendhauch.
 Verschon uns, Gott! mit Strafen,
 Und laß uns ruhig schlafen!
 Und unsern kranken Nachbar auch!

Die Sternseherin Lise

Ich sehe oft um Mitternacht,
 Wenn ich mein Werk getan
 Und niemand mehr im Hause wacht,
 Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
 Als Lämmer auf der Flur;
 In Rudeln auch, und aufgereiht
 Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit
 Und funkeln rein und schön;

Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht sehn...

Dann saget, unterm Himmelszelt,
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Ein Lied vom Reifen

d. d. den 7. Dez. 1780. Wandsbek.

Er schüttet den Reifen auf die Erde
wie Salz. Sirach Kap. 43. V. 21.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angetan
Mit Reifen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein;

Und alle Bäume rund umher,
 All' alle weit und breit,
 Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
 In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
 Kann jeder Bauersmann,
 Kann hin und her darunter gehn
 Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
 Vom kleinen Feuerherd,
 Und marsch mit in den Wald hinein!
 Und das ist wohl was wert.

Einfältiger Naturgenuß
 Ohn' Allanz drum und dran
 Ist lieblich wie ein Liebestuß
 Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
 Viel Schönes überall,
 Kredit und Geld und golden Ring
 Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
 Im Reifen nah und fern –
 So gut wird's Euch nun einmal nicht,
 Ihr lieben reichen Herrn!

Das hat Natur, nach ihrer Art,
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl,

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein! –
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zustande kommen sei?

Denn gestern abend Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! –
Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
 Wir sagen Dank und Preis.
 O mach uns doch zum heil'gen Christ
 Die Bäume wieder weiß!

Ein Lied hinterm Ofen zu singen

Der Winter ist ein rechter Mann,
 Kernfest und auf die Dauer;
 Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
 Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
 Er krankt und kränkelt nimmer,
 Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs¹
 Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
 Und läßt's vorher nicht wärmen;
 Und spottet über Fluß im Zahn
 Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
 Weiß er sich nichts zu machen,
 Haßt warmen Drang und warmen Klang
 Und alle warmen Sachen.

¹ Blähungen, Beklemmungen

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn 's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er sich totlachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Ewigkeit der Liebe

Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel,
 Und dringt durch alles sich;
 Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
 Und schlägt sie ewiglich.

Frau Rebecca

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
 Als Deine Mutter Dich gebar?
 Wär' ich doch dagewesen! –
 Gelauert hätt' ich an der Tür
 Auf Dein Geschrei, und für und für
 Gebetet und gelesen.

Und kam's Geschrei – nun marsch hinein
 „Du kleines liebes Mägdelein,
 Mein Reif' gefährt, willkommen!“
 Und hätte Dich denn weich und warm
 Zum erstenmal in meinem Arm
 Mit Leib und Seel' genommen.

Und hätte Dich denn weich und warm
 Mit Leib und Seel' in meinem Arm
 Zum erstenmal genommen ...
 „Du frommes liebes Mägdelein,
 Ich hab' Dich sonst noch nicht gesehn,
 Willkommen, bis willkommen! –

Wie bist Du lieber Reis' gefährt
 In Deinen Windeln mir so wert!
 O werde nicht geringer!
 Du, Mutter, lehr' das Mägdlein wohl!
 Und wenn ich wiederkommen soll;
 So pfeif nur auf dem Finger.“

Anna Rebecca Claudius geb. Behn, geboren am 26. Oktober 1756
 und gestorben am 26. Juli 1832, war die Frau des Dichters, die Mutter
 seiner zwölf Kinder.

An Frau Rebecca bei der silbernen Hochzeit

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
 So lang' Du goldner Engel bist;
 In diesem wüsten Lande hier, und drüben
 Im Lande, wo es besser ist.

Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
 Was soll uns Loblied und Gedicht?
 Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
 Denn unerkennlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.

Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.

Sein Tun ist je und je großmütig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unstre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichthum sind.

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie wert werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet,
Im Meer, so weit und breit und hoch! –
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet ... Ach, und blutet noch.

Es gibt in dieser Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Mensch hat seine eigne Plage,
Und noch sein heimlich Crève-cœur.¹

Heut' aber schlag' ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergesse allen meinen Schmerz;
Und drücke fröhlich Dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.

¹ Herzeleid.

Das Mädchen

Phidile

Ich war erst sechzehn Sommer alt
Unschuldig und nichts weiter
Und kannte nichts als unsern Wald,
Als Blumen, Gras und Kräuter.

Da kam ein fremder Jüngling her;
Ich hatt ihn nicht verschrieben,
Und wußte nicht wohin noch her,
Der kam und sprach von Lieben.

Er hatte schönes, langes Haar
Um seinen Nacken wehen;
Und einen Nacken, als das war,
Hab ich noch nie gesehen.

Sein Auge, himmelblau und klar!
Schien freundlich was zu flehen;
So blau und freundlich als das war,
Hab ich noch keins gesehen.

Und sein Gesicht, wie Milch und Blut!
 Ich hab's nie so gesehen;
 Auch, was er sagte, war sehr gut,
 Nur konnt ich's nicht verstehen.

Er ging mir allenthalben nach,
 Und drückte mir die Hände,
 Und sagte immer Oh und Ach,
 Und küßte sie behende.

Ich sah ihn einmal freundlich an,
 Und fragte, was er meinte;
 Da fiel der junge schöne Mann
 Mir um den Hals und weinte.

Das hatte niemand noch getan;
 Doch war's mir nicht zuwider,
 Und meine beiden Augen sahn
 In meinen Busen nieder.

Ich sagt' ihm nicht ein einzig Wort,
 Als ob ich's übel nähme,
 Kein einzig, und — er flohe fort;
 Wenn er doch wiederkäme!

„Rustica Phidyle“ nennt Horaz (Ode. III, 23) ein junges Bauernmädchen; Claudius nannte seine Frau Rebecca bis in sein Alter sein „Bauernmädchen“. Claudius' erster Biograph, Wilhelm Herbst, erzählt, wie sich — nach der Familientradition — Matthias und Rebecca

kennenlernten: „Es ist seine vielgeliebte und vielgenannte, allen Lesern des Wandsbeker Boten wohlbekannte Rebecca, die er alsbald bei seinem Eintritt in den Ort kennenlernte. Sie war die zweite Tochter des Zimmermeisters Joachim Friedrich Behn, der zugleich eine kleine ehrbare Wirtschaft hielt, und in dem nahen Dorfe Warmbeck am 26. October 1754 geboren. Die Art, wie sich das Verhältniß entsponnen, ist bereits wie mit Legenden umwebt und dem Lebensbeschreiber fällt es aus mehr wie einem Grunde schwer, die Wahrheit ohne die Zutat der Dichtung zu geben. Nach der beglaubigten Familientradition ging Claudius kurze Zeit vor seiner Übersiedlung hinüber nach Wandsbek, um für sich und das Geschäft eine Unterkunft zu suchen. Am Lübecker Steindamm fand er ein Haus zur Miete gestellt, aber verschlossen. Von den Nachbarn erfuhr er, daß der Schlüssel dazu sich in den Händen des Zimmermeisters Behn befinde. Er ging hin, fand aber nur die sechzehnjährige Rebecca zu Hause. Das Verhältniß, in dem sich der Schlüssel befand, war verschlossen, Rebecca holte ein Beil, es zu öffnen. Von dieser kurzen Szene und flüchtigen Unterhaltung her behielt Claudius das Mädchen im Herzen.“

Phidile, als sie nach der Kopulation allein

in ihr Kämmerlein gegangen war

Ach, Gottes Segen über Dir!

Weil Du ihn mir gegeben,

Du schwarzer Mann!¹ Mein Herz schlug mir

Nie so in meinem Leben.

Und meinem Wilhelm schlug es auch! —

Als ihn der Pfarrer fragte,

¹ Der Pastor.

Und das nach hergebrachtem Brauch
Von Glück und Unglück sagte;

Da sah er her mit Ungestüm,
Als wollt' er mich umfassen;
Die hellen Tränen liefen ihm
Wohl über seine Wangen. —

Ja, Wilhelm, ich bin auch bereit,
Ich will Dich nicht verlassen!
Von nun an bis in Ewigkeit
Will ich Dich nicht verlassen.

Will immer um und bei Dir sein,
Will Not und Tod nicht scheuen:
Mein trauer Wilhelm! Du allein
Kannst meine Seel' erfreuen,

Und sollst allein! drauf ruf ich Gott
Zum Zeugen hier hernieder
Und nimmt mich oder Dich der Tod,
So finden wir uns wieder!

Tod

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen: Vorüber! Ach, vorüber!

Geh wilder Knochenmann!

Ich bin noch jung, geh lieber!

Und rühre mich nicht an.

Der Tod: Gib Deine Hand, Du schön und zart Gebild

Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.

Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,

Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel,

Ein Sternlein guter Art;

Das tät so lieblich scheinen,

So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle

Am Himmel, wo es stand;

Trat abends vor die Schwelle

Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange stehen,
 Hatt' große Freud' in mir:
 Das Sternlein anzusehen;
 Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
 Ich suche hin und her
 Wo ich es sonst gefunden,
 Und find' es nun nicht mehr.

Christiane, Claudius' zweite Tochter, starb am 2. Juli 1796 am Nervenfieber im Alter von 20 Jahren. Als sie 5 Jahre alt war, schrieb ihre Mutter über sie: „Christiana sieht noch immer aus als eine kleine fromme Klosternonne, ist aber doch recht losse dabei.“

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
 Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
 Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
 Und die Stunde schlägt.

Nach Christianens Tod entstanden.

Zum Tode der Schwester

Der Säemann säet den Samen,
 Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
 Keimet die Blume herauf –

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
 Sonst für Gewinn hat, war klein Dir geachtet,
 Und sie entschlummerte Dir!

Was weineſt Du neben dem Grabe,
 Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
 Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
 Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
 Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler beſuchet die Erde,
 Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub, und
 Kehret zur Sonne zurück!

Angeblick von Claudius auf den Tod ſeiner einzigen Schweſter Dorothea Chriſtina, die am 26. Mai 1766 als Frau des Paſtors Chriſtian Auguſt Müller zu Gleiſchendorf ſtarb, gedichtet. Irrrigerweiſe iſt es in Muſenalmanache als ein Gedicht Klopfſtock's eingegangen.

Bei dem Grabe meines Vaters

Friede ſei um dieſen Grabſtein her!
 Sanfter Friede Gottes! Ach, ſie haben
 Einen guten Mann begraben,
 Und mir war er mehr;

Eräuſte mir von Segen, dieſer Mann,
 Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!

Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken – ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Der Vater des Dichters, der Pastor Matthias Claudius zu Reinfeld
in Holstein, starb am 4. Dezember 1773, siebenzig Jahre alt.

Die Mutter am Grabe

Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich sollte ihn nicht wieder sehn,
Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn – –

Unser Vater, o Du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferstehn.

Der Vater

Er ist nicht auf immer hier begraben,
 Es ist nicht um ihn geschehn!
 Armes Heimchen, Du darfst Hoffnung haben,
 Wirst gewiß ihn wieder sehn,
 Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn.

Denn die Gabe aller Gaben
 Stirbt nicht und muß auferstehn.

Auf den Tod des zweiten Sohnes Matthias, der am 4. Juli 1788,
 anderthalb Jahre alt, gestorben war (nach Redlich).

Sterben und Auferstehn

Du Menschenkind, sieh um Dich her ...
 Und weißt Du eine Lehre,
 Die größter und die tröstlicher
 Für uns hienieden wäre? —

Dort, wo die Siegespalmen wehn,
 Ist Sein nur, ist kein Werden,
 Kein Sterben und kein Auferstehn,
 Wie hier bei uns auf Erden.

Dort freun sie ewig ewig sich,
 Ist ewig Licht und Friede,

Das Leben quillt dort mildiglich
Aus sich und wird nicht müde.

Doch dieser Unterwelt ist nicht
Solch glorreich Los gegeben;
Hier ist ohn' Finsternis kein Licht
Und ohne Tod kein Leben.

Der Löwe liegt und fäult und schwellt –
Dann geht vom Fresser Speise;
Der Same in die Erde fällt
Und stirbt – und keimt dann leise.

Und die Natur ein Spiegel ist;
Es wird darin vernommen:
Was Deinem Geist Du schuldig bist,
Soll er zum Leben kommen.

Willst Du wahrhaftig glücklich sein,
Auf festem Grunde bauen;
Mußt Du den Dornenweg nicht scheun,
Der Rosenbahn nicht trauen.

Einst war ein großer Mann bedacht,
Uns darin einzuweihen,
Und führte durch die lange Nacht
Das Volk zum Fest der Maien.

Drum spare Dir viel Ungemach,
Du Menschenkind, und höre
Und denke der Verleugnung nach
Und jener großen Lehre.

In uns ist zweierlei Natur,
Doch ein Gesetz für beide;
Es geht durch Tod und Leiden nur
Der Weg zur wahren Freude.

Ein Seliger an die Seinen in der Welt

Hier ist alles heilig, alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an sie und lieben.

Rechenchaft

—

Nachrede zum ersten Jahrgang des

Wandsbeker Boten¹

Ich habe noch verschiedene Neuigkeiten, aber sie mögen warten, ich kann's nicht helfen, ich muß heute zu guter Letzt in diesem Jahr noch ein bißchen mit meinen lieben Lesern plaudern. Wir sehen uns freilich wohl morgen wieder, aber so iung kommen wir doch nicht wieder zusammen, und es ist doch heute das letzte Mal in diesem Jahr, und das ist mir so rühfjam. Ich bin darin ein närrischer Kerl, wenn ich nur durch 'n Wald gehe und komme an den letzten Baum, so muß ich einen Augenblick stillstehen, als ob ich dem Baum noch etwas zu sagen hätte. Meine Mutter muß sich wohl an einer Turmglocke versehen haben oder an unsers Küsters sein Klavicord,² das tönte auch gleich, wenn man nur laut Guten Morgen Herr Dietrich sagte, kurz und gut also, ich muß heute noch ein bißchen plaudern, und da wünsche ich denn zuerst, in diesem Jahr recht vergnügt und wohl gelebt zu haben, und ob ich das gleich nur so hersage, so mein ich's doch recht von Herzen. Was

¹ 1771. — ² Bezeichnung des alten Tangentenklaviers, das einen besonders sanften, singenden Ton hatte.

mich anlangt, da bin ich recht vergnügt, mein Herr ist mit mir zufrieden, und das freuet mich. Ich habe Weihnachtsheiligabend mit ihm an seinem Tisch speisen müssen, und da hat er wohl zehnmal meine Gesundheit getrunken und mich über der Mahlzeit immer Herr Asmus genannt.¹ Ich will nun eben nicht sagen, daß ich das verdient hätte, aber es kommt vieles auf des Menschen seine eigne Aufführung an, und wie der Mensch ist, so hat er's. Aber wieder auf meinen Herrn zu kommen, so wollt er mir sogar auch zu Neujahr einen höchsten Rang und Titel geben, aber ich wollte nicht. Titel und Rang sind in der Welt, was der Wetterhahn beim Wetter ist, wer einen großen Titel hat, der muß auch ein großes Verdienst haben, danach richten sich die Herren immer beim Titel und Ranggeben, und darum wollte ich nicht, denn da denke ich „besser eng und wohl, als weit und weh“, und es ist mir von jeher auch so vorgekommen, als wenn Titel und Rang nicht innerlich fröhlich machen könnten. Ich habe wohl ehender Ritterband und Stern auf einer Brust gesehen und im Gesicht darüber Harm und Verdruß, und da habe ich bei mir selbst gedacht, daß es wohl nicht Freude allein sei, was den Stern auf der Brust manchmal so hoch aufhebt. Das Seinige treu tun, pflegte meine Mutter zu sagen, das ist ein Stern, der auf der bloßen Brust sitzt, die andern Sterne sitzen nur auf dem Rock. Aber ich muß machen, nun bis auf Wiedersehen, Gott spare Sie gesund.

¹ Unter dem Namen „Asmus“, der dem Publikum aus dem „Wandsbeker Boten“ bereits bekannt war, gab Claudius auch seine Werke heraus; der Titel lautete: „Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbeker Boten“ (zu deutsch „Asmus, der alles, was ihm gehört, mit sich bringt . . .“).

Schließlich habe ich noch einen freundlichen Dank für meine Kollegen und Nachbarn, daß sie meiner mit so vielen unverdienten Lobsprüchen und so vielfach erwähnt haben; gewiß, ich weiß das nicht wiedergutzumachen.

Was versteht Er denn eigentlich unter Poesie?¹

Was sind in Europa für Anstalten, sich in der Poesie zu perfektionieren?

Asmus: Wir haben da einen schönen Himmel und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Chan: Wie hängt das mit den Poeten zusammen?

Asmus: Ich meine, eigentlich sehr nahe.

Der Chan: Was versteht Er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus: Helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.

Spekulations am Neujahrstage

'n fröhliches Neujahr, 'n fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue!
'n fröhliches Neujahr für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen

¹ Aus der „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan“.

läffet! und für die armen Mohrensklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! Ich kann's sonst wohl leiden, daß einer 'n bißgen patriotisch ist und andern Nationen nicht hofiert. Böß muß man freilich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? Wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so 'n bißgen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetot, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich mal habe sagen hören usw.

Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Weg hinzusetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu scharren und an dies und jens zu denken. Nicht an meine Leser; sie sind mir aller Ehren wert, aber Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke dran, daß ich in dem vergangenen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen und den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und denn mag ich nicht aufsehn und nehm' mit beiden Händen meine Müg' ab und guck'nein.

So denk ich auch an meine Bekannte, die in dem Jahr starben, und daß sie nun mit Sokrates, Numa¹ und an-

¹ Sokrates, der griechische Weise, genestzt des Claudius besondere Ver-

dern Männern sprechen können, von denen ich so viel Gutes gehört habe, und mit Johann Hufß;¹ und denn ist's, als wenn sich rund um mich Gräber aufthun, und Schatten mit kahlen Glazen und langen grauen Bärten heraussteigen und 'n Staub aus 'm Bart schütteln. Das muß nun wohl der ewige Jäger tun, der übern Zwölften sein Tun so hat. Die alten frommen Langbärte wollen wohl schlafen, aber Eurem Andenken und der Asch' in Euren Gräbern ein fröhlich's fröhlich's Neujahr!!!!

Bekennnis eines Schriftstellers²

Es ist eigentlich schlecht um die Schriftsteller bestellt, die erst von andern erfahren müssen, was sie wollen, und es ist viel besser, wenn einer das selbst weiß; und bisweilen ist es gut, wenn er's auch sagt. Ich muß mich also beim Abschied, so unnötig und unbedeutend es auch scheinen mag, über meine „Sämtlichen Werke“ erklären, und über die darin vorkommenden christlichen Äußerungen, die man als Poesie, als in ihrer Gesellschaft deplaciert, als überflüssig usw. hat ansehen wollen. Poesie sind sie nun erstlich nicht, sondern mein rechter, wahrer, heiliger Ernst;

ehrung und Achtung wegen seines uneingeschränkten Eintretens für die allein in seinem Gewissen verankerte Überzeugung vom rechten Tun und Handeln. Claudius teilt diese Einstellung mit vielen Zeitgenossen. — Numa Pompilius, der sagenhafte zweite römische König, der sich durch besonders weise und friedvolle Regierung ausgezeichnet haben soll.

¹ Der böhmische Reformator Johann Hufß wurde 1415 seines Glaubens wegen in Konstanz verbrannt. — ² Aus der Voranzeige von Claudius' Werken, Siebenter Teil, vom 30. September 1802.

und deplaciert können sie wohl auch nicht sein, denn sie stehen, denke ich, allenthalben am rechten Ort, und ist da, wo sie stehen, immer obenan. Was endlich die Überflüssigkeit anlangt, so kann es sein, daß andre Leute mit einigen Einsichten über das Sichtbare, und mit Vermutungen und Träumen über das Unsichtbare ausreichen können; ich kann das nicht und brauche etwas, darauf ich mich ruhen und verlassen kann; und ich habe in meinem Leben nicht Klein für Groß und Nichts für Etwas halten können.

Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, das die Gelehrten einbrocken; sondern ihn hungert noch nach etwas anderm und besserem, nach einem Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Und dieses andre und bessere: dies Wort, das uns auf der Zunge schwebt und wir alle suchen, ein jeder auf seine Art, finde ich zu meiner großen Freude im Christentum, wie es die Apostel und unsre Väter gelehrt haben. — Sollte ich damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; fragt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint? Und die berühmten Leute, die sich Flug dünken, wissen zwar manches besser; aber es könnte doch sein, daß sie nicht wüßten, was sie am Christentum haben und wie gut und klug sie, und alle Menschen, daraus werden könnten, wenn der Schloßher so viel nutzte als das Schloß.

Es stehet nur wenigen an, dies große Thema zu dozieren; aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch gut und schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern; mit gutem Exempel vorzugehen und taliter qualiter durchs factum¹ zu zeigen, daß man – nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand – und ein rechtgläubiger Christ sein könne ... das steht einem ehrlichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenstern anklopfe.

Valet an meine Leser: Gestalt und Glaube²

Und somit will ich Feierabend machen, und von meinen Lesern Abschied nehmen, und zu guter Letzt noch einmal Hand geben.

Ich entschuldige mich über meine Werke bei Ihnen nicht. Ich bin kein Gelehrter und habe mich nie für etwas ausgegeben. Und ich habe, als einfältiger Bote, nichts Großes bringen wollen, sondern nur etwas Kleines, das den Gelehrten zu wenig und zu geringe ist. Das aber habe ich nach meinem besten Gewissen gebracht; und ich sage in allen Treuen, daß ich nichts Bessers bringen konnte.

¹ So oder anders durch die Lat. – ² Nachwort zum Seibenten Teil der Werke (1802).

Das Meiste ist Einfassung und Spielwerk, das als ein Blumenkranz um meinen „Becher kaltes Wassers“ gewunden ist, daß er desto freundlicher ins Auge falle.

In diesem siebenten und letzten Teil habe ich des Ernstes etwas mehr getan und die Fahne etwas höher aufgezo-gen, daß man am Ende sehe, von welcher Seite die Luft geht. Sollte ich nun damit unter den Herren Gelehrten und Wortführern wieder böse Leute gemacht haben; so wäre mir das leid. Aber ich konnte mich doch ihretwegen nicht genieren. Ich mußte tun, was recht ist, und was ich gleich in der Dedikation vor dem ersten Teil dem bewußten Freund versprochen habe; er soll nun bald kommen, und ich darf es mit ihm nicht verderben.¹ Am Ende wird ja, was wahr und nützlich ist, auch wohl wahr und nützlich bleiben, wenn es von den Gelehrten auch nicht gelobt wird.

*

Man ist nur einmal in der Welt und ist nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Häckerlinge zu schneiden. Es schafft nicht, daß der Mensch mit niedergeschlagenen Augen sitze und sich räuspere und seufze; er soll die Augen frei aufschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen. Aber man kleinmeistert und lacht sich nicht durch die Welt, und die sind übel berichtet, die da glauben und lehren, daß die Menschen hier nichts anderes zu tun hätten, und daß sie hier so recht à leur aise² wären.

Sehe doch einer nur an, wie sie in die Welt hereinkommen und wie sie wieder hinausgehen, wes Standes und

¹ Der erste Teil der Werke war „Freund Hain“ gewidmet. — ² zu ihrem Vergnügen.

Ehren sie sind! – Wer dazu lachen und sich das aus dem Sinn schlagen oder sich darüber mit den Kategorien usw. trösten kann, der mag ein Philosoph sein;¹ aber ein vernünftiger Mensch ist er nicht.

Und auch zwischen dem Herein und Hinaus, selbst wenn es am besten geht, was ist denn der Mensch, und was hat er? – Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Thal, Sonne und Mond usw., und die sind groß und herrlich; aber, recht beim Lichte besehen ist alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und Kasten mit Kleinodien, zwischen denen der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wohl, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühne Vermutungen und seine Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders als Zeichen und Beweise seines Anrechts an ihre Erkenntnis? – Aber sein Anrecht ist sequestriert, und er geht neben dem Born des Lichts hungrig und durstig nach Erkenntnis und muß es sich kalt und warm um die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben.

Man tröstet sich mit der innerlichen Größe des Menschen und gloriert über das Hohe und Göttliche seines Verstandes und seiner Vernunft. Ja wohl ist der Mensch groß und göttlich; aber grade hier ist es, wo einem das Glorieren vergeht und die Tränen in die Augen treten, wenn man sieht und gewahrt wird, daß das Große und

¹ Wie Kant, von dessen Philosophie der reinen Verstandeskategorien Claudius hier nochmals besonders abdrückt.

Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist; und es sollte walten.

Der Weg, den der Mensch in dem, was Künste und Wissenschaften heißt, dazu einschlägt, ist lobenswert und edel; aber sie sind höchstens, wofür sie auch in alten Zeiten nur gegolten haben, ein Weg und nicht das Ziel; und wer sie für das Ziel nimmt und darin hängen bleibt, der verkauft seine Erstgeburt um ein Einsengericht, der sattelt in der Wüsten ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und ins gelobte Land reiten sollte, wo der Almosenpfleger wohnt.

Die Reinigung kann ja nicht in dem Gebrauch des Un gereinigten bestehen, und wenn der Eimer von eigener Weisheit voll ist, kann ja keine andre hinein. Und darum muß, wenn was Gescheites werden soll, alle eigne Weisheit und aller Selbstdünkel zu Kreuze kriechen und der sokratischen Unwissenheit² Platz machen. Nur in der Niedre sammelt sich das Wasser, und dem Almosen gebührt ein Mann in Lumpen, wie auch Ulysses erfahren hat; denn nicht als Held und Feldherr, sondern in Bettlers Gestalt fand er seine Penelope wieder.

So ist das Denken und die Denkkraft ja auch nur die Hälfte des Menschen, und noch dazu die unrechte Hälfte, mit ihr die Veränderung und Besserung des Ganzen anzufangen, weil sie an und in sich selbst feststeht. Sowenig es von mir abhängt, Schwarz als Schwarz zu sehen, ebensovienig hängt es von mir ab, den pythagorischen Lehrsatz

² Die in der Überzeugung des griechischen Weisen Sokrates besteht, daß das einzige wirkliche Wissen des Menschen darin gipfelt, daß er nichts weiß.

zum Exempel wahr oder nicht wahr zu finden. Aber der Wille, der kann wollen und sich ändern und so auf die Denkkraft influieren. Und wer wie Gott wollen kann, der wird auch wie Gott denken lernen, er sei gelehrt oder ungelehrt, ein Polyhistor oder ein Schuster.

Also auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen kommt es an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung, Haltung usw., die man sich vorsezen und darnach man streben muß.

Und da ist es, dünkt mich, von allem Übrigen abgesehen und wes Glaubens man sonst auch sei, ein vernünftiger Rat, daß man sich eine Gestalt vorseze, die standhält und die man unter allen Umständen festhalten kann. Was vorübergeht, ist ohne Zweifel nicht so gut, als was währt; und es schickt sich für den Menschen nicht, ändern und ändern Sinnes zu werden, und wie ein Chamäleon die Farbe zu ändern, je nachdem die Lichtstrahlen auf ihn fallen.

Aber über eine Gestalt, die standhalte und sich unter allen Umständen festhalten lasse, sind die Meinungen sehr verschieden, und ein jeder denkt sie sich auf seine Art, der Weltbiedermann so und der Gymnosophist¹ anders; und a priori und ohne Erfahrung hat wohl noch niemals ein Mensch die rechte getroffen. Man stimmt immer zu hoch oder zu tief und muß dann, wenn die Erfahrung eintritt, umstimmen, und das gibt viel Sorge und Mühe.

Doch es ist ein köstlich Ding, daß das Herz, oder diese

¹ Eigentlich „nackte Weise“, bei den späteren Griechen Bezeichnung für altindische Philosophen, die die Weisheit durch Kontemplation und strengste Askese erreichen wollen. Claudius hat sich viel mit indischer und persischer Philosophie beschäftigt.

Gestalt, fest sei; und man kann sich um eine solche nicht zuviel Mühe geben. Die Leser werden aber finden, daß sie desto unfester ist, je mehr Sinnlichkeit in ihr obwaltet, und daß man sich also sauer werden lassen und manches versagen und aus dem Sinn schlagen muß, um sie nach und nach davon zu säubern und festzumachen.

Diese Welt und die Dinge, die darin sind und zu ihr gehören, liegen uns nahe, und die Natur hängt sich gerne an und sammelt sie; aber sie sind nur ein lustig Wesen und ein trüglicher Schatz. Auch das Zeitliche und Sichtbare an uns selbst hat nicht Bestand und Wert, ist nur ein brechlicher Verschlag, und inwendig wohnen wir.

Was unsichtbar und geistig ist, das nur ist fest und ewig. Und derart sind auch die rechten Schätze, die der Rost nicht frißt und die jene Gestalt unbeweglich und feuerfest machen. Und die sammelt der Glaube.

Aber Glaube ist in der gelehrten Welt ein unbekannt Ding. Er existiert nicht in abstracto, und wo er in die Hand genommen wird, um besehen zu werden, da gebiert er nichts als Hader und Zank; wo er aber in seinem natürlichen Acker, in einem Menschenherzen, wohnt und wurzelt, da zeigt er wohl, was er ist und was er kann, und wie er hier dem Menschen konveniere.

Sehen wir's doch im Kleinen und in Dingen dieser Welt, wie ein Mensch, der Glauben und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat, mit Vollherzigkeit und Sicherheit fährt, wie ihm alles von der Hand geht, und es mit ihm, gegen den dürren, hagern, unschlüssigen Klügler, gar ein ander Leben und Wesen ist.

Was wird es denn sein mit einem, der ewigen unvergänglichen Dingen vertraut, der an einen allgegenwärtigen souveränen Tröster, einen Stillen alles Haders glaubt und eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet? — Der wird auf dieser Erde den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer sein, als was ihm begegnet; der hat immer genug, vergibt und vergift, liebt seine Feinde und segnet, die ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die bessere Welt, die ihn über alles tröstet und wo solche Gefinnungen gelten, verborgen in seinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorschein kommen.

*

Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt; wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradierhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit. Gehabt Euch wohl.

Eine heilige Gestalt

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen. — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bei mir kömmt Du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. Sogar hasse ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres; so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste was wir auf Erden haben, und so etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch 'was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab' ich gelesen mehr als einmal, und nehme es, so wie es da steht, ohne zu noch ab zu tun. Willst Du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ich's kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern! Ich weiß für mich nichts liebers und er-

freulicher als von Hilfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Not gewesen sein, noch andre darin gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlorenen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: „Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verloren hatte.“ Und was ist das für eine Not, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest Du Dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Rahn probierten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? – Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich Deinen ausgestreckten Arm herkommen und haßte an! und ich seh' ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ungefähr Deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war Deine Hilfe nur ein Palliativ¹; denn was damals ohne Dich das Wasser würde getan haben, das werden nun die andern Elemente noch tun, und Du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bei unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmal mit uns nicht anders: Not lehrt beten, und Hilfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Not, von allem Übel!
Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die

¹ Ein Mittel zu vorübergehender Binderung bedenklicher Krankheitserscheinungen, im Gegensatz zu Radikalmitteln; über den geschilderten Vorgang vgl. Seite 80.

Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohl tat, und selbst nicht hatte wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende – der in die Welt kam die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-Krone wieder hinausging! – Andres, hast Du je 'was ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes...

*

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! – Darum haßten ihn die Juden und verfolgten und töteten ihn....

Laß uns nicht verdammen, Andres!

Es ist himmelschreiend, was sie getan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber unser Herr Christus gibt keinem das Recht den

ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein? —

Wir sollen nicht lieb haben die Welt und was in der Welt ist; wir sollen unser eigen Leben hassen und verlieren und es soll geistlich bei uns gerichtet sein. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von Dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben, und so mit ganzem Herzen an ihn hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß Du so gerne im gelobten Lande sein möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Bergen die er gewandelt, von den Bergen darauf er mit seinen Jüngern gefessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch Spuren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden; als stehe, wo er die Stadt ansah und über sie weinte, wo er niederkniete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Kreis Engel und gelüste in das Geheimnis hineinzuschauen und bewache den Ort; kurz als sei er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sei und wes sie sich zu ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobens-

wert sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen und seinen Willen tun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sei mit Dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald.

*

Es geht mir eben so, Andres, wenn ich in der Bibel von einem alten und neuen Bunde, von einer Konnexion und einem Verkehr zwischen dem *HÖCHSTEN* Wesen und unserm Geschlecht lese; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände: daß die Menschen vor Gott so hoch geachtet und wert sind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Respekt für sich selbst, und witztert Morgenluft – und man kann und kann den Mittler zwischen beiden nicht genug ansehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht besser wissen.

Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber, wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Er kann ihr'e nicht entbehren; und es ist nicht möglich, wenn sie ihm erscheint, daß er sein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren ist menschlich, Andres! Aber die Wahrheit ist unschuldig. Sie ist immer bereit und immer wert, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, schreibst Du, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. — Du liebe gerechte Seele, mag es doch; wer sie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar seinetwegen brauchst Du Dir keine wachsen zu lassen. Er will wohl bleiben, was er ist. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es ihr schaden, ob sie erkannt und genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines und es ist die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß sie immer bereit ist, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünsten ringt, um sie zu reinigen und zu vergolden.

Laß sie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannst das Herz nicht.

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und Du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwänglich, nach dem was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich großes, als die Bibel von ihm saget und sezet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Abnden und Wünschen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören an ihn zu glauben.

Nur eine so zarte überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt, und sie kann von Menschenhänden sozusagen nicht berührt werden ohne zu verlieren. Deswegen ist auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menschen kein Ende gewesen.

Aus den Briefen an Andres.

Berichte, Briefe und Urtheile
von Zeitgenossen zur Persönlichkeit
des Matthias Claudius

Berichte

Eintragung des Vaters in die Familienbibel

Anno 1740 ist mein Sohn Matthias d. 15. August des abends um $\frac{1}{2}$ Eilf geboren.

Vater, der Du ihn aus Gnade durch die heilige Taufe erlöset hast und errettet von der Obrigkeit der Finsterniß und gesezet in das Reich Deines Sohnes, regiere denselben ferner mit dem heiligen Geist, daß er Dich sein Lebenslang dienen möge in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, so vor Dir gefällig ist, damit er sich der Vortheile Deiner Gnade in Zeit und Ewigkeit zu erfreuen haben möge, Alles um die tröstende und vollgüthige Fürbitte seines Erlösers Jesu. Amen.

Eintragung in das Taufregister

Nr. 33. Anno 1740 – siebenzehnhundert und vierzig – d. 17. – siebenzehnten – August ist mein Sohn Matthias getauft, die Gevattern sind gewesen der Herr Amts Verwalter Wettering, der Herr Amtschreiber Hinz Peter und die Frau Amtschreiberin Hinz Peterin. Der Herr gebe

Gnade zu dessen Erziehung, damit er Krafft solches Gnadens Bundes, dereinsten eingehen möge, zu seines Herrn Freude um Christi willen. Amen.

**Des Dichters Mutter schrieb auf das
Schlußblatt einer Bibel, die der neunjährige Matthias
zu Neujahr erhielt**

I. N. I.

Mein Sohn! Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß Er Dich regiere und Du in allem Deinem Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer Übles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seeligkeit davon tragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen.

Aus Claudius' Briefen
an Johann Gottfried Herder

Lieber Herder!

... Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an, und ich werde sie schreiben helfen. Sie soll wie die meisten Zeitungen einen politischen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas Eigenes habend einrichten könnte – eine Art von Fortsetzung von Bacons Zeitung *De augmentis scientiarum*¹ schickt sich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein solches Blatt, und in dem andern schickte es sich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man nun eigentlich das Ding ergreifen soll – ein naiver launigter Ton in den Recensions wäre freilich ganz gut, aber ein Mensch kann ja nicht alle Recensions machen, und wer darf andrer Leute Arbeit ändern? und so ferner, kurz, es schwebt mir manchmal so etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden – Helfen Sie mir den Wechselbalg zur Welt bringen, oder schwängern Sie mich, wenn alles bei mir vielleicht nur Geschwulst und

¹ Francis Bacon, Lord von Verulam (1561–1626), englischer Staatsmann und als Philosoph der Begründer des Empirismus.

aufgedunsenes Wesen sein sollte. Ich habe schon diesen und jenen um Rat gefragt, und ich bitte Sie recht sehr um Ihre Projekte, wie ich denn noch allerlei zu bitten habe. ...

Leben Sie wohl. Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen.

*

Erw. Hochwürden sagten in Segeberg, wo der Kalkberg ist,¹ unter anderm, wie es Dieselben ahndete, ich werde noch einst eine Zeitlang meine Hütte neben der Ihrigen haben. Ich wünschte, Herder, ich wünschte, daß diese Ahndung in Erfüllung gehen könnte, ehe die Sonne den Zedernwald hinuntergestiegen ist. Ich habe ein Mädchen liebgewonnen, ein einfältiges, ungekünsteltes Bauernmädchen. — Wenn Sie mir dort eine kleine Stätte auf dem Lande bereiten könnten (welche es auch sei, Sie wissen, was ich für Künste kann), wenn Du es kannst, so sei darum gebeten, Du, pro tempore Bändiger des Bucephalus der Bückeburgischen Geistlichkeit,² Du —! Es geben sich verschiedene hierzulande meinethalben Mühe, aber ich weiß nicht, das Herz schlägt mir stärker, wenn ich dahin denke, wo dieser Brief über ein kleines sein wird.

Bei den Sprachgebärden und rohen Schrei's der ersten Völker, bei der Wunde in der Hüfte des Adonis, beim Vers im Virgil, Speluncam devenere eandem³ — bei der Schlafmüde des Jupiters, bei der Einfalt und Un-

¹ Bei Herders Durchreise in Hamburg im Juli 1770. — ² Zur Zeit ist Herder Hofprediger des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Bückeburg. — ³ „Sie ertelten dieselbe Höhle“ — Claudius spielt auf Herders Absicht an, sich ebenfalls bald zu verheiraten.

schuld, beim Genie, das in Euch wohnt, lacht, wenn Ihr diesen Brief gelesen habt, aber tut mehr als lachen, und bedenkt, daß Gott erschaffen hat ein Männlein und ein Fräulein.

*

... Fragen Sie nicht, warum ich so lange nicht geantwortet habe. Bin krank gewesen – hypochondrisch gewesen – verliebt gewesen – weiß selbst nicht, warum – kurz und gut, verdiene deswegen zweimal 40 Streiche weniger eins. Ja, ja, ist wahr, meine Bonmots aus Adressblatt und Zeitung sollen zusammen gedruckt werden, und die wollt' ich mitschicken, sind aber noch nicht fertig, ist noch nicht daran angefangen. Ad vocem¹ verliebt fällt mir ein, daß ich Sie wohl bei Ihrem Mädchen sehen möchte. Sie fallen ja wohl oft für Liebe auf die Erde, und springen ja wohl oft für Liebe an die Decke, und schreien wohl oft aus lautem Halse und verstummen wohl oft. Ihr Mädchen ist, hab ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt; o Du lieber Jüngling, wie gönne ich sie Dir so herzlich und Dich dem Mädchen! Meins ist ein ungekünsteltes, rohes Bauernmädchen im wörtlichen Verstande, aber lieb hab' ich sie darum nicht weniger, mir glücken oft die Fußsohlen für Liebe. ...

*

... Mein Bauernmädchen hat schon einen kleinen Bauernjungen geboren, aber 2 Monat zu früh. Er hat nur

¹ Zum Ausdruck.

einmal in ihrem Arm zum Mond bitterlich aufgeweint,
dann ging er wieder heim. . . .

*

Mein liebster Herder!

Ich und mein Bauernmädchen feiern heute den Tag Ihrer
„Liebe im höhern Chor“.¹ Vermutlich hätten wir's schon
lange tun sollen: weil wir aber keine nähere Nachricht er-
halten, haben wir's auf heute angesetzt.

Daß es Dir wohl gedeihe!

Daß es Dir wohl gedeihe!!

Daß es Dir wohl gedeihe!!!

Daß es Dir wohl gedeihe!!!!

Nun ist es Morgen, und die Sonne kömmt schon herauf,
wie ein Jüngling aus dem Brautgemache, und die Braut
schlummert noch und träumt zarten Traum. So träumen
wir auch zarten Traum mit wachenden Augen von Dir
und Deinem Mädchen, und wollen nun gleich in den
Wald gehen und auf einen alten Stein Blumen der Ve-
nus Erycina hinlegen. Und wer besser weiß, was Glück
die Liebe geben kann, und wer Euch dies Glück herzlicher
gönnt – den wollen wir sehen. Ich wollte mehr schreiben,
aber jetzt schmeckt mir alles, was ich sonst noch mehr schrei-
ben wollte, wie Heuschrecken und wilder Honig. Also
jusqu'ici.

*

¹ Herders Hochzeit mit Caroline Flachsband im Mai 1773.

Mein lieber Herr Gevatter soll nicht meinen, ich säße wie Jonas in der Kürbislaupe, und brummte über den Wurm, der das schöne, grüne Gewächs vergiftet, oder härmte mich wie Achilles, daß ich nicht Speis und Trank zu mir nehmen möchte. Ich brumme und häarme mich nicht, bin auch jezo wieder ziemlich gesund und gehe flugs und freudig an mein Geschäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter sehr recht bemerken, nicht mehr mit so viel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umsonst zu sein scheint, meine vena comica auch immer mehr versiegt und versauert, wie alle kleinen Bäche zu tun pflegen. Übrigens springe ich doch alle Tage noch ein paarmal über'n Stock und über Tisch und Bänke, und wenn ich das große Los gewinne, komme ich sogleich und springe auch über Tisch und Bänke in Bückeburg und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont. Amen! Amen!

Wenn die Frau Maria Carolina nun wirklich nach der Weiberweise prozedieren tut,¹ so bittet Gott, daß er Euch stärke und die Zähne festhalte. Mir haben sie geklappert, nicht vor die Langerweile, weil ich sie nicht festhalten konnte. Für die Frau Maria Carolina wollen wir hier beten. Betet Ihr für Euch selbst; denn ich statuierere, daß der Mann zweimal entbunden wird.

Wir möchten Euch bei dieser guten Gelegenheit gerne was schicken, wenn wir nur was hätten. Schicken Euch unsern herzlichsten Gruß – halt! schicken Euch eine Rose aus unserm Garten.

*

¹ Herbers Frau erwartete im Sommer 1774 ihr erstes Kind.

Ihr seid sehr expedit, Freund Herder! und der Präsident von Moser¹ muß sehr gütig sein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen unbekanntem so ehren will. Also geheimer Kanzleisekretär? Der Wifenschreiber, den halb Wandsbek für unklug und ganz Wandsbek für einen laufigen Wifenschreiber hält, geheimer Kanzleisekretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Kanzleisekretär in Darmstadt zu tun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehemals wohl Italienisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatikalisch, aber nicht delikat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandekten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandekten und Historie nicht mehr als eben zur Peibesnahrung und Notdurft usw., bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Kanzleisekretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident v. Moser mich dazu machen will; aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende aber mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder andern milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspektor, Vogt eines Dorfs usw. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen.

Von allem diesem läßt sich besser mündlich sprechen als

¹ vergl. S. 286 ff.

briefstellen, und ich hoffe, daß ich es noch vor Winter möglich machen will, Sie auf ein paar Tage zu sehen. Vor Frühling kann ich so nicht nach Darmstadt gehen; mein Bauermädchen soll im Oktober ein Kind gebären, und im Winter läßt sich mit einem schwangern Mädchen und jungen Kinde so weit nicht reisen. Diesen Winter denke ich noch in Wandsbek zu bleiben; wir haben nur kleine Münde und Magens, wird sich ja so viel finden, daß sie voll werden. Vorerst macht Ihr Anerbieten, „uns mit Sack und Pack aufzunehmen“, uns vier Wochen satt. Ich habe auch noch eine Mutter, zu der wir im äußersten Notfall ziehen können. Und also, mein lieber Herder, sollt Ihr Dank haben, und Ihr habt Euch ein Lob zubereitet aus dem Munde unsers ungeborenen Säuglings, der gewaltig in seiner Mutter Leibe hüpfet und springt, und wohl ein Riese und gewaltiger Jäger vor dem Herrn werden wird. Grüßt unsre Frau Herder.

*

Wandsbek, den 19. April 1780.

... Und weil denn Ihr gar nicht mehr schreibt, an niemanden, weder Bekannte noch Barbaren, weder Gelehrte noch Ungelehrte, weder Poeten noch Gaudiebe, so will ich Euch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern aus dem Abysso meiner alten Freundschaft Euch eins vor-machen von unserm Wohlbefinden und Wesen und Tun. Also Frau Rebecca befindet sich, nachdem sie 5 Kinder geboren und 4 gesäuet und mit dem fünften umgeworfen hat, Gott sei Dank! recht wohl, sieht rot und weiß aus

wie ein Mädchen, und ist köstlich und wohlriechend wie Aloe und Zedern auf dem Libanon. Meine älteste Jungfer Tochter reicht mir schon bis an den Nabel, und wenn Herr Gottfried jetzt seinen Biß versuchen sollte, würde sie ihn hinschleudern als einen Frosch, daß er auch sagen würde Roar. Christiana, die zweite, ist 4 Zoll kleiner, aber schlanker und holdselig von Gebärden, und Anna und Auguste so dick als lang, und werden, allem Ansehen nach, selig durch Kinderzeugen werden. Ich selbst bin auch nach meiner Art einige Zeit her recht gesund und wohl auf gewesen; habe auch seit der Darmstädter Pleuresie¹ wieder einen Anstoß der Art gehabt, der aber vergleichungsweise ganz unbedeutend war. Die ökonomische Verfassung anlangend, ist zu merken, daß es bis daher so passabel gut gehe und stehe; wir nagen am Büchel und Übersetzungsgebühr, und seit zwei Jahren haben wir, wie Ihr ohne Zweifel wissen werdet, des Geheimerat Jacobi zwei älteste Söhne bei uns. Kennst Du den Jacobi,² nicht den Kanonikus und Dichter, sondern den Geheimerat in Düsseldorf? Ich kenne ihn noch nicht von Angesicht, aber ich habe viele Ursache, ihn für einen von den ungewöhnlich edeln Menschen zu halten. Wenn ich einmal nach Weimar komme oder Freund Herder nach Wandsbek, will ich Euch erzählen, wie ich mit ihm bekannt worden und wie die Kinder hieher zu uns gekommen sind. Er kommt gegen Johannis her, seine Kinder wieder abzuholen. Auf dieser Reise wollte er nun Euch gerne kennenlernen, hat

¹ Im März 1777 erkrankte Claudius in Darmstadt an einer schweren Brustfellentzündung, die ihn an den Rand des Todes führte. — ² Siehe Anmerkung auf S. 314.

aber keine Lust, nach Weimar zu kommen, und mir deswegen aufgetragen, von Euch zu erfahren, ob Ihr auch dieses Frühjahr nach Pyrmont gehet und um welche Zeit, damit er sich mit der Her- oder Zurückreise darnach fügen und Euch in Pyrmont sehen könne. Auf alles andre im Brief dürft Ihr nicht antworten, aber auf diesen Punkt ein oder zwei Worte Antwort von Euch oder der Frau Carolina, der wir alle viel Glück und Gutes wünschen, samt Euch und den Kindern allen. Amen. M. C.

*

Gleim hatte schon den zweiten Teil Eurer „Ideen“ in Oldenburg gefunden; er hatte ihn selbst noch nicht gelesen; indes brachte mich das Sehen des zweiten Theils wieder zu dem ersten, den ich von Eurer Hand habe, und ich habe ihn auf Eure Gesundheit durchgelesen, mit Bedacht und mit Vergnügen muß ich sagen über Eure Belesenheit und über Euer Ingenium. Ihr habt eine besondere Gabe, ein Ding aufzufassen und hundert zerstreute Spiegelscheiben zu stellen, daß sie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken recht habt. Die Kapitel von den verschiedenen Graden des Lebens und der Organisation haben mir am besten gefallen. Doch ob Sie selbst gleich sagen, daß das inwendige Prinzipium von innen heraus wirke und baue, so scheinen Sie mir doch die Eigenschaften und Fähigkeiten des inwendigen Prinzipiums zu sehr von der Organisation abhängen zu lassen. Wie es mir vorgekommen ist, fehlt nach Ihrer Meinung z. E. dem inwendigen

Prinzipium des Elefanten nur der Bau des menschlichen Kopfes und sein aufrechter Gang, um das Prinzipium des Menschen zu sein; und das ist nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Tieren, deren inwendige Prinzipia zwar verschiedener Art, aber doch eines Geschlechtes sind, und durchaus nicht von Tier zu Mensch; und der Stufengang von Tier zu Tier kann und muß durchaus nicht wahr sein, vollends der von Tier zu Mensch, der auf eine ganz andre Art in der Kette steht. Es gibt allerdings einen Gang zur Vercdlung, die aber ist keine Sache der specierum und generum, sondern der einzelnen individuorum usw., wie Ihr mit mehrerm lesen sollt, wenn mich die Not zwingt, Euch einen neuen Teil vorzureiten.¹ . . .

*

Habt Ihr mir nicht selbst gesagt, ich sollte in meiner Manier schreiben? Ich mag auch von keiner Distinktion zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei mir, oder sollt' es wenigstens sein, sonst hol's der Teufel.

¹ Herder bezeichnet in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ den Menschen durch „vollkommenere Organisation im ganzen und zuletzt von seiner aufrechten Stellung“ als vom Tier in der Stufenleiter der Geschöpfe unterschieden (vgl. „Herder: Mensch und Geschichte“, Kröners Taschenausgabe Bd. 136, S. 220). Claudius findet diese Ansicht zu einseitig naturwissenschaftlich.

Aus Claudius' Briefen an Freunde und Gönner

An den Grafen Haugwitz¹

Viel Gottes Gnade und Segen zum Neuen Jahr!²
 Ich habe uns diese Tage hier ein Haus gekauft. Unser
 bisheriges Häuschen, das uns physisch zu enge werden
 wollte, fing dazu an uns über den Kopf zusammenzufal-
 len, und so habe ich in den sauren Apfel beißen müssen.
 Das neue Haus hat, welches eigentlich die Hauptsache
 ist, einen Platz hinter sich, wo ich eine Kuh weiden kann,
 ist auch so geräumig, daß Frau Trinette bequem ihre
 zweite Wochen darin halten kann. O komm wieder her,
 Lieber. Wir wollen der Frau Trinette ein warmes wei-
 ches Wochenbette machen. Willst Du nicht kommen, nun
 so kann es nicht lange mehr währen, so komme ich zu Dir.
 Gott sei mit Dir, Du Herzlieber. Frau Rebecca grüßt
 tausendmal. Ewig Dein.

¹ Mit dem preussischen Staatsmann Graf Christian Heinrich von Haugwitz verband Claudius eine enge Gesinnungsgenossenschaft und Freundschaft, die den Boren vor seinem Besuch in Weimar auf das Gut des Grafen in Schlesien führte. — ² 1781.

Schreiben des Matthias Claudius
an den Staatsminister und Präsidenten der hessischen
Landkommission, Friedrich Carl von Moser,
in Darmstadt

Hochwohlgeborner Herr, Gnädiger Herr Präsident,
ich habe einen Brief von Ew. Excellence an den Herrn
Konsistorialrat Herder in Bücheburg gelesen und bin von
der Nachsicht und großmütigen Güte, mit der Ew. Ex-
cellence darin von mir und einer Versorgung für mich zu
sprechen geruhen, um desto lebhafter gerührt worden, da
es mir so unerwartet kommt und alle meine Erwartungen
so sehr übertrifft, ich auch überzeugt bin, daß ich alles mei-
nem Freunde und Ew. Excellence Edelmut zu danken
habe.

Ich habe eine alte Mutter, die ich, solange sie noch lebt,
ungerne verlasse; aber meine ige Situation ist von der
Art, daß ich eine irgend erträgliche Versorgung mit bei-
den Händen ergreifen muß, viel mehr eine so vorteilhafte
als die ist, mit der Ew. Excellence mich beehren wollen.
Es bliebe also nur die Frage, ob ich mir getrauen dürfte,
eine solche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Manne
eine strenge Erfüllung der Pflichten, die er über sich
nimmt, doch immer die Hauptsache bleibt. Und hierüber
will ich aufrichtig und geradeheraus sein. Wenn ich von
meiner Neigung sprechen dürfte, so ist die für ein einsames
Leben, für ein nützlichcs Wirken im stillen, für Feld und

Wald und Bauernvolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlichster Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe, ein Rad in der Maschine zu sein, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß, und ich noch keine Erlaubnis habe, auf die Winke und den guten Rat desjenigen zu rechnen, unter dessen Oberaufsicht die ganze Maschine ihre Wirkung tun soll. Sollten Ew. Excellence nach diesem Bekenntnis mich dieser oder einer andern kleinen Stelle einigermaßen würdig finden; so dürfte ich wohl hoffen, daß meine Überkunft bis zur gelinden Witterung Zeit hätte, da ich vor einigen Wochen erst wieder Vater geworden bin!

Ich empfehle mich Ew. Excellence Hohem Wohlwollen und habe die Ehre mit der dankbarsten Hochachtung zu sein

Ew. Excellence untertäniger Diener

Hamburg, den 3. Oktober 1775. Matthias Claudius.

Kündigungsschreiben des Präsidenten von Moser

an den Oberlandkommissar Matthias Claudius

Ich sehe mich endlich, lieber guter Mann, genötigt, das Wort schriftlich auszusprechen, daß ich Ihnen lezthin

mündlich sagen wollte und sollte, aber nicht übers Herz rüber bringen konnte.

Ohne Schaden der Geschäfte kann dero Stelle bei der Landkommission nicht länger unbesezt bleiben, und die mit dem herannahenden Frühjahr sich vermehrenden Arbeiten erfordern, daß solches auf nächste Ostern geschehe.

Ich hatte immer noch die heimliche Hoffnung bei mir genähret, daß Sie Lust und Geschmack an dieser Art Arbeit bekommen und mit Wärme und Eifer in eine Beschäftigung mit eingehn würden, welche wahre reine Menschenliebe zum Zweck und Gegenstand hat.

Mit Betrübniß muß ich aber wahrnehmen, daß Ihnen je länger je mehr alles anekelt, was Land-Kommission heißt, daß Sie sich harte, unbillige und ungegründete Urtheile über unsere Geschäfte erlauben, deren Zusammenhang Sie nicht einmal kennen, noch je gründlich zu kennen verlangt haben, daß Sie den Charakter von Personen, von deren unermüdeten Eifer, Rechtschaffenheit und Uneigennuß Tat spricht, sogar gegen Fremde verunglimpfen und dem Institut selbst einen üblen Namen machen, mich selbst aber als einen einfältigen Tropf darstellen, der sich von schlechten Leuten wie einen Bären an der Nase herumführen ließe.

Ich kenne den und die, welche Ihnen diese unbillige Gesinnungen inspiriert und Ihr gutes, leichtgläubiges Herz mißbraucht haben, und ich verachte sie so vollkommen, daß ich mir nie die Mühe und ihnen die Freude machen werde, sie nur merken zu lassen, daß ich ihre neidische und schwarze Namen und Gesinnungen wisse.

Aber weh hat mir's gethan, daß Sie sich in diese Kabale hineinziehen lassen, weh, daß Sie Ihr Vertrauen gegen mich, da ich Ihnen stets ein offenes Herz zeigte, sichtbar zurückgezogen und dagegen eine Anstalt laut getadelt, die von einem Menschenfreund, wie Sie, am allerersten Beifall und Theilnehmung hoffen konnte.

Da es nun aber einmal so ist, wie's ist, und die alte Erfahrung, daß die schlechten Sachen in der Welt sich immer von selbst machen und die gute die mehreste Hindernisse finden, sich durch dieses neue Beispiel bestätigt, so sollen Sie doch nicht drunter leiden und nicht Fremdlings-Recht an Ihnen verlegt werden.

Wann Sie sich anheischig machen wollen, die Zeitung fortzuschreiben, wenigstens dies volle Jahr 1777 und die Land-Chronik nach dem zu entwerfenden sachgemäßen Plan mit Beihilfe anderer zu verschaffender Mitarbeiter auszuarbeiten, so sollen Sie uns lieb und angenehm sein und bleiben und den Gehalt der 600 fl. fernerhin ruhig beziehen. Besagt Ihnen aber auch dies nicht, so muß ich bitten, wenigstens 6 Wochen vorher Dero Dienst Aufkündigung zu tun, um die Anstalt wegen Continuation der Landzeitung zu tun, welche weder zum Spectacul vor dem Publico noch zum Schaden der Anstalt, wovon sie ein Glied in der Kette ist, über Nacht wieder aufgehoben werden kann.

Es tut mir leid, all dies sagen zu müssen, verkennen Sie wenigstens nicht ganz das Herz Ihres Freundes und Dieners

F. C. v. Moser.

Antwortschreiben

von Claudius an den Präsidenten von Moser

Ich habe wirklich lange nicht gewußt, was ich auf den Brief vom 26. antworten sollte; ich weiß es auch noch nicht recht, doch will ich antworten. Der liebe Gott gebe zu Glücken, daß ich nicht zuviel noch zuwenig tue.

Ich habe freilich meine Situation bei der Landkommission und das Betragen des Herrn Land-Kammerrats gegen mich, solange ich da bin, sehr sonderbar gefunden, habe aber doch alles für mich behalten und nur immer starr hingesehen, und ich bin fast volle $\frac{3}{4}$ Jahr in Darmstadt gewesen, ohne davon noch überhaupt von der Land-Kommission gegen irgendeinen Menschen ein Wort zu verlieren. Nach diesem pythagorischen Stillschweigen habe ich endlich geglaubt, den Mund mit Ehren aufzutun zu können, und hab ihn auch wirklich gegen 3 bis 4 Leute aufgetan. Mit einem Fremden wüßte ich nicht über die Landkommission gesprochen zu haben, den guten Herrn v. Schrautenbach ausgenommen, und was ich diesem und obengedachten 3 bis 4 Leuten gesagt habe, das habe ich nur bloß deswegen niemals öffentlich oder einem Ungekannten gesagt, weil ich davon keinen Nutzen sahe, wohl aber mancherlei Schaden, übrigens ist es einem jeden zu Diensten, denn es ist so gar was Böses nicht, und ich glaube es. Unter allen, die ich über die Landkommission sprechen höre, habe ich nicht einen getroffen, der von der Anstalt an sich selbst und von der Absicht des Herrn Präsidenten

v. Moser nicht mit aller der Achtung gesprochen hätte, welche die eine und die andre verdienen; aber für den Herrn Direktor haben einige nicht so gar viele Achtung, und ich habe, die Wahrheit zu sagen, noch weniger, und wenn jemand, der so handeln kann, als Herr Eymes in seiner Prozeßsache gegen den Herrn Barckhausen gehandelt hat, ein menschenfreundlicher, edler Mann heißen kann, so verstehe ich nichts davon, mag aber dann nicht menschenfreundlich und edel heißen.

Gegen mich hat der Herr Land-Kammerrat Eymes von Anfang an gehandelt, als wenn ich ein Narr oder er einer wäre, und wenn man dazu 50 Meilen weit mit Frau und Kinder hergekommen ist, so wäre man doch wohl einigermaßen berechtigt, etwas unwillig zu tun, ehe man wieder abmarschirt, aber es mag gut sein, und ich habe in der That iso alles fast schon vergessen, und ihn selbst dazu.

Die Land-Zeitung findet, wie ich höre, überall Beifall, und es ist mir darum lieb, damit ich Ew. Excellence Gnade für mich vor dem hiesigen Publico wenigstens durch etwas gerechtfertigt habe, und ich gehe mit einem Verdruß weniger zurück. Denn engagieren kann ich mich zum Land-Zeitungs-schreiber nicht. Ich bin hergekommen, nicht ehrlich und schön zu schreiben, sondern ehrlich und schön zu handeln. Das kann ich, mein lieber Herr Präsident, und ich hatte gehofft, daß ich dazu bei der Landkommission oder sonst Gelegenheit haben würde. Die Hauptursache aber wissen Ew. Excellence schon, warum ich genötigt bin, wieder heimzugehen, und wenn ein Schreiber der Land-Zeitung in den ersten 6 Wochen gefunden werden

kann, so wäre mir's um deswillen lieber, weil meine Frau bald in die Wochen kommen soll und ich sie, wenn ich nach 6 Wochen abreisen könnte, noch wohl mit heiler Haut heimbrächte. Ein gewisser junger Advokat Hoffmann möchte vielleicht zu gebrauchen sein.

Zuletzt, und wenn ich vielleicht die Gnade nicht mehr haben könnte, Ew. Exc. zu sehen, statte ich für Ew. Exc. vielfältige, unverdiente Güte nochmals aufrichtigen Dank ab und wünsche Ew. Exc. allen Gottes Segen. Ich habe das Gute und die Wahrheit mit einfältigem Herzen lieb und verstehe keinen Kurzweil in der Sache, und ob ich bei meiner Denkart zwar allen menschlichen Beifall ohne sonderliche Inkommodität entbehren kann, so wünsche ich doch, daß Ew. Excellence mir Dero Gnade und Freundschaft erhalten wollen. Bei mir soll, so gleichgültig es Ew. Excellence sein kann, alte Liebe nicht rosten.

Ew. Excellence untertäniger Diener

Matthias Claudius.

Gesuch

an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark¹

Durchlauchtigster Gnädigster Prinz!

Ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen

¹ Auf dieses Gesuch hin erhielt Claudius im Frühjahr 1788 den Posten eines Bankrevisors in Hamburg.

an, mir meine Zeit zu nehmen und mir meine izzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich erst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären. Ich wünschte irgendeine Stelle in des Königs Lande, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Prinz! Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle; sondern nur um eine, die mich nähret, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königliche Hoheit untertänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Nachtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.

Ich ersterbe mit Gefinnungen eines getreuen Untertan

Ew. Königl. Hoheit untertäniger

Wandsbeck, den 19. Oktober 1787. Matth. Claudius.

An Friedrich Heinrich Jacobi

Wandsbeck, d. 6. Dez. 1791.

Großen Dank für Deine vier Bogen; sie kommen immer noch zu rechter Zeit. Alle Sonnabend ist hier bei uns General- und große Wäsche, wo allen Kindern mit einem in

Seifenwasser getränkten, wollenen Lappen der Hals und das Gesicht gewaschen wird. Es fallen bei der Gelegenheit allemal Sprünge und sonderbare Gebärden vor, und sonderlich grimassiert der Hans unter dem Wollenlappen entsetzlich und will nicht stillestehen. Ich muß Dir dies erzählen, weil es mir so lebendig bei Deinem Briefe, damit Du mir mit Seifenlappen die Augen auswäschest, eingefallen ist. Ich habe auch Grimassen gemacht, wie Hans; habe aber doch stillgehalten wie ein Kerl, und Du sollst noch Freude an mir erleben! Ich will Dir aber nichts davon zeigen, bis Du es durch die Bogen, die noch kommen sollen, auch wirst gebügelt haben. Das rein habe ich wohl begriffen, Kant hat auch den Namen nicht unrecht gewählt, denn ich merke schon, daß es bei ihm rein genug ist.

*

Hochgeehrter Präzeptor, lieber Herr!

Num, lieber Fritz, ein Schwindel hat dem andern in meinem Kopf etwas Platz gemacht. Ich danke Dir nochmals gar schön für Deine Lektion, und es tut mir fast leid, daß Du so viel daran gewandt hast eines so rohen und undankbaren Sünders wegen, als ich bin. Es war wirklich auch meine Absicht nicht, als ich Dich bat, Dich in solche Depense¹ zu bringen. Aber freilich mit einem Münzkabinett aus neuer und fast lauter Scheidemünze läßt sich so kurz nicht umspringen. Du hast dich en maître akquittiert,² soweit ich's aus Deinen Lektionen selbst und mit dem Aus-

¹ Unkosten. — ² sehr damit beschäftigt.

zug von Schmidt beurteilen kann — wenn die Tage länger werden, will ich den Kant selber lesen. — In Deiner zweiten und dritten Lieferung möchten noch einige Böhmische Dörfer für mich liegen, die andern meine ich so ziemlich begriffen zu haben.

Vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, ob Du meinst, daß Kant sein ganzes System im Ernste selbst glaubt. Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern Menschen, Philosophen und wes Standes und Denkart sie sonst sind, geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas, von Ideen zu Sachen. Kant treibt gerade umgekehrt von Nichts zu Nichts; er verriegelt und verammelt sich mit unsäglicher Mühe und Aufwand gegen alle seine Sachen, um auf der weißen Wand seines reinen Bewußtseins der Laterna magica obzuliegen und sich an Bildern zu weiden, die nichts in der Welt sind als Bilder und mit nichts in der Welt Ähnlichkeit haben als mit sich selbst. Und wenn bei anderen Systemen, je nachdem sie der Wahrheit näher sind, das Etwas, dazu sie führen, desto reeller ist, so ist beim Kantischen System vermöge einer besondern eigentümlich künstlichen Einrichtung, wenn und je mehr er recht hat, die desto größer und sicherer. Zuerst von der Zeit, die bei Kant alles gutmacht und aufklärt, da nach der wahren Philosophie gerade sie alles verdirbt und wirrt.

Es ist allerdings wahr, daß alle sinnliche Eindrücke Modifikationen unserer selbst sind und daß die Beschaffenheit des Dings, das modifiziert wird, auf die Art der Modifikation influire und durch sie eine Regel gesetzt und ge-

geben werde. Aber alle das Wesen vom reinen Bewußtsein, reinen Formen und rein dies und rein das kann ich für weiter nichts halten, als für die bloße Fähigkeit auf eine bestimmte Art modificiert zu werden. So ist das reine Vermögen zu hören die Fähigkeit zu hören, wenn's was zu hören gibt; so ist das reine Vermögen des Sunders die Möglichkeit, daß kleine und große Schiffe durch ihn aus der Nord- in die Ost- und aus der Ost- in die Nordsee segeln können. Ich will gern glauben, was Du sagst: daß, wenn ich das ganze Vermögen zu hören kennte, ich dann von Orgel und Waldhorn, von Allegro und Presto Bescheid geben könnte, ohne dazu Erfahrung nötig zu haben. Aber ich möchte mir gern von diesem Philosophen erklären lassen, wie ich ohne Erfahrung dies Vermögen ganz kennen lernen kann, und ich zweifle nicht, daß hier ein Zirkel in herbis¹ liege. Habe Du zehn oder hundert Glasglocken; jede von ihnen hat ihren bestimmten Ton, G oder Gis usw., einen andern Ton kann sie nicht geben, wenn sie berührt wird, als der in ihr ist; aber sie gibt gar keinen, wenn sie nicht berührt wird. Kurz, alle diese Wunderdinge aus dem reinen Wollen in meinem Kopf können nicht zur Welt kommen, und ich kann, auch nach Kant seiner Methode, das a priori nicht absehen und begreifen. Es mag einmal vor der Hand mit Kant seiner Zeit und seinem Raum seine Richtigkeit haben, und mit seinen Kategorien und Schematibus – die mir übrigens vorkommen wie leere Bouteillen in einem Weinkeller, oder wie Marktschuhe, die auf den Kauf vorläufig gemacht sind und dazu

¹ Verborgten.

die Füße gesucht werden – es mag einmal pur und put a priori¹ herausoperiert und destilliert sein, wiewohl Du, bei näherer Untersuchung in -- und unten im Keller – Ingredienzen finden und spüren wirst; so ist das alles zusammengenommen der Ton, den die Glasglocke hat. Aber damit haben wir noch nichts als ein – altum silentium.² Ich kann dann höchstens eine reine Logik denken, aber keine reine Naturlehre usw. Höchstens reine analytische Grundsätze, aber keine synthetischen. Diese fordern etwas Positives, einen Schlag an die Glocke und wie der in der Theologie nur von Offenbarung herkommt, so kann er hier nur von der Erfahrung herkommen, und das ist nicht a priori. Erkläre mir das Ding besser, wie gesagt, ich weiß auch nach diesem System von keinen apriorischen Grundsätzen. Selbst das Principium Contradictionis und rationis sufficientis³ möchte ich nicht Grundsätze, sondern lieber die Zeit und den Raum der Vernunft nennen.

An Gräfin Katharina Stolberg

Sie sagen, liebe Gräfin, ich soll Ihnen über Katholizismus und Protestantismus schreiben.⁴ Was ich darüber weiß, habe ich Ihnen ja gesagt; was soll ich denn noch schreiben? Genießen und nutzen Sie den Eindruck, den fromme Katholiken auf Sie machen, soviel Sie immer

¹ Rein und grundsätzl. – ² Großes Schweigen. – ³ Das Prinzip des Widerspruchs und des zureichenden Grundes. – ⁴ Durch den Übertritt ihres Bruders Friedrich Leopold Graf Stolberg zum Katholizismus war die dem Ehepaar Claudius befreundete Gräfin in einen Gewissenskonflikt geraten und suchte Rat bei Matthias.

können. Wenn einige Dinge Ihnen, wie Sie schreiben, im Wege stehen, so lassen Sie solche stehen. Warum wollen Sie von Dingen überzeugt sein, davon Sie sich nicht überzeugen können? Und wenn Sie meinen, daß die Katholiken manche Dinge haben, die gut sind und die wir Protestanten nicht annehmen, wer wehrt Ihnen, diese Dinge, wenn Sie davon überzeugt sein, als Protestantin anzunehmen?

*

Ich wußte wohl, liebe Gräfin, daß mein Rat in der bewußten Angelegenheit¹ Ihnen hart und schwer bedünken würde. Aber, wenn er, wie Sie selbst meinen, gut und der beste ist, so lassen Sie sich das hart und schwer nicht abschrecken. Das Nicht-Gute ist anfangs leicht und wird immer schwerer und schwerer, bis es uns zuletzt erdrückt, das Gute ist anfangs hart und schwer, wird aber, frisch angefaßt, immer leichter und sanfter bis es uns zuletzt auf seinen Flügeln hebt und trägt. Denken Sie also nicht lange und viel vorher an den Graben, sondern gehen Sie vor sich hin, und wenn Sie daran kommen, setzen Sie hinüber, so sind Sie hinüber und werden sich wundern, daß er Ihnen so breit und gefährlich vorkam.

¹ Claudius hatte der Freundin geraten, die beiden Töchter ihres Bruders, die sie bisher erzogen hatte, nach dem Religionswechsel des Grafen Stolberg aus ihrer Obhut zu entlassen.

An Gisbert von der Smiffen, Kaufmann in Altona
 durch dessen Vermittlung der 73 jährige Claudius eine
 Geldsumme zur Aushilfe in der Noth erhielt¹

Es ist umsonst, daß Ihr frühe aufsteht, und hernach lange
 sitzt und esset Euer Brot mit Sorgen, denn seinen armen
 Sündern gibt Er es schlafend. Ich habe den Wechsel aus
 Elberfeld, groß Bco. Mk. 300, den Sie unterm 31. Au-
 gust an mich geschickt haben, richtig erhalten, nehme die
 Hilfe mit Dank kurz und gut an und habe es keinen Hehl,
 daß sie mir unter den dermaligen Umständen sehr zur ge-
 legenen Zeit kommt; der Mann aus Elberfeld hat sich
 nicht genannt und will meinen Dank nicht, er hat ihn
 aber desto gewisser auf andrem Wege.

Freilich das Ende und Resultat der jetzigen physischen
 und moralischen Gärung dürfte ich wohl nicht erleben,
 und es wird interessant und wichtig sein, sie zu erleben
 und Gott hinten nach zu sehen; doch muß ich mich dar-
 über trösten; am Ende ist und bleibt auch der Mensch

¹ Dänemark war seit dem Juni 1813 mit Napoleon verbündet, und bevor das dänische Wandsbek von den Truppen der Verbündeten besetzt wurde, machten sich der dreiundsiebzigjährige Claudius und seine Frau auf die Wanderschaft, zuerst nach Westensee, von da nach Vitzsburg bei Kiel zu Claudius' Bruder Detlev. Vermuthlich erreichte ihn hier die obengenannte Geldsumme. Den Kriegswinter verbringen die beiden alten Leute zuerst in Kiel, dann in Lübeck. „Wir sind hier so weit wohl, wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und ein Kaminfeuer stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß kein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur die Feuerung ist übertheuer.“ Erst am 8. Mai ist die Rückkehr nach Wandsbek möglich, in das Haus, in dem unterdes die Truppen der verschiedensten Nationen gehaust und wertvollste Papiere und Briefe des Boten, darunter den unerseßlichen Briefwechsel mit Hamann, vernichtet haben.

selbst die Hauptsache für sich, und es mag wohl viel Unheil in der Welt daher entstanden sein und entstehen, daß man sich mehr um andre als um sich selbst bekümmert hat; auch haben wir mit uns selbst genug zu tun, und mehr als wir bestreiten können, wenn uns der Stiller unsres Haders nicht zuhilfe käme – doch Gott siehet den Willen an, wenn er ernstlich ist, und er zieht, wie Hamann sagt, den Ernst eines erstickten Seufzers dem Nierenfett der Chorsänger vor.

Urteile von Zeitgenossen

Herder an Merck¹

Da meine Seele immer in Arbeit ist und so Linien der Menschheit über die Welt zieht, die ich kenne, wie die Mathematiker ihre auf der Landkarte, so brenne ich jetzt recht, den Menschen, von dem ich Ihnen aus Hamburg erzählt, daß ich ihn für das größte Genie halte, das ich da gefunden, vielleicht in Bückeberg placieren zu können. Könnte ich das, was hätte ich da für einen Freund von sonderbarem Geist und von einem Herzen, was wie Steinkohlen glüht – still, stark und dampficht.

*

... Das Beste, was ich in meinem ganzen Hiersein von neuen Schriften gelesen, sind einige einzelne fliegende Blätter und fast nur Reihen von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten gerührt werden – ich wollte, daß ich Ihnen einige überschaffen könnte, aber sie sind, wie gesagt, fast ohne Inhalt...

¹ Herders und Goethes Darmstädter Freund, der Kriegsrat Johann Friedrich Merck (1742–1792).

Bode¹ an Herder

Claudius lebt in Wandsbek wie im Paradiese, wo nicht so nackt, doch so verliebt wie Adam; er will heiraten und gewiß nicht aus politischen Nebenabsichten. Er mag Ihnen selbst von seiner Liebe, der uneigennützigsten, die vielleicht je geliebt worden ist, Nachricht geben.

Wosß an seine Braut Ernestine Wosß²

... Vorgestern war ich mit Bode und Cramer bei Claudius in Wandsbek und blieb die Nacht daselbst. Wir gingen in dem kleinen Holze spazieren, wo es überaus angenehm ist. Die Nachtigallen sangen wunderschön. Wir lagerten uns im Grase und hörten ihnen eine halbe Stunde zu. Claudius ward von der Nachtigall gerührt und erzählte mir seine Geschichte mit seiner Frau. Er hat ein vortreffliches Herz und verdiente glücklicher zu sein. Seine Frau ist wirklich sehr artig, und sie lieben sich beide aufs äußerste. Aber heiraten hätt' er noch nicht sollen. Die Zeitung trägt nicht so viel, daß eine Familie davon leben kann. Indes ist Claudius immer zufrieden und munter,

¹ Klopstocks Hamburger Verleger Johann Joachim Bode, der auch den „Wandsbecker Bothen“ herausgab. — ² Johann Heinrich Wosß (1751–1826), der Dichter, Philologe und Homer-Übersetzer, wurde als Mitglied des Göttinger „Hainbundes“ mit Claudius bekannt und befreundete sich eng mit ihm und seiner Frau Rebecca. Auch als durch die verschiedenen religiösen Überzeugungen der beiden Freunde eine gewisse Entzweiung eintrat, hinderte die nicht die fortdauernde persönliche Anhänglichkeit der Familien Wosß und Claudius untereinander.

und seine Frau auch. Wechselweise wiegen sie ihre Tochter oder tragen sie auf dem Arm herum. Ich habe mich gewundert, wie schön der Bote Wiegenlieder singen kann.

A. M. Sprickmann¹

Er ging also nach Wandsbek!

Hier lernte er – ein Bauernmädchen kennen, das jetzt seine Frau ist. Seine Rebecca ist, was ich nicht eher wußte, bis ich es auf eine Art erfuhr, die mich doppelt entzückte, ein Bauernmädchen aus Wandsbek. Ich habe sie in Hannover nachher und auch vorhin in Hamburg in der vornehmsten Gesellschaft gesehen, wo ihre Lebensart, ihr ganzes Wesen bewundert wurde. Nie habe ich den Wert der Natur so innig gefühlt. Die Liebe bildete das aus, was jene ihr so verschwenderisch, so mütterlich gegeben hatte, und machte aus ihr das vollkommenste Weib, das ich noch kenne. Sie hat nicht den geringsten der gesellschaftlichen Fehler, keinen Schatten weiblicher Eitelkeit. Einen hellen, richtigen Verstand, ein Herz gerade so fühlbar als es die Frau eines vernünftigen Mannes haben soll. Sie ist Mutter so ganz als es ein Weib je war. Das Bewußtsein, was ihr Claudius wert ist, das innigste Gefühl des Glücks, ihn zu besitzen, die Freude seines Lebens zu sein, die Schätzung alles dessen, was Claudius schätzt –

¹ Der Göttinger Jurist und Regierungsrat Sprickmann, begeisterter Anhänger Klopstocks und Freund der Göttinger Hainbündler, wurde im März 1776 durch Klopstock bei Claudius eingeführt und gab die folgende – hier gekürzt mitgetheilte – Beschreibung des jungen Hausstandes.

Kurz, alle die Merkmale der schönsten Seele geben ihr mehr Reiz als Eure ganze griechische Bildung.

Das war ein Abend, als wir so innig beisammen waren, so hab ich nie gefühlt, was Vertraulichkeit ist. Da erzählte er mir die Geschichte seiner Heirat. Keiner seiner Freunde hatte was davon gewußt, selbst der Pfarrer nicht, der sein Freund war. Den Abend vor der Hochzeit geht er nach Hamburg und bittet Klopstock und andere Freunde, wenn sie Zeit hätten, möchten sie doch morgen seine Gäste sein. Sie kommen, und er fragt sie, ob sie nicht wollten mit ihm und seiner Braut in die Kirche gehn? Da läßt er den Pfarrer rufen. Sein Schwiegervater kommt mit Rebecca. Sie erstaunen, das Mädchen in anderen Kleidern zu sehen. Kurz, er stellt ihnen seine Braut vor und heiratet. Kein Hochzeitschmaus in seinem Hause. Er bittet seine Freunde in den Gasthof zu gehen, wohin er folgen würde, und so essen sie dort zusammen, und jeder geht seiner Wege.

An seinem Hause hat Claudius einen artigen Garten. In der Tiefe desselben hat er selbst ein hohes Gerüste gebaut, von dem man die Gegend umher übersehen kann; unten ist es mit Stauden und kleinen Bäumen zu einer Laube angepflanzt. Da lagen wir denn oft oben auf dem Gerüst und tranken Kaffee vom Boden – und dann vollends die Nächte, wenn wir so im Gehölze im Mondschein herumgingen, des Frierens nicht achteten, und er dann anfing, über die Zukunft mit der ganzen Zuversicht eines edlen Herzens zu philosophieren.

Das ist Sokrates, meine Freunde, ganz Sokrates, wenn

man das jetzt noch sein kann. Auch liest er beinahe nichts als die Bibel und Sokrates, oder vielmehr was gute Leute von ihm sagen. Feiertage waren es für mich, wenn er nach Hamburg hereinkam... Dann kam er daher, Kaffee und Zucker und Fische und was er in der Haushaltung brauchte, in einem Tuche am Arm; denn das holt und trägt er immer selbst. Oft gingen wir des Abends vor Torschließen nach Haus, und dann kam uns das liebe Weib mit ihrem Mädchen entgegen – er hat zwei Kinder, das älteste ist ungefähr drittehalb Jahr alt, bei dem ist er beinahe Kindermagd. Oft habe ich ihn gefunden, daß er auf der Straße sich mit dem Mädchel im Grase herumwälzte, indes le beau monde von Hamburg daneben spazierte und sich über ihn skandalisierte.

Zum Andenken hab ich von ihm, außer Büchern, seine Pfeife von Erde mit einem grünen Bande, das seine Frau mir daranband.

Schubart über den ersten und zweiten Teil der Sämtlichen Werke¹

Eine Frucht wie Ananas, die man auf Königstafel zum Nachtsisch setzen könnte. Deutschheit, Empfindungsfülle, Religions- und Wahrheitsliebe, echte deutsche Laune sind der Charakter des Boten zu Wandsbek. Nicht selten zuckt dem Leser Genieflamme ins Gesicht ...

¹ Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), der Dichter des „Kapliedes“, besprach in seiner Zeitschrift „Deutsche Chronik“ (1775) aus artgemäßer Verwandtschaft vollströmlichen Empfindens überschwenglich begeistert den ersten Teil der Werke.

Merck an Wieland¹

Wir haben nun Claudius, ein trefflicher, sehr selbständiger Mensch – sagen Sie Goethe – so ohngefähr wie Klopstock im Außern; nur mehr poetische Laune und Leichtigkeit. Er ist derb, kalt und schlägt alle Leute in die Augen; das freut mich nun von Herzen, und ich gehe unter des Menschen Anomalie mit der meinigen wie unter einer herrlichen Dachtraufe, und die Herren Abderiten bekümmern sich schon nicht mehr um mich. Ein schönes, schönes Weibchen hat er, existiert ganz in seinen Kindern; wenn die Visiten kommen, setzt er die Kinder aufs Höfgen; weiß übrigens nichts, was Geld und Gut ist, und ist überhaupt sehr brav. ... geht ohne Stock und Degen und Puder mit dem bloßen [Kopf] zum Präsidenten, und der kann's doch nicht übelnehmen, spielt ein herrlich Klavier usw. ...

Ernestine Wos²

Beim Einräumen (im neuen Haus) fehlte es nicht an hilfreichen Händen; besonders tätig zeigten sich Wilm, Claudius und Rebecca. Diese geleiteten uns auch abends

¹ Der Kriegsrat Merck hatte sich, als Claudius 1776 in Darmstadt als „Oberlandkommissarius“ tätig war, seiner angenommen, ohne daß es jedoch zu einer freundschaftlichen Beziehung zwischen den verschieden gearteten Männern kam. – ² Im Frühjahr 1777 zog Johann Heinrich Wos mit seiner jungen Frau Ernestine nach Wandsbek, um in der Nähe des befreundeten Paares Claudius zu sein, und wohnte dort, bis er im nächsten Jahre als Rektor nach Otterndorf ging.

nach Haus und Claudius zündete aus seiner Handlaterne das erste Licht an, und hielt dann einen feierlichen Sermon über Einigkeit und Sparsamkeit, und, daß die Frau in ihrem Ehemann den rechtmäßigen Herrn anerkennen, dieser aber seine Herrschaft auch nicht über Gebühr ausdehnen müsse... Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielten ein Stück kaltes Pöckelfleisch oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schloßgarten selbst aus dem Teiche heben sah, und, ins Schnupftuch gebunden, nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrot und abgekochten Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen...

Johann Kaspar Lavater¹

Asmus ... omnia sua secum portans. Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter... aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verstand. Hell und richtig und rein wird er sehen und rich-

¹ Johann Kaspar Lavater (1741–1801), der deutsch-schweizerische christliche Erbauungsschriftsteller, gab nach einem Schattenriß in seinen „Phyognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, 1775–78, die unter Goethes Mitarbeit entstanden waren, diese Charakteristik von Claudius. Vgl. die Besprechung des Werkes durch Claudius S. 171 ff.

ten, was vor ihn kommt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; niemandem zu Lieb noch zu Leid. Kurz! schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitsfinnes! Genie des Herzens – Armut und Zufriedenheit! Demut und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes – und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens.

Goethe an Charlotte von Stein¹

Claudius, le fameux Wandsbeker Bote, arrivera aujourd'hui, nous verrons donc aussi ce personnage singulier, ce qui nous intéressa beaucoup –

Johann Friedrich Reichardt²

Claudius trug mir lezt auf, den Herausgebern der Berliner Monatschrift³ zu sagen, sie möchten ihm doch ferner

¹ Im Herbst 1784 machte Claudius eine Reise nach Weimar; er war dort mit Herder, Goethe und Wieland zusammen und erlebte Jacobis's Aussprache mit Goethe und Herder über Lessings angeblichen Spinozismus; vgl. hierzu die Anmerkung auf S. 199. – ² Johann Friedrich Reichardt (1752–1814) wohnte von 1792–94 in Altona und befreundete sich mit Claudius; Reichardt war Komponist, Schriftsteller, ein auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehender Mann, eine Zeitlang Hofkapellmeister Friedrichs des Großen und Freund Goethes; er vertonte auch Gedichte von Claudius, u. a. das bekannte „Morgenlied eines Bauersmanns“. – ³ Die „Berliner Monatschrift“, ein Blatt der Aufklärungsrichtung, hatte Claudius wegen der Übersetzung St. Martins (vgl. Anmerkung auf S. 82) angegriffen und ihm Mystizismus und geheime katholische Gesinnung vorgeworfen.

wie anfänglich ihre Monatschrift schicken, er lese sie recht gerne, wenngleich neuerlich einigemal darin gestanden, er halte es mit den Katholiken und helfe den Katholizismus verbreiten. Er habe hierüber sogleich seine Frau befragt, ob sie irgend etwas Katholisches an ihm wahrgenommen, und da diese, die ihn doch am besten kenne, ihm versichert habe, sie habe nicht das geringste derart an ihm wahrgenommen, sei er darüber ferner nicht unruhig und lese die Monatschrift recht gerne.

Friedrich von Matthison¹

Claudius gehört zu den wenigen in der deutschen Gelehrtenrepublik namhaften Sterblichen, wo Mensch und Schriftsteller die nämliche Person ausmachen und wo man den einen ebenso liebgewinnen kann als den andern. Ich kenne noch einen zweiten, bei dem dieses im gleichen Grade der Fall ist, und das ist Pestalozzi, der überhaupt in seiner ganzen Persönlichkeit eine auffallende Ähnlichkeit mit Claudius hat. Auch erscheint er im Lebensgang ebenso einfach und anspruchslos und nicht weniger warm für Volksglückseligkeit, deren Beförderung und Erhaltung ihm näherliegt wie das Wohl des geliebtesten Freundes oder sein eigenes.

¹ Der Dichter Friedrich von Matthison (1761–1831) wurde mit der Familie Claudius bekannt, als er in Altona als Privatlehrer wirkte; die Schilderung gab er im Jahre 1789.

Ein Gast der Wandsbeker Familie¹

Alles zeigt eine geräuschlose, im stillen glückliche Familie, die eines Sinnes und Herzens nicht nur zu sein scheint, sondern auch ist. — Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken — seine Haare hängen ihm unfrisiert und ungepudert über den Rock; er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen —, und wir durchstreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo das Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch geteilte Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsre Gesellschafter sind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieser Erscheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da ist's oft, als wenn wir um einen Altar ständen. Man kann es jedem im Gesichte lesen, daß er von innen opfert.

Vorgestern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bock-

¹ Anfang der neunziger Jahre hält sich ein junger katholischer Geistlicher aus Bayern, Sertele, einige Zeit bei Claudius in Wandsbek auf und gibt einen — hier im Auszug mitgetheilten — Bericht von dem patriarchalischen Leben im Hause.

sprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herum machte! – und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinterdrein! Mancher würde denken, so würde der Respekt der Kinder gegen den Vater verlorengehen. Aber die Tatsache widerlegt es; denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allen aus; sie freuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um so mehr. – An Sonntagen liest er abends eine Predigt aus Taulerus vor.¹ So simpel die Sprache dieser Predigten ist, so voll Geistes und so rührend sind sie. Wir sind dann alle ganz stille um den Tisch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig seine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck, und die andächtige Stille und Gebärde eines jeden mag auch nicht ohne gegenseitige Wirkung sein. Der Übergang zu einem schönen, erbauenden Liede ist dann ganz natürlich oder zu dem prächtigen Te Deum von Schulz oder zu Hassens² schmelzendem Glorioso redemptor; der kleine Fritz, den auch schon die Harmonie der Musik rührt, fällt mit seiner zarten Stimme darein; er kann nicht mehr auf dem Schoße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortspielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch seine Beihilfe noch reizendere Töne zu entlocken.

¹ Seit den neunziger Jahren beschäftigte sich Claudius mit den Schriften der deutschen Mystiker Tauler, Tersteegen und Angelus Silesius. –

² Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800), Komponist und seit 1787 Kapellmeister in Kopenhagen, vertonte eine Reihe Claudius'scher Gedichte im Volkston. – Johann Adolf Hasse (1699–1783), der bekannteste deutsche Opern- und Oratorienkomponist vor Mozart.

Zeit und Ewigkeit

„Der Mensch kann“, sagte Claudius, „in der Zeit sein und doch ohne Zeit leben. Wie schnell verfliegt dem, der über etwas tiefer nachdenkt, die Zeit! Sie schwindet und ist keine Zeit für ihn. —

In dem anderen Lande gibt es keine Zeit. Wenn man in seinem Elemente und ganz ist, was man ist, dann fällt alle Zeit weg, die nur für diese Erde ist, und dies nicht für immer, denn es ist schon hienieden ein schlimmes Zeichen, wenn man viele Zeit, oder wie man es heißt — Langeweile hat.“

Wilhelm von Humboldt¹

Er ist bei der Bank angestellt.² Brav, gutmütig, herzlich, gefellig und in der Gesellschaft witzig und launig in sehr hohem Grad. Doch soll er von dieser seiner Originalität viel verloren haben. In religiösen Ideen soll er schwärmerisch und mystisch sein. Außer einiger Lektüre und seinen wenigen Geschäften lebt er ganz in und für seine Familie. Sein Auseres ist nicht eben angenehm, obgleich offen und natürlich. — Seine Frau Rebecca gehört zu den sehr ausgezeichneten Frauen. Sie hat etwas überaus Edles, Sanftes und Feines in ihrer Bildung, ist sicherlich eine höhere Natur als der Mann, existirt bloß für die Ihrigen und flößt unwiderstehliche Achtung ein, selbst wenn man sich

¹ Wilhelm von Humboldt besuchte Claudius im September 1796.

² Seit dem Frühjahr 1788 bekleidete Claudius den Posten eines Bankrevisors in Hamburg.

ihr auch nicht weiter nähert. — Die Familie ist zahlreich, gesund und munter und macht einen sehr angenehmen Eindruck, vorzüglich die Töchter.¹

Justus Möser

in seiner Schrift gegen Friedrichs des Großen²

„De la littérature allemande“

Claudius, der nichts ausdrückt, als was er empfindet, und gerade in diese aufrichtige Übereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt.

Henriette Schlosser³

Claudius erste Erscheinung frappierte, weil sie zu einfach, ja unscheinbar war, um das anzukündigen, was er war.

¹ Matthias und Rebecca hatten folgende Kinder: Der erste Sohn ist totgeboren (1773), Karoline (geb. 1774), Christiane (geb. 1775, gest. 1796), Anna (geb. 1777), Auguste (geb. 1779), Trinetre (geb. 1781), Johannes (geb. 1783), Rebecca (geb. 1784), Matthias (geb. 1786, gest. 1788), Fritz (geb. 1789), Ernst (geb. 1792), Franz (geb. 1794). — ² Justus Möser (1720–1794), bedeutender Volkswirtschaftler, Politiker, Schriftsteller und Volkskundler, Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte“ sowie der gegen Friedrich den Großen gerichteten Schrift „Über die deutsche Sprache und Literatur“, in der er der skeptischen Auffassung des Königs entgegentrat. — ³ Die Tochter Johann Georg Schlossers (des Schwagers Goethes) aus seiner zweiten Ehe mit Johanna Fahlmer. Die Familie Schlosser wohnte — wie die Familie Voss und Jacobi — ebenfalls im Jahre 1796 eine Zeitlang in Wandsebek.

Friedrich Heinrich Jacobi an Heinse¹

Der Wandsbeker Bote hat in jeder Rücksicht meine Erwartungen übertroffen. Er ist ein wahrer Bote Gottes; sein Christentum so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich es mir wohl auch noch wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß.

Aus Friedrich Heinrich Jacobis

Anzeige des sechsten Teiles der „Sämtlichen Werke“
von 1797

Rezensent gehört unter diejenigen und ist insofern nur ein Mensch wie ein anderer, die es nicht vergessen können, wie vielen Dank allerlei Art ihm Asmus, der Bote zu Wandsbek, seit 25 Jahren abgewonnen hat: denn so lange durch-

¹ Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) war ursprünglich Kaufmann, widmete sich aber dann philosophischen Studien und Arbeiten, schrieb den sentimentalen Roman „Woldemar“ im Stil von Goethes Werther, ward kurpfälzischer Geheimrat und im Jahre 1807 Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften. Als Gefühls- und Glaubensphilosoph steht er wie Claudius gegen Aufklärung und Vernunftverherrlichung und ist in seiner Behauptung, der Mensch könne das Übersinnliche durch angeborene Veranlagung wahrnehmen und durch die ihm inwohnende „Schöne Seele“ zu unmittelbarer Erkenntnis des Schönen und Guten kommen, ein dem Claudius'schen Denken und Wollen unmittelbar ähnlicher Geist. Deshalb verband ihn auch mit dem Boten eine besonders betonte Freundschaft. Wenn er nicht auf seinem Gut Pempelfort bei Düsseldorf sich aufhielt, wohnte Jacobi öfter zeitweise auf dem Schimmelmann'schen Gut in Wandsbek. Von 1778–80 erzog Claudius seine beiden Söhne. Jacobis Sohn Max heiratete 1798 Claudius' Lieblings-tochter Anna.

wandert er nun schon an seinem Botenstabe das weitläufige Deutschland; bestellte während dieser Zeit nicht nur an die Reichen in den großen Städten, an die Uppigen, die in Palästen wohnen, sondern mit gleicher Emsigkeit und Treue, ja wohl noch freundlicher und lieber im entlegenen Dorfe, in der einsamen Hütte, an die Dürftigen, Kummervollen und Bedrängten, was seine Aufträge mit sich brachten. Eine gute, biedere Seele! Und ich denke so eben dabei: daß, wenn auf jedes Fenster oder Fensterchen, wo er anklopfte und etwas hineinreichte, das dem Bewohner lieb war, eine nur geringe Taxe gelegt würde, der gesammelte Ertrag ansehnlich genug ausfallen dürfte, um selbst Herrn Pitt aufmerksam darauf zu machen. ...

So viel gutes Zeugnis dürfen wir ihm geben, daß er sich gleichgeblieben und sein 6. Theil nicht geringer an Wert ist als die vorhergegangenen. Dieses hat er wohl seiner ernstlichen Manier zu danken, welche nicht zu den Manieren der Kunst gehört, die jemand annimmt, wählt oder sich selbst schafft. Ganz im Gegenteile erschafft diese Manier sich ihre Kunst, eine Kunst, von der man zwar gestehen muß, daß sie keine Kunst ist, wie sie die ganz vornehmen Leute, die großen Virtuosen, die sich selbst dafür ansehen, besitzen und fordern, die aber dagegen das Gute mit sich bringt, daß sie nie etwas vom Handwerke annehmen, noch weniger am Handwerke sterben kann. Ohne „alle Gerechtigkeit“ und „in Knechtsgestalt“, diese zwei Bestimmungen charakterisieren auffallend die Art und Kunst unsers Freimeisters in allen seinen Werken. Wenn sich etwas neu und tief Empfundenes oder groß und trefflich

Gedachtes in seiner Einbildungskraft gestaltet hat und nun im angeborenen Glanze hervortreten will, so hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löschen; er erröthet, windet und versteckt sich – will es nicht getan haben! – Daher die ihm so ganz eigentümliche Weise der Einkleidung, die drollichten Wendungen, die eingemischten Späße, das Lächeln, das er dem Leser auf die Lippen bringt, indem er zugleich sein Innerstes oft bis ins Mark erschütteret.

Caroline Herder an Gleim¹

Ich sage immer zu meinem Mann: Da er so sehr an die Vorsehung glaubt, so muß man die Vorsehung vertreten, damit er nicht den Glauben an sie verliert.

Johann Friedrich von Meyer²

Seit vierzig Jahren wandelt nun der Bote in seinem Dienst umher, beschleicht die großen Händel der Menschheit als einer übersinnlichen Erscheinung, beobachtet den Zeitlauf als einen Auswuchs der Ewigkeit, berichtet und weist zurecht, daß man den rechten Weg nicht verfehlen möge. Er schritt der Zeit nach, weil er sie überleben mußte:

¹ Herders Gattin Caroline geborene Flachsland (1750–1809). –

² Der Bibelübersetzer Johann Friedrich von Meyer veröffentlichte in den „Heidelberger Jahrbüchern“ eine ausführliche Besprechung des im Jahre 1813 erschienenen achten Theiles der „Sämtlichen Werke“, aus der diese Stelle entnommen ist.

er schritt ihr voran, weil er, des Landes kundig, ihre Krümmen wahrnahm. Anfänglich tritt er auf als ein junger Mann, dessen Gemüt durch eigene Leiden und durch den Anblick des Erdenjammers das Gleichgewicht verloren hat; er sucht dieses wieder zu erringen, indem er sich mit Scherz und Mut gegen seine eigene Empfindlichkeit waffnet, sich das Vaterland und die Häuslichkeit behagen läßt, in wichtigen wissenschaftlichen Werken forscht, die auf das Ganze der Menschheit Bezug haben, und während er uns mit dem allem unterhält, zugleich die Unreinen erschüttert und die Reinen in bessere Welten trägt.

Bericht des Schwiegersohnes

Friedrich Perthes¹ über Matthias Claudius' Tod

am 21. Januar 1815

Unser geliebter Wandsbeker Papa ist nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle.

Er hat einen harten und langen Kampf zu bestehen gehabt. — Obnerachtet aller Leiden, die seine zarte Natur äußerst schmerzhaft empfand, war er unausgesetzt voll Liebe und Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebende. — Er konnte aber immer das Rätsel der Trennung, welches er

¹ Friedrich Christoph Perthes (1772–1843) heiratete als junger Buchhändler in Hamburg Claudius' älteste Tochter Karoline am 2. August 1797. Im Jahre 1813 trat er an die Spitze des Aufstandes gegen die Franzosen, wurde nach ihrer Rückkehr vertrieben und seines Vermögens beraubt. Diese Ereignisse erlebte Claudius noch mit. 1815 erwirkte Perthes als Abgeordneter die Freiheitsakte der Hansestädte und siedelte im Jahre 1821 mit seiner Familie nach Gotha über.

scharf ins Auge gefaßt hatte, nicht gelöst finden, und er sagte mehrere Male: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studiert, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll.“ Abwechselnd dauerte dieser Zustand zweimal vierundzwanzig Stunden. — Den 21. morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernstlicher und er fühlte das Ende näherkommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Übel.“ Um 2 Uhr mußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf eine Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — sagte eine Minute darauf einigemal: „Gute Nacht! Gute Nacht!“ — dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf. Dann sah er noch segnend nach Rebecca und wollte weiter sehen, aber die Augen versagten ihm.

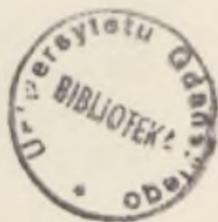
Er tat drei starke Atemzüge und verschied. —

Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehn: so müde und satt, befriedigt vom Irdischen und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, schönen, menschlichen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das was er hoffte, eine besondere Hilfe von oben, ein heller Blick ins Übersinnliche wurde ihm nicht zuteil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut. Seine Eigentümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt, und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahr-

haft reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot. — Er ruht neben der ihm längst vorangegangenen Tochter.

Wilhelm Herbst, des Dichters erster Biograph

Claudius gehört zu den begnadigten Geistern, die wesentlich bauende Kräfte besitzen und ausüben. Er half zwar schon bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten auch zerstören und einreißen, damals vielleicht vorzugsweise als Sturmläufer gegen Formalismus, Unnatur, französischen und klassischen Götzendienst, aber er war verneinend nicht aus Verneinungslust, sondern nur aus dem tiefen unbewußten Trieb eines lebensfähig Neuen, was er in sich trug —, er sträubte sich gegen die modische Geseflichkeit in Literatur und Leben, weil es eine falsche war, aus der Ahnung eines höheren Gesetzes, das in seinem Geiste arbeitete. Er war eine bejahende, im Grunde seines Wesens positive Natur.



Vervollständigt wird auf die Ausgabe von E. Redlich: *Matthias Claudius, Werke*. Gotha 1902. Band I (Teil 1-5) und II (Teil 6-8) und Nachlese. W. B. bedeutet „Der Wandstücker Botte“.

Der Weise. Seite 1: An meinen Sohn Johannes Band II, Seite 157-160; S. 6: Schönheit und Unschuld I, 275 bis 277; S. 9: Ein gülden ABC I, 161-163; S. 12: Ein silbern dito II, 163-165; S. 15: Vom Glück eines guten Gewissens I, 329 f.; S. 16: Von ehelichen Gefühlen I, 268, 270 f., 273 f., 275; S. 19: Daß man selbst etwas sein muß I, 375 f.; S. 21: Brief an Andres I, 104-106; S. 24: Von der Freundschaft I, 219 f.; S. 26: Von Männlein und Fräulein I, 123; S. 27: Gelehrte Sachen W. B.; S. 29: Denksprüche alter Weisen I, 85-87; S. 32: Bei einem Begräbnis I, 15 f.; S. 33: Vom Abschiednehmen I, 206 f.

Der Hausvater. S. 35: Brief an Andres I, 126 f.; S. 36: Vom Fest des Kinderkriegens I, 147 f.; S. 37: Kinderstil II, 60; S. 38: Vom Herbstling und Eisäpfel I, 263 f.; S. 41: Brief an Andres I, 102 f.; S. 42: Brief an Andres I, 196 bis 199; S. 46: Um einige alte Kirchenlieder I, 414 f.; S. 48: Das erste wahre Mittel W. B.; S. 49: Ein sonderlicher Casus I, 33; S. 50: Brief an Andres I, 20.

Zwiespalt. S. 52: Vom Rad des Wissens II, 24-26; S. 55: Korrespondenz über die Kinderzucht II, 47-53; S. 64: Der Schleier der Seele I, 15; S. 65: Geburt und Wiedergeburt II, 293, 294 f., 296, 298, 300; S. 67: Zeitliches und Ewiges I, 344 f., 349 f., 350 f.; S. 71: Warum der Mensch II, 85-87.

Von der stillen Wahrheit. S. 75: Die Wahrheit I, 68; S. 75: Die Wahrheit eine Sache I, 479-482; S. 79: Die Wahrheit eine Arznei I, 160 f.; S. 80: Die Wahrheit ein Riese I, 204, 205, 206; S. 82: Wo die Wahrheit nicht zu finden sei I, 254, 256.

Gläubiges Herz. S. 85: Vom Lesen im Johannesevangelium I, 17; S. 86: Über das Gebet I, 189-192; S. 91: Das Gebet I, 258; S. 92: Dein Wille geschehe II, 275-277.

- Andacht in der Natur. S. 94: Im Junius I, 32; S. 94: Am Karfreitagmorgen I, 14; S. 95: Ein Brief an den Mond I, 60f.; S. 96: Das Weltall eine große Familie I, 144–147; S. 98: Vom Wachstum I, 438.
- Die gequälte Kreatur. S. 100: Schreiben eines Hirschen I, 180; S. 101: Der Schwarze in der Zuckerplantage I, 16; S. 101: Besuch im St. Hiob I, 307–312; S. 105: Verflucht sei der Acker I, 312–316.
- Staat – Ordnung – Frieden. S. 108: Das alte und neue Regierungssystem II 8, 10–12, 12, 37; S. 112: Sinn der Gesetze I, 493, 495f.; S. 115: Politische Korrespondenz II, 402–422; S. 132: Kriegslied I, 282; S. 134: Schreiben eines Dänen II, 447–451.
- Der Kritikus. S. 141: Korrespondenz zwischen Fritz usw. II, 348–357; S. 153: Von deutscher Art und Kunst II, 371–373; S. 156: Oden I, 252–254; S. 159: Wielands Amadis II, 365; S. 160: Der Deutsche Merkur W.B.; S. 161: Goethe, Götz von Berlichingen II, 374f.; S. 163: Die Frühlingsnacht W.B.; S. 164: Palämon W.B.; S. 165: Herder, Älteste Urkunde W.B.; S. 165: Goethe, Leiden des jungen Werthers I, 45f.; S. 166: Nicolai, Freuden des jungen Werthers II, 385f.; S. 168: Herder, Auch eine Philosophie I, 120f.; S. 170: Lessing, Emilia Galotti W.B.; S. 171: Lavaters Physiognomische Fragmente I, 129–133; S. 176: Goethe, Zwei wichtige biblische Fragen II, 370f.; S. 178: Abhandlung vom menschlichen Herzen II, 357–361; S. 184: Über das Genie I, 24 bis 26, 28–30; S. 189: Kleine Geschichtchen I, 277–279; S. 192: Wandelbarkeit und freier Wille I, 57f.; S. 194: Die Allesbekehrer I, 321, 71; S. 195: Stolz und Bildungsdünkel I, 18f., 59; S. 199: Die Hauptsache I, 431.
- Was ist der Mensch? S. 201: Der Mensch I, 296; S. 202: Täglich zu singen I, 170f.
- Das Kind. S. 204: Anselmuccio I, 126; S. 204: An ein neugeborenes Kind II, 368; S. 205: Als er sein Weib und's

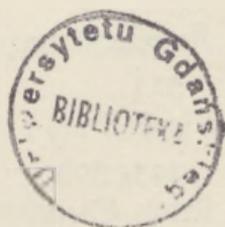
- Kind I, 24; S. 205; Die Mutter bei der Wiege I, 39; S. 206; Motteto I, 200 f.; S. 207: Ein Wiegenlied I, 80 f.
- Der Bauer. S. 210: Der glückliche Bauer I, 436 f.; S. 213: Abendlied eines Bauersmanns I, 121 f.; S. 215: Der Bauer, nach geendigtem Prozeß I, 416.
- Wandsbek. S. 216: Das Wandsbeker Liedchen II, 363; S. 217: Ankündigung II, 361 f.; S. 219: Das Kartoffellied I, 234; S. 220: Rheinweinlied I, 199 f.; S. 222: Als der Hund tot war I, 47; S. 223: Mein Neujahrslied I, 11 f.
- Herrlichkeit der Schöpfung. S. 226: Frau Rebecca mit den Kindern II, 40-42; S. 228: Abendlied I, 257 f.; S. 230: Die Sternseherin Lise II, 40-42; S. 231: Ein Lied vom Reifen I, 217-219; S. 234: Ein Lied hinterm Ofen zu singen I, 281 f.
- Ewigkeit der Liebe. S. 236: Die Liebe II, 72; S. 236: Frau Rebecca I, 286 f.; S. 237: An Frau Rebecca II, 70 f.
- Das Mädchen. S. 239: Phidile I, 34; S. 241: Phidile nach der Kopulation I, 138 f.
- Tod. S. 243: Der Tod und das Mädchen I, 94; S. 243: Christiane II, 71; S. 244: Der Tod II, 72; S. 244: Zum Tode der Schwester I, 26; S. 245: Bei dem Grabe meines Vaters I, 106; S. 246: Die Mutter am Grabe I, 339; S. 247: Der Vater I, 339; S. 247: Sterben und Auferstehn II, 292 f.; S. 249: Ein Seliger an die Seinen in der Welt II, 155.
- Rechenschaft. S. 250: Nachrede W.B.; S. 252: Was versteht Er denn eigentlich unter Poesie? I, 156; S. 252: Spekulations am Neujahrstage I, 88 f.; S. 254: Bekenntnis eines Schriftstellers II, 99-101; S. 256: Valet an meine Leser II, 220-224.
- Eine heilige Gestalt. S. 263: Du möchtest gern I, 319; S. 265: Sein Reich ist nicht von dieser Welt I, 331; S. 267: Es geht mir ebenso II, 79.
- Berichte, Briefe und Urteile: siehe das angeführte Schrifttum.

—

In Schrifttum über Claudius sei genannt: die in innerer Verwandtschaft mit dem Geiste des Dichters geschriebene Lebensdarstellung von Wilhelm Herbst, Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. Vierte Auflage. Gotha 1878; die gründliche wissenschaftliche, die Stellung des Dichters in seiner Zeit erschöpfend darstellende Biographie von Wolfgang Stämmeler, Matthias Claudius der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte (Halle 1915); und die im Eckart-Verlag erschienenen „Gesammelten Briefe von Matthias Claudius“ (Berlin 1937).

- Abendlied (Der Mond ist
 aufgegangen) 228
 Aristoteles 155, 162
 Aufklärung 166 ff., 185,
 194 ff., 294–297, 306
 Bauerntum 210–215
 Bibel 85
 Bode, Johann Joachim 275,
 302
 Christentums, Stifter des 6,
 23, 95, 255 ff.
 Claudius, Anna 314
 —, Christiane 244
 —, Rebecca 13, 236–242,
 276 ff., 303–305
 Demokrit 198
 Faust 187
 Freiheitsbegriff 10, 174 ff.,
 192 ff.
 Friedrich der Große 121,
 311
 Goethe 153, 159, 161,
 165, 176–178, 307,
 308
 Goeze, Joh. Melchior 146,
 194
 Hamann, Joh. Georg 43,
 82, 165, 299
 Herder, Caroline geb.
 Flachsland 279, 316
 Herder, Joh. Gottfried 43,
 153 ff., 165, 168, 275
 bis 284, 286, 301 ff.
 Homer 198
 Humboldt, Wilhelm von
 312
 Hume, David 193
 Huß, Johann 256
 Jacobi, Friedrich Heinrich
 199, 293, 313, 314
 Johannes der Täufer 114
 Kant 60, 63, 258, 294 bis
 297
 Katharina II. von Rußland
 8 ff., 11
 Kindererziehung 19 ff., 55 ff.,
 311
 Klopstock 16, 156 f., 224 ff.,
 245, 303
 Krieg, Stellung zum 132,
 133, 134 ff.
 Lavater 171–176, 307 bis
 308

- Lessing 79, 141 ff., 170 ff.,
 199, 308
- St. Martin, Louis Claude
 de 82, 308
- Matthison, Friedrich von
 309
- Merck, Joh. Friedrich 301,
 306
- Moser, Friedrich Carl von
 280 ff., 286–292
- Möser, Justus 313
- Napoleon I. 134, 299
- Numa Pompilius 253
- Philosophie, Stellung zur
 80 ff., 195 ff.
- Pythagoras 198
- Reichardt, Joh. Friedrich
 308
- Religion, Stellung zur 4,
 78, 176–178, 260 ff.
- Revolution, französische
 108 ff., 299–300
- Schubart, Chr. Daniel 305
- Shakespeare 157, 163
- Sokrates 184, 198, 253,
 304
- Sprickmann, A. M. 303 ff.
- Staat 108 ff.
- Vaterland 223–225, 252 ff.
- Vergil 218
- Voltaire 193
- Voß, Joh. Heinrich 302,
 306
- Wieland 159 ff., 306
- Willen II, 52 ff.
- Wissenschaft 198
- Wolff, Chr. Aug. 185
- Zweinaturenlehre 65 ff.,
 105 ff.



ZBIORY SPECJALNE

BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

XX w.

900617

